GEORGE BUCHANAN

MEINE MISSION IN RUSSLAND

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK
BERLIN

GEORGE BUCHANAN

MEINE MISSION IN RUSSLAND

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK
BERLIN

GEORGE BUCHANAN / MEINE MISSION IN RUSSLAND

GEORGE BUCHANAN

MEINE MISSION IN RUSSLAND

1926

Verlag für Kulturpolitik / Berlin

32w1: 940

Aus dem Englischen übertragen von Else Baronin Werkmann



Copyright 1926 by Verlag für Kulturpolitik / Berlin
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

KAPITEL I

1876–1880

Obgleich Diplomaten nicht wie die Poeten den Vorzug beanspruchen dürfen, als solche geboren zu sein, darf von mir doch in gewissem Sinne gesagt werden, ich sei in die Diplomatie hineingeboren, denn ich kam in der Gesandtschaft in Kopenhagen zur Welt, wo mein Vater damals Gesandter war. Seine Karriere hatte er unter Lord Stratford de Redcliffe nach dessen Ernennung zum Botschafter in Konstantinopel begonnen. Als ein Halbjahrhundert später — im April 1876 — die Tore der Diplomatie sich mir öffneten, ließ mich der große Elchi in der Erinnerung daran kommen, gab mir seinen Segen und wünschte mir alles Gute für meine Lebensreise. Trotz seiner 90 Jahre noch ein auffallend schöner Mann, war er die gebieterische Persönlichkeit geblieben, die im ottomanischen Reiche so viele Jahre hindurch, im Guten wie im Bösen, ausschlaggebend gewesen war.

Zu meiner Zeit wurde man nach einer Prüfung, die die Intelligenz des Kandidaten auf keine allzu harte Probe stellte, zum Diplomaten ernannt. Die einem frisch zugeteilten Attaché bei seinem ersten Training im Foreign Office zugewiesenen Arbeiten beschränkten sich auf reine Schreibertätigkeit, wie das Kopieren von Depeschen und das Chiffrieren und Dechiffrieren von Telegrammen. Man wurde jedoch dafür einigermaßen entschädigt, denn es war neu und interessant, hinter den Kulissen sein zu dürfen und einen Blick in das innere Getriebe der Diplomatie werfen zu können. Besonders in einem Augenblicke, wo die orientalische Frage drohend am Horizonte heraufzog und vom Fürsten Bismarck das berühmte Berliner Memorandum ohne vorherige Anfrage bei Ihrer Majestät Regierung aufgesetzt worden war. Ich erinnere mich, daß die Königin über die ihrer Regierung vom Fürsten Bismarck gezeigte Geringschätzung so empört war, daß sie ihren Gefühlen sofort Luft machte. Ich konnte damals auf einem Bericht aus Berlin lesen: „Fürst Bismarck behandelt England wie eine Macht dritten Ranges. Das bringt das Blut der Königin zum Kochen."

Im Foreign Office blieb ich nur wenige Wochen, da mein Vater, dessen Dienstzeit als Botschafter in Wien sich ihrem Ende näherte, um meine Zuteilung zu dieser Botschaft gebeten hatte. Für einen jungen Attaché war Wien damals ein entzückender Posten, um so mehr, wenn er als Sohn des Botschafters Eingang in die exklusivste Gesellschaft fand, wo man entweder mit all seinen Zeitgenossen auf du und du stand oder mehr oder weniger ignoriert wurde.

Die Wiener waren so tanzwütig, daß ich einmal einen Ball beim Fürsten Schwarzenberg mitgemacht habe, der um 11 Uhr vormittags begann und bis

6 Uhr abends dauerte. Aber die damaligen Modetänze und die dabei zu beobachtende Etikette würden kaum den Beifall unserer heutigen Foxtrotter finden. Bei den Hofbällen wurde sogar der „trois temps" (Dreischrittwalzer) als peu convenable angesprochen. Bei jedem Ball gab es aber ein Komtessenzimmer, zu dem keine verheiratete Frau Zutritt hatte. Da scherzten in den Tanzpausen die jungen Mädchen mit ihren Partnern, wobei sie mit eifersüchtigem und wachsamem Auge jeder irrenden Schwester folgten, die wagte, die Grenzen der höchst harmlosen Flirtation zu überschreiten. Tanzengagements wurden überdies für die ganze Saison notiert, so daß man auf jedem Ball den gleichen Kreis von Partnern hatte. War man verhindert, einen Ball zu besuchen, so mußte man einen Stellvertreter ausfindig machen, der die Engagements zu übernehmen hatte. Aber trotz mancher altmodischer Gebräuche und Gewohnheiten werde ich stets die angenehmste Erinnerung an die österreichische Gesellschaft bewahren, an ihre freundliche und großherzige Gastfreundschaft und an ihre „Gemütlichkeit", ein Wiener Wort, für das sich im Englischen kein Ausdruck findet.

Abgesehen von seinem angenehmen gesellschaftlichen Leben konnte sich Wien überdies einer Anzahl Theater von hohem Werte rühmen, die für einen glühenden Theaterverehrer wie mich eine Quelle unendlichen Vergnügens bildeten. Das Burgtheater war damals noch in seinem alten Haus neben der Burg, wo die Schauspieler, trotz der Enge des altmodischen Gebäudes, sich viel heimischer und mehr in ihrem Elemente fühlten als in dem geräumigeren und prächtigeren, einige Jahre später erbauten Theater. Sonnenthal und Frau Wolter standen als Vertreter der dramatischen Kunst noch im Zenithe ihres Ruhmes. Mit ihnen und einem Ensemble vollendeter Künstler stand das Burgtheater dem großen französischen Theater in der Rue Richelieu als nicht zu unterschätzender Rivale gegenüber.

Unsere Unterhaltungen waren auch keineswegs an Wien gebunden. Im Herbst gingen mein Vater und ich häufig nach Gödöllö bei Budapest, wo selbst ein schlichter Attaché wie ich in persönliche Berührung mit dem Kaiser, der Kaiserin und dem unglücklichen Kronprinzen Rudolf kam. Graf Andrássy und viele ungarische Magnaten waren ständig in der Jagdgesellschaft anzutreffen, so daß mein Vater das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden konnte, während ich manch einen Abend mit dem Chiffrieren des Resultates seiner Unterhaltungen mit dem Kaiser und dem Kanzler verbrachte.

Aber unter allen Jagdteilnehmern war die Kaiserin mit ihrer strahlenden Schönheit, ihrem prachtvollen Sitz zu Pferde und ihrer wundervollen Gestalt die leuchtende Sonne. Pferde und die Sorge um ihre Figur bildeten die Hauptinteressen ihres Lebens und sie trieb ihre Liebe zur Reitkunst sogar so weit, in ihrer Privatreitschule zu Gödöllö das Zirkusreiten zu betreiben. Pferde gaben für sie auch den Lieblingsgesprächsstoff ab. Einmal sprach die Kaiserin mit meiner Stiefmutter längere Zeit über dieses Thema. Diese — die nicht viel Respekt vor hohen Herrschaften hatte — hörte ein Weilchen zu und fragte dann trocken: *Est-ce que Votre Majesté ne pense qu'aux chevaux?* (Denken Eure Majestät nur an Pferde?) Die Geschichte berichtet nichts über Ihrer Majestät Antwort, aber ich kann mir vorstellen, daß die Unterhaltung ein sehr plötzliches Ende nahm.

Nachdem ich ein Jahr als Attaché in Wien Dienst getan hatte, kehrte ich ins Foreign Office zurück.

Im Jahre 1878 wurde ich zum dritten Sekretär in Rom ernannt, wo ich anderthalb glückliche Jahre unter Sir Augustus Paget, dem besten und gütigsten aller Chefs, verlebte.

Rom wird stets auf alle, die in seinen Mauern weilen, seinen Zauber ausüben, aber das Rom vor 45 Jahren war noch anziehender als das Rom von heute. Es war noch nicht die große, moderne Weltstadt geworden: es war noch in hohem Maße das Rom der Päpste — ohne die Papstherrschaft. Die neue Stadt, die jetzt das alte Rom einschließt, steckte noch in den Kinderschuhen. Die schöne Umgebung der Villa Ludovisi war noch nicht in zahllose Straßen und alltägliche Häuser verwandelt. Die Baumeister hatten noch nicht ihre frevlerische Hand an die Campagna gelegt, die damals fast bis an die Mauern reichte. Die Ausgrabungen am Forum, die zu unserem Wissen von den klassischen Zeiten so viel Interessantes beigetragen haben, hatten — das ist wahr — kaum angefangen, aber vom rein ästhetischen Standpunkt war das Forum damals malerischer als jetzt.

Unsere Botschaft war schon in ihren jetzigen Räumen in der Villa Torlonia untergebracht, nur hatte noch keine sparsame Regierung den unteren Teil ihres entzückenden Gartens verkauft; er war um die Hälfte größer als jetzt. Auf der einen Seite begrenzt von der Aurelinischen Mauer, lag die Villa in Steinwurfweite von der Porta Pia, so daß man durch dieses Tor reitend in wenigen Minuten die Campagna erreichte, über deren weite Fläche man meilenweit galoppieren konnte. Da ich mit Arbeit nicht eben überbürdet war, konnte ich es auch im Winter so einrichten, daß ich zweimal wöchentlich einen Jagdritt mitmachte. Freilich war der frühe Aufbruch zu einem entfernten Rendezvous nicht immer ein reines Vergnügen, wenn man — wie es oft geschah — bis 5 Uhr früh getanzt hatte.

Rom war trotz der Spaltung seiner Gesellschaft in Schwarze und Weiße ein vergnüglicher Ort. Die großen Paläste der Aristokratie, die nun fast alle geschlossen sind, waren damals der Schauplatz fortwährender Festlichkeiten, ganz besonders während der letzten Tage vor den Fasten, wenn der Karneval gefeiert wurde. Die Gesellschaft tanzte und schmauste jede Nacht, während am Nachmittag König Karneval, der seitdem eines natürlichen Todes verstorben ist, auf dem Korso Feste feierte. Die ganze Straße war mit prächtigen Draperien behängt. Von einem Balkon sah man dem Treiben zu und man beteiligte sich an der Blumen- und Konfettischlacht, während frohe Banden kostümierter Masken in ihren lustig geschmückten Wagen vorüberzogen. Dann schlossen die Festlichkeiten, nachdem der Korso geräumt war, mit dem sonderbaren Schauspiel eines Rennens reiterloser Pferde, das unter dem Namen „Barberi“ bekannt war.

Gegen Ende 1879 war die Zeit für meine Verwendung auf einem entfernten Posten gekommen und ich wurde zum zweiten Sekretär in Tokio bestimmt. Obgleich ich betrübt war, Rom verlassen zu müssen, entzückte mich der Gedanke, den fernen Osten zu sehen und auf dem Wege dahin ein paar Monate in den Vereinigten Staaten verbringen zu können. Unter den vielen

guten Vorsätzen, mit denen ich den Weg zur Hölle pflastern half, gehörte auch der, ein Tagebuch führen zu wollen. Da meine Reise nach Japan zu den wenigen Gelegenheiten gehört, bei denen ich diese gute Absicht wirklich durchführte, bin ich imstande, einige von den Eindrücken wiederzugeben, die ich vor vierzig Jahren von den Vereinigten Staaten empfing.

Washington als Stadt reizte mich nicht, obgleich die Thorntons, bei denen ich in der Botschaft wohnte, die Güte selber waren. New-York fand ich weitaus amüsanter. Seine Cafés konnten, wie ich feststellte, aufs beste den Vergleich mit denen in Paris aufnehmen und sein soziales Leben war weit eher nach meinem Geschmack. Man gab mir Diners, nahm mich in Theater und zu Tanzabenden mit und führte mich bei allen hübschen, jungen Damen ein. Wie so viele meiner Landsleute, wurde ich ein Opfer ihrer Reize, und in weniger als 14 Tagen war ich verlobt — aber nur auf 24 Stunden. Mein zukünftiger Schwiegervater, den ich niemals vorher gesehen hatte, ehe ich in sein Schlafzimmer hineingeschoben wurde, wo er mit einem bösen Gichtanfall im Bette lag, teilte mir auf meine Bitte um seinen Segen mit, er hätte für mich als Schwiegersohn keine Verwendung. Er fügte jedoch hinzu, daß ich ihm mein Leben lang danken würde — und so war es auch.

Nachdem ich New-York verlassen hatte, verbrachte ich mit Bekannten einige Tage in der Nähe Bostons. Zum Unglücke für mich war Amerika damals noch nicht „trocken" und meine Freunde faßten die Gastfreundschaft so auf, daß sie mich durch die verschiedensten Klubs und Bars schleppten, wo ich mit ihren Freunden Cocktails trinken mußte. Bei einer Gelegenheit — es war irgendein nationaler Jahrestag — trank ich wirklich 13 vor dem Lunch oder, um genauer zu sein, im Laufe des Morgens, denn der Lunch sah mich an diesem Tage nicht. Von Boston ging ich an den Niagara, wo sich mir mein Freund Sydney Campbell anschloß, der mit mir nach Japan reiste. Nachdem wir dem Horse Shoe Fall unsere uneingeschränkte Bewunderung gezollt hatten, begaben wir uns weiter nach Chicago. Hier interessierten wir uns für wirtschaftliche Fragen. Wir widmeten unseren kurzen Aufenthalt dem Besuch von Viehhöfen und Speichern. Auf unserer weiteren Reise kreuzten wir den Mississippi und Missouri und befanden uns bald in der offenen Prärie — einer enormen Ebene, ohne eine Spur von Leben, ausgenommen ein paar grasende Rinder, hie und da etwas Baumwuchs und gelegentlich eine Farm. „Es erinnert mich", schrieb ich in mein Tagebuch, „an die Campagna im Großen, aber an eine aller Schönheit entblößte Campagna, ohne ihre Ruinen, ihre Aquädukte, ihre vom warmen italienischen Sonnenschein überfluteten Hügel und ohne jenen wundervollen Dom, der sich auf tiefblauem Himmel abzeichnet. Hier ist alles kalt, grau, melancholisch, monoton. Du wachst am Morgen auf und scheinst genau da zu sein, wo du am vorhergehenden Abend warst. Letzte Nacht war es netter, denn es gab einige große Präriebrände, welche die Öde der endlosen Ebene belebten." Nach Cheyenne hatten wir den ersten Blick auf die Rocky Mountains — eine erfreuliche Abwechslung nach der Prärie. Wir fuhren fort zu steigen, bis wir Sherman, mehr als 8000 Fuß über dem Meere, erreicht hatten. Die Szenerie war auf dem Rest unserer Reise nach Ogden und Salt Lake City sehr malerisch: viel roter Sandstein und viele schöne Felsen.

Die nachfolgende Schilderung der Mormonenstadt ist meinem Tagebuch entnommen:

„Es ist ein sehr sauberer, wohlhabend aussehender Ort, mit anspruchslosen, netten, von Gärten und Obstgärten umgebenen Häusern. Am Morgen nach unserer Ankunft nahmen wir einen Wagen. Unser Kutscher, ein Engländer, gab den Führer ab. Zuerst ging es zum „Zehntenhaus", wo alle Mormonen, die Damen der Halbwelt inbegriffen, den Zehnten ihres Verdienstes einzuzahlen haben. Dann besuchten wir den „Tempel" — ein Gebäude aus Granit, dessen Vollendung noch weitere 4 oder 5 Jahre in Anspruch nehmen wird — und begaben uns weiter zum „Tabernacle". Dies ist ein langes, häßliches hölzernes Bauwerk von länglicher Form, 200 und einige 50 Fuß lang und mit einem niedrigen Dach versehen. Es kann 12000 Menschen fassen. Seine Akustik ist so gut, daß wir eine Stecknadel, die unser Führer mehr als 70 Fuß von unserem Standort entfernt zu Boden warf, fallen hörten. Das ganze Innendach ist mit Laubfestons verhangen, um auch das leiseste Echo zu verhindern.

Nach dem Verlassen des „Tabernacle" besuchten wir Mr. Taylor, den Mormonenpräsidenten, im Löwenhaus. Er empfing uns sehr liebenswürdig und unterhielt sich mit uns mehr als zwanzig Minuten. Er kommt aus Westmorland und befand sich mit Joe Smith im Gefängnis, als dieser vom Mob von Nauvoo getötet wurde. Taylor hatte das Glück, mit einem Schrotschuß zu entkommen.

Als Präsident wird er nicht mit den gleichen Gefühlen der Ehrfurcht und Verehrung betrachtet wie sein Vorgänger. Brigham Young war, zum Unterschiede von Mr. Taylor, jener Mann von Genie und eisernem Willen, der, als er nach dem Tode Joe Smiths den Mantel des Propheten anlegte, den Gedanken einer großen Auswanderung nach dem Westen faßte, auf daß die Mormonen sicher vor den Verfolgungen des Mob in Frieden leben könnten. Um diesen Plan auszuführen, mußte er sie quer durch die Prärien von Nebraska führen, über die Bergpfade der Rockies und über die große amerikanische Einöde. Er führte dies erfolgreich durch. Im Juli 1847 war das gelobte Land erreicht, allerdings nicht ohne den Verlust vieler Menschenleben. In der Wahl der Niederlassung zeigte sich wieder seine Weisheit. Salt Lake City hat ihr ungewöhnliches Gedeihen Youngs Energie, seinem Scharfsinn und seinen organisatorischen Fähigkeiten zu verdanken. Er war ein ungewöhnlicher Mensch, aber roh und ohne alle Skrupel in der Wahl der Mittel zur Aufrechterhaltung seines autokratischen Regiments. Seit seinem Tode ist der Einfluß der Mormonenherrscher auf ihr Volk merklich zurückgegangen.

Brigham Young hatte sechzehn Weiber und etwa noch einmal so viele waren ihm „verknüpft" — ein Ausdruck, der zu bedeuten scheint, daß sie zwar nicht im vollen Sinne des Wortes seine Frauen auf dieser Welt waren, es aber in der anderen zu werden hofften. So kann eine Frau einem Gatten in diesem Leben verbunden sein und einem anderen im kommenden. Gegenwärtig scheint keiner mehr als vier Frauen zu haben und die meisten finden sogar an zweien genug, denn der Aufwand für die Erhaltung ist größer geworden, seitdem die „Heiden" einen kostspieligeren Lebensstil eingeführt haben als früher. Sind zwei Frauen in einem Haus, so hat das Haus gewöhnlich zwei

Türen und die beiden Haushalte sind ganz getrennt. Unser Führer zeigte uns ein Haus, aus dem Frau Nr. 1 Frau Nr. 2 hinausgejagt hatte und diese im Nachtgewand stürmend durch die Straße verfolgte. Brigham Young baute seiner letzten Favoritin ein schönes Haus, das nach ihr Amalien-Palast genannt wurde und das Haus der Stadt ist.

Utah ist kein Staat, sondern ein Territorium. Die Regierung der Vereinigten Staaten ernennt einen Gouverneur dafür. Die Munizipalgesetzgebung liegt in Utahs eigenen Händen, ist aber dem Veto des Gouverneurs unterworfen. Trunkenheit wird mit einer Strafe von 5—10 Dollars belegt. Ist der Schuldige nicht imstande, seine Strafe zu bezahlen, so muß er die Summe auf den Landstraßen abarbeiten. Urteilt man jedoch nach dem Zustande der Straßen, so muß es in der Mormonenniederlassung entweder sehr wenig arme Leute oder wenig Trunkenheit geben."

Im Verlauf unserer Reise nach San Franzisko überquerten wir die Sierra Nevada, in der unser Zug von Schneestürmen blockiert wurde. Sechzehn Stunden mußten wir im Restaurationsraum einer elenden Station zubringen, wo wir auf den bloßen Dielen schliefen oder zu schlafen versuchten.

Zu den sonderbarsten Dingen von San Franzisko gehörte damals das Chinesenviertel, durch das uns eines Nachts ein Polizist mitnahm. Die Chinesen lebten dort ganz abseits in einer Stadt für sich, mit ihren eigenen Schlächtern, Bäckern, Apothekern, Goldarbeitern usw. Obgleich es schon nach 10 Uhr war, fanden wir alle Läden offen. Nachdem wir in einige hineingeschaut hatten, besuchten wir den Tempel, das Theater und das Frauenviertel.

Am 24. April brachen wir trotz der Warnungen, daß wir von dem tiefen Schnee aufgehalten werden würden, zu einem Ausflug ins Yosemitetal auf. Wir schliefen die erste Nacht in Merced, mieteten dann einen „Buggy" (leichten Wagen) und zwei Pferde und kutschierten nach Mariposa, wo wir die Nacht verbrachten. Dort ließen wir unser Wägelchen. Wir überquerten den Berg zu Pferde und machten, nachdem wir unsere Tour in Hite's Cove, einem kleinen Bergwerksdorf, unterbrochen hatten, einen köstlichen Ritt durch den Merced Canyon in das Yosemitetal. Ich füge meine Eindrücke bei, wie sie mein Tagebuch aus jener Zeit wiedergibt:

„Unser Pfad führte uns über waldige Hänge zum Fluß hinab, der sich 50 Fuß unter uns über die Felsen wälzte. Das Gras war von leuchtendem Grün und glitzerte in der Sonne, die Bäume barsten alle vor Lebenssaft, Blumen in allen Farben bedeckten den Boden, während Buschwerk mit dem treffenden Namen Rotauge dem Gehölz Leben und Farbe verlieh. Ranunkeln gab es vom zartesten Gelb, vergißmeinnichtblaue Glockenblumen und andere Blumen in jeder möglichen Farbe. Der Hügelabhang jenseits des Flusses war von flammend lichtem Orange überzogen, doch waren wir nicht nahe genug, um die Blume selbst unterscheiden zu können. Als wir uns Yosemite näherten, wurde die Szenerie wilder und wir begannen nochmals einen engen, steinigen Pfad zu ersteigen. Die Hügelabhänge wurden steiler und Felsen traten an die Stelle des Grases. Um 3 Uhr kamen wir ins Tal. Mein erster Eindruck war der der Enttäuschung. Ich konnte nicht einsehen, was an diesen großen, steil in den Himmel ragenden Felsen so begeisterungerregend sein sollte; sie waren gewaltig und wild, wo aber steckte

ihr Reiz? Zuerst gelang es mir nicht einmal, ihre Größe zu erfassen. Bald jedoch lernte ich ihre einzigartige Schönheit begreifen und würdigen. Von Stunde zu Stunde wirkte sie stärker auf mich, besonders im Abendlicht. In dem Teil des Tales, in dem Bernards Hotel liegt, fühlt man sich von den Bergen eher bedrückt und eingesperrt, aber etwa zwei Meilen flußabwärts verbreitert sich das Tal. Dort begaben wir uns zu einer kleinen Sandinsel und legten uns eine Stunde nach dem Diner am Fuße von El Capitan nieder. Wie ich so dort lag und zu dem gigantischen Felsgebilde hinaufblickte, das fast 3000 Fuß ganz steil in die Luft emporragt, da fühlte ich, wie falsch mein erster Eindruck gewesen. Mit dem gegenüberliegenden, fast ebenso großartigen Felsen bildet der Capitan einen eigenartigen Rahmen für das Bild der Landschaft weiter unten. Dunkle Tannen hoben sich von dem blassen Blau eines Himmelsgewölbes ab, das reich mit Blättchen aus leuchtendem Gold eingelegt erscheint. Dieser Anblick lehrt einen, daß alles, was von der Schönheit des Tales gesagt wird, hinter der Wirklichkeit zurückbleibt."

Wenn ich heute nach mehr als 40 Jahren diese Schilderung des Yosemitetales wieder lese, frage ich mich, ob ich wohl noch fähig wäre, einen so starken Eindruck von seiner Schönheit zu empfangen, wenn ich noch einmal dorthin versetzt würde, und frage mich, ob ich meinen Gefühlen noch so poetischen Ausdruck zu verleihen vermöchte, wie damals in goldener Jugendzeit.

Sainte Beuve schreibt einmal:

Il existe, en un mot, chez les trois quarts des hommes,
Un poète, mort jeune, à qui l'homme survit.

Alfred de Musset erwiderte in einem Sonnett, in dem er die Wahrheit dieses Ausspruches anfocht. Nachdem er Sainte Beuve dafür getadelt, daß er *dans la langue des Dieus* Blasphemien gesagt habe, riet er ihm zu bedenken:

Qu'en nous il existe souvent
Un poète endormi, toujours jeune et vivant.

Ich fürchte aber doch, der Dichter in uns schläft, wenn wir älter werden, so fest, daß nur eine starke Erregung, sei es Freude oder Gram, ihn jemals wieder aus seinem Schlummer zu erwecken vermag. Denn ermüdet von den Kämpfen und Sorgen des Lebens müssen wir sagen:

That nothing can bring back the hour
Of splendour in the grass, of glory in the flower.

Wir verließen das Tal und versuchten, auf einer anderen Route quer über die Berge nach Merced zurückzukehren; aber der Schnee war so tief, daß wir von unseren Pferden herunter mußten. Nachdem wir sie dann im Schneckentempo drei Stunden bergauf geführt hatten, mußten wir den Versuch aufgeben. Infolge des Zeitverlustes erreichten wir den Fuß des Berges, der das Merced Valley von Hite's Cove trennt, erst spät am Abend und mußten unseren Weg, so gut es eben ging, über einen schmalen Reitpfad fortsetzen, dicht am Rande eines Abgrundes, der an manchen Stellen mehr als 2000 Fuß abstürzte. Es war so stockfinster, als wir auf der Spitze anlangten, daß wir unsere Pferde vor uns hertrieben und ihnen zu Fuß folgten, da sie ihren Weg leichter zu finden schienen als wir. Wir kamen erst um 11 Uhr nachts in Hite's Cove an, todmüde und halb verhungert.

KAPITEL II

1880–1888

Wir verließen San Franzisko an Bord der „City of Pekin“ und kamen nach einer langweiligen und ereignislosen Reise von 20 Tagen am 24. Mai in Yokohama an.

Japan war damals in einer Übergangsperiode. Obgleich es schon den Weg betreten hatte, der es in so unglaublich kurzer Zeit zu der hohen Stellung führen sollte, die es jetzt unter den Großmächten der Welt einnimmt, war es noch nicht so europäisiert und hatte sich noch mehr von dem malerischen Reiz Alt-Japans erhalten als heute. Außer der Linie Yokohama—Tokio gab es keine Eisenbahnen. Wohl war so das Reisen erschwert, was man aber dann doch, das Land im Yinrickshaw oder zu Fuß durchquerend, sah, bot viel mehr Genuß als eine Eisenbahnfahrt. Jeden Sommer machte ich große Ausflüge, die mich weit ins Innere des Landes führten. Ich verbrachte eine Nacht auf dem Fuji-Yama, diesem unvergleichlich majestätischen Berg, der bis zu mehr als 12000 Fuß Höhe aus der Ebene emporsteigt, bestieg den tätigen Vulkan Asama-Yama, zog nach der alten Hauptstadt Kioto, besuchte Nikko und andere Heiligtümer, durchfuhr die Stromschnellen manchen Flusses und wanderte Hunderte von Meilen quer durchs Land, wo immer meine Laune mich hinzog. Gelegentlich kam ich so an Orte, die nie ein Europäer gesehen. Mit Ausnahme eines Falles, wo der Wirt eines Teehauses das alte fremdenfeindliche Gefühl an den Tag legte, indem er uns den Einlaß verweigerte, fanden wir überall freundlichsten Empfang und in den Dörfern, in denen wir rasteten, wurden uns die besten Zimmer zur Verfügung gestellt. Mein Koch und mein Diener — beides Eingeborene — begleiteten mich bei diesen Expeditionen. Obgleich sie daheim keine Elle weit zu gehen pflegten, waren sie da nie zu müde, mir eine vorzügliche Mahlzeit zu versorgen, sogar dann, wenn wir siebzehn Stunden in Bewegung gewesen waren, wie bei Ersteigung des Asama-Yama, wo unsere Führer den Weg verloren und uns die falsche Seite des Berges hinabgeführt hatten.

Während ich in Tokio war, kam der König, damals Prinz Georg, und sein älterer Bruder, der seither verstorbene Herzog von Clarence, die Seekadetten an Bord der „Bacchante“ waren, nach Japan. Die zu ihren Ehren veranstalteten Festlichkeiten glichen so ziemlich den dem Prinzen von Wales während des letzten Besuches gebotenen. Sie umfaßten japanisches Polo, Diners à la Japonaise, ein Gartenfest im Palast und den für uns neuen Sport des Fanges wilder Enten mit Schmetterlingsnetzen. Sie werden durch Lockenten auf Wassergräben gelockt und geschickt gefangen, wenn sie aufstehen. Der Mikado erwies dem Prinzen auch die besondere Ehre, zu einem Luncheon

an Bord der „Bacchante“ zu erscheinen. Wenn ich nicht irre, war es das erstemal, daß er als Gast auf ein europäisches Kriegsschiff ging. Ich begleitete die Hoheiten auf einem Ausflug zu dem ungefähr 15—20 Meilen entfernten berühmten Bronze-Buddha von Ramokura. Wir ritten als eine zahlreiche Gesellschaft aus, aber nach einem üppigen Picknick-Frühstück legte keiner, außer den zwei jungen Prinzen, Wert darauf, den Rückweg zu Pferde anzutreten. So hatte ich die Ehre, mit ihnen abends allein zurückzureiten.

Das Leben in Japan war damals sehr billig. Nebst anderem Luxus leistete ich mir einen kleinen Stall von Rennponies. In Yokohama, wo die englische und die anderen fremden Kolonien residierten, gab es jedes Jahr zwei Rennen mit getrennten Wettbewerben für japanische und die bei weitem besseren chinesischen Ponies. Die Japaner, die sehr renneifrig waren, versuchten stets, die Fremden am Kauf ihrer besten Ponies zu hindern, aber beim Herbstrennen von 1882 war ich so glücklich, das Meisterschaftsrennen der Japaner zum dritten Male hintereinander mit dem gleichen Pony zu gewinnen und damit den Wanderpokal im Werte von 100 Pfunden zu meinem Eigen zu machen. Bei der gleichen Veranstaltung ritt und gewann ich selbst das Schwergewichtsrennen und mein bestes chinesisches Pony hätte das Meisterschaftsrennen der Chinesen gewonnen, wäre es nicht von einem japanischen Jockei angeritten worden. Als ich mich an den Vorstand des Jockeiklubs wandte, wurde der beschuldigte Jockei einvernommen. Da er dagegen protestierte, das Pony vorsätzlich angeritten zu haben, wurde ihm das Rennen zuerkannt.

Sir Harry Parkes, unser damaliger Gesandter in Tokio, war ein sehr fähiger Mann, der hervorragende Dienste geleistet hatte. Als er Lord Elgins Mission im Jahre 1860 angehörte, war er von den Chinesen verräterischerweise gefangen genommen und elf Tage in schweren Ketten gehalten worden. Er hatte es abgelehnt, seine Freiheit unter Bedingungen zu erkaufen, die den Erfolg von Lord Elgins Verhandlungen hätten in Frage stellen können, und war zur Hinrichtung verurteilt worden. Nach Einnahme des Sommerpalastes wurde der Befehl zu seiner Hinrichtung zurückgenommen und er wurde freigelassen. Im Jahre 1865 zum Gesandten in Japan ernannt, hatte er dem Mikado während der ersten Jahre des neuen Regimes große Dienste geleistet und war mehr als einmal nur knapp der Ermordung entgangen. Sein Temperament war allerdings nicht das angenehmste und er machte manchmal Dinge, die für sein Personal recht unerfreulich waren. Einmal — es war noch vor meiner Ankunft — hatte man einen Bericht nicht auffinden können, den er verlangt hatte. Darüber aufgebracht, kam er in die Kanzlei, riß alle Papiere aus den Archivfächern, warf sie zu Boden, verstreute sie im ganzen Zimmer und rief dann, zu seinen Sekretären gewendet: „Das wird Sie lehren, die Archive in Ordnung zu halten und Berichte zu finden, wenn ich sie wünsche.“ Er war eben auf Urlaub, als ich nach Tokio kam, und hatte in London im Foreign Office einen Wink erhalten, sein Personal mit etwas mehr Rücksicht zu behandeln. Bei seiner Rückkehr wechselte er völlig seine Taktik. Mir gegenüber war er die Höflichkeit selbst. Er bezeigte mir viel Freundlichkeit und gab mir nie Anlaß zu Klagen, ausgenommen über die Länge seiner Berichte. Nachdem ich einen Bericht von 400 Seiten abge-

schrieben hatte, fühlte ich mich geneigt, seinen Verfasser an das zu erinnern, was Sheridan zu Gibbon sagte, als dieser ihm dafür dankte, daß er im Parlament von dem „luminösen Schriftsteller Gibbon" gesprochen hätte: „Nicht luminös; ich sagte voluminös."

Ich verließ Japan zu Anfang des Jahres 1883 und kehrte heim, wobei ich auf dem Wege in Hongkong, Ceylon, Kairo, Malta und Gibraltar verweilte. Nach einem langen Urlaub kam ich nochmals nach Wien, wo ich zum zweiten Sekretär ernannt worden war. Meine Freude, auf meinen alten Posten zurückzukehren, wurde dadurch erhöht, daß Pagets um die gleiche Zeit von Rom dorthin versetzt wurden.

Im folgenden Jahre verlobte ich mich mit Lady Georgina Bathurst, und zwar trotz der Warnung des teuren Sir Augustus, daß Heiraten für einen armen Mann gleich mir den Ruin der Karriere bedeuten würde. Das Heiraten ist immer ein großes Abenteuer, und sich mit 1000 Pfunden im Jahre in einer der kostspieligsten Hauptstädte Europas in die Ehe zu stürzen, war zweifellos ein unbesonnenes Unternehmen. Doch erwies sich Sir Augustus glücklicherweise als falscher Prophet: Meine Heirat schenkte mir eine Kameradin, die nicht nur mein Leben zu einem glücklichen gestaltete, sondern auch durch ihre Persönlichkeit und ihre Gabe, Freunde zu finden, in weitestem Maße zu dem Erfolge beitrug, der mir in meiner Karriere zuteil wurde. Wie wir es zuwege brachten, drei Jahre in Wien zu leben, ohne ernstlich zu verschulden, ist mir heute noch ein Rätsel. Wir hatten eine reizende kleine Wohnung, nur wenige Minuten von der Botschaft entfernt. Wir gingen überall hin und machten alles mit, was wir hauptsächlich der Güte unserer vielen Freunde zu danken hatten. Die Pagets nahmen uns immer zu Bällen und Gesellschaften mit, so daß wir das Halten eines zweispännigen Fiakers ersparten — einspännige Wagen waren in der Gesellschaft verpönt —, während andere Freunde uns zu den Rennen führten und uns ihre Logen für Oper und Theater zur Verfügung stellten. Einen der kostspieligsten Posten in unserem Budget bildeten die Jagdbesuche auf Landschlössern, wegen der Trinkgelder, die sie erforderten. Dennoch machten wir viele solche Visiten bei den Kinsky, Larisch, Apponyi und anderen Freunden.

Fürstin Pauline Metternich, deren Gatte österreichischer Botschafter unter dem zweiten Kaiserreich in Paris gewesen, war damals die anerkannte Führerin der Wiener Gesellschaft. Sie hatte die Rothschilds unter ihren besonderen Schutz genommen und ihrem Einfluß war es zu danken, daß sie in diesen allen gewöhnlichen Sterblichen verschlossenen Kreis zugelassen wurden. Sie veranstaltete Blumenkorsos im Prater, die die vergnügungsliebenden Wiener so gefangen nahmen, daß sie ihr Lob in folgendem Vierzeiler sangen:

Es gibt nur eine Kaiserstadt,
Es gibt nur ein Wien;
Es gibt nur eine Fürstin:
Die Metternich Paulin'.

Aber von allen Unterhaltungen, die sie zu unserer Zeit veranstaltete, ist mir eine im Palais Schwarzenberg gegebene musikalische Revue am besten

in Erinnerung geblieben. Sie war die „Götterdämmerung in Wien" betitelt. Alle Götter und Göttinnen kommen, des Olymps überdrüssig, in verschiedenen Verkleidungen nach Wien, um Hebe zu suchen, die dahin entflohen ist. Nachdem sie alle schönen Punkte der Hauptstadt besucht und einer Variétévorstellung beigewohnt haben, die Szenen aus „Wiener Walzer", „Exzelsior" und „Zigeunerbaron" enthielt, finden sie Hebe schließlich im Wurstelprater und kehren verjüngt in den Olymp zurück. Fürstin Metternich hatte in Gemeinschaft mit Baron Bourgoing, einem ehemaligen französischen Diplomaten, selbst das Libretto geschrieben. Dadurch, daß sie die Mithilfe der schönsten Frauen der österreichischen Aristokratie gewann — darunter des Fürsten Kinsky beide Töchter, Fürstin Montenuovo und Gräfin Wilczek, Gräfin Czernin, Gräfin Amelie Podstatzky, Baronin Bourgoing und Gräfin Irma Schönborn, die später Kaiser Wilhelms Freund, den Fürsten Fürstenberg, heiratete — gestaltete sie den Schluß zu einer Apotheose strahlender Frauenschönheit.

Für den Politiker lag das einzige Interesse des Wiener Postens in dem Wettstreit Österreichs und Rußlands auf dem Balkan. Da ich in den folgenden Kapiteln ohnehin sehr viel über die Balkanfrage zu sagen haben werde, wird eine kurze Besprechung der Krise, die sie damals durchmachte, ihre späteren Entwicklungen erklären helfen.

Das Ziel der russischen Regierung war seit dem Befreiungskriege stets gewesen, aus Bulgarien eine russische Provinz zu machen. In dieser Absicht hatte sie die Regierung des Fürstentums unter die Kontrolle besonders ausgewählter Generäle gestellt. Wann immer Fürst Alexander es wagte, deren Autorität anzufechten, wurde er daran gemahnt, daß er nur ein Instrument des Zaren sei, bis er seine Stellung unerträglich fand und, in der Hoffnung, sein angenommenes Vaterland von der russischen Herrschaft zu befreien, die Versöhnung mit der liberalen Partei zustande brachte.

Im September 1885 hatte ein erfolgreicher Staatsstreich in Philippopel zur Ausrufung der Vereinigung der Provinz Ostrumelien mit dem Fürstentum geführt. Fürst Alexander nahm darauf den Titel eines Fürsten von Nord- und Südbulgarien an. Dies war eine so flagrante Verletzung des Berliner Vertrages, daß Europa sie nicht kurzerhand verzeihen konnte. Rußland lehnte es sofort ab, eine Vereinigung anzuerkennen, die ohne seine Vermittlung zustande gekommen war. Der Zar legte seine Mißbilligung an den Tag, indem er Fürst Alexanders Namen aus den Listen der russischen Armee streichen ließ und alle russischen Offiziere aus Bulgarien abberief. Zu gleicher Zeit ermutigte er durch seinen Botschafter in Konstantinopel den Sultan, den Status quo in Ostrumelien mit Waffengewalt wiederherzustellen. Der Gedanke einer derartigen Bestrafung durch die Türkei fand die Billigung von Rußlands Verbündeten im Dreikaiserbund; die Exekution wurde nur durch die feste Haltung von Ihrer Majestät Regierung verhindert, die den Vorteil erkannte, den ein starkes Bulgarien als Bollwerk gegen künftige Angriffe bot.

Hätte Österreich eine kühnere Haltung eingenommen und die Vereinigung als eine vollendete Tatsache anerkannt, so hätte es Rußland in Sofia zu verdrängen vermocht. Aber Graf Kalnokys einziger Wunsch war, die Gefahr

eines Bruches mit Rußland zu vermeiden, zugleich fürchtete er, durch eine Unterstützung Bulgariens Österreichs Einfluß in Belgrad zu schwächen.

Mittlerweile bereiteten sich Griechenland und Serbien, beunruhigt durch Bulgariens Vergrößerung, eifrig vor, ihre Ansprüche auf Gebietsentschädigungen anzumelden. Obgleich Griechenland dank der Intervention der Mächte gezwungen wurde, seine Hand davon zu lassen, erklärte Serbien im November 1885 Bulgarien den Krieg. Die Lage der durch die Abberufung ihrer russischen Offiziere desorganisierten und zum großen Teile in Ostrumelien stationierten bulgarischen Armee schien fast verzweifelt. Ein kleiner Teil der Truppen war dennoch nahe der serbischen Grenze aufgestellt worden und in Gewaltmärschen gelang es Fürst Alexander, den Rest seiner Armee zu ihrer Unterstützung herbeizuführen, worauf die serbische Armee in der dreitägigen Schlacht bei Slivnitza in wilde Flucht geschlagen wurde. In Ausnützung seines Sieges besetzte der Fürst Alexander Pirot. Sein Marsch auf Belgrad wurde aber durch ein österreichisches Ultimatum aufgehalten, das ihm drohte, er würde bei weiterem Vordringen auf die österreichische Armee stoßen. Endlich, nach langwierigen Verhandlungen, nahm eine Konferenz der Mächte in Konstantinopel eine Formel an, nach der dem Fürsten von Bulgarien als solchem, und nicht dem Fürsten Alexander persönlich, die Würde des Generalgouverneurs von Ostrumelien auf die Dauer von 5 Jahren übertragen wurde. Nach den Bestimmungen des Artikels 17 des Berliner Vertrages wäre zur Erneuerung der Berufung die Zustimmung aller Signatarmächte einzuholen gewesen.

Die Tatsache, daß es sich nur um eine Personalunion handelte, wurde von Rußland sogleich dazu ausgebeutet, die Macht des Fürsten zu untergraben und ihn als das einzige Hindernis für eine wirkliche Vereinigung hinzustellen, die Rußland bereit wäre, Bulgarien zu gewähren. Wenige Monate später führte eine Militärverschwörung unter russischen Auspizien zu Alexanders Entführung und erzwungener Abdankung. Fast unmittelbar danach durch eine Gegenrevolution zurückgerufen, landete der Fürst in Rustschuk und richtete an den Zaren telegraphisch einen letzten, aber unheilvollen Appell, der seine Rückkehr ankündigte und mit den Worten schloß: „Rußland gab mir meine Krone. Ich bin bereit, sie in die Hände seines Herrschers zurückzulegen." Die Antwort des Zaren war niederschmetternd. Er mißbilligte des Fürsten Rückkehr und erklärte, sich jeder Intervention in den Angelegenheiten des Fürstentums enthalten zu wollen, solange Seine Hoheit in Bulgarien verbliebe. Fürst Alexander, der angesichts der russischen Gegnerschaft daran verzweifelte, regieren zu können, und durch die weite Verbreitung der letzten Verschwörung beunruhigt war, dankte ab und verließ am 8. Februar 1886 Bulgarien, nachdem er eine aus Stambuloff und zwei anderen Männern bestehende Regentschaft ernannt hatte.

Es folgte eine langanhaltende Krise voll Gefahr für den Frieden Europas. Rußland lehnte es ab, die Regentschaft anzuerkennen, und entsandte General Kaulbars mit der Mission nach Sofia, die Bulgaren durch Terror zur Unterwerfung zu zwingen. Trotzdem Kaulbars die Wahlen für ungültig erklärt hatte, trat das große Sobranje zusammen und befaßte sich mit der schwie-

rigen Aufgabe, einen Fürsten ausfindig zu machen, der gewillt wäre, die Dornenkrone anzunehmen, die Fürst Alexander niedergelegt hatte. Prinz Waldemar von Dänemark wurde schließlich gewählt, lehnte aber die Ehre ab, während der Prinz von Mingrelien, Rußlands Kandidat, der von der Pforte vorgeschlagen worden war, von Stambuloff energisch zurückgewiesen wurde.

Obgleich Österreich von den Mächten am direktesten interessiert war, hatte es eine abwartende Haltung eingenommen, da Graf Kalnoky die Hoffnung hegte, Rußland würde — sich selbst überlassen — sich schließlich Bulgarien für immer entfremden. Ihrer Majestät Regierung hingegen war durch die Möglichkeit eines russischen Vormarsches auf Konstantinopel ernstlich beunruhigt. Sir Augustus Paget wurde infolgedessen beauftragt, die österreichische Regierung — zur Abwendung der Gefahr, daß Bulgarien völlig dem russischen Einflusse verfalle — wegen der zu unternehmenden Schritte zu sondieren und die Wichtigkeit gemeinsamen Vorgehens beider Regierungen zu betonen. Graf Kalnoky nahm diese Vorschläge freundlich auf, behauptete aber, es habe bisher keine Verletzung der internationalen Stellung Bulgariens stattgefunden. Erst wenn dies geschähe, wäre die Zeit für ein Eingreifen gekommen. Ihrer Majestät Regierung unterstützte in ihrer Antwort die Ansicht, daß die Zeit für ein gemeinsames Vorgehen Europas bereits gekommen sei, durch den Hinweis auf all die ungesetzlichen Handlungen des Generals Kaulbars. Graf Kalnoky setzte jedoch nicht genügend Vertrauen in den materiellen Beistand, den er von England zu erwarten hätte, um sich auf eine Politik aktiven Eingreifens einzulassen. Man kam daher, obgleich beide Regierungen die Identität ihrer Interessen anerkannten, zu keiner rechten Verständigung. Doch wurde Kalnoky durch Lord Salisburys Erklärung beim Guildhall-Bankett am 9. November etwas beruhigt, Großbritannien würde, wenn seine eigenen Interessen direkt bedroht wären, diese mit seinem eigenen Schwertarm zu verteidigen wissen, in Fragen aber, bei denen es nur indirekt interessiert sei, würde die von Österreich eingenommene Haltung die Politik Ihrer Majestät Regierung in hohem Maße bestimmen. Glücklicherweise wurde um jene Zeit die Lage dadurch etwas entspannt, daß Kaulbars die diplomatischen Beziehungen zur bulgarischen Regierung abbrach.

Die Regenten nützten seine Abreise aus und sandten Delegationen in die verschiedenen Hauptstädte zu dem Zwecke, das Interregnum zu beenden. Bei deren Ankunft in Wien bot sich Prinz Ferdinand von Koburg, getrieben von persönlichem Ehrgeiz, selbst als Kandidat für den freien Thron an, obgleich weder der Kaiser noch Graf Kalnoky sein Tun billigten. Tatsächlich machte der Graf im Laufe einer Privatunterhaltung die Bemerkung, der Prinz hätte zu sehr das Gebahren und die Manieren einer „Vieille cocotte", um einen geeigneten Nachfolger für den Fürsten Alexander abzugeben.

Prinz Ferdinand hatte zuerst die Annahme der Fürstenkrone an eine Bedingung geknüpft, die fast einer Ablehnung gleichkam, er verlangte nämlich, daß er von der Pforte bestätigt und von den Mächten anerkannt werden müßte. Erst 6 Monate später, im Juli 1887, wurde dann er formell zum Fürsten von Bulgarien erwählt.

Rußland wendete gegen seine Wahl ein, daß sie eine Verletzung des Artikels 3 des Berliner Vertrages sei, welcher vorsah, daß der Fürst frei gewählt werden sollte, während Ferdinand unter dem Diktat und der Tyrannei einer Regentschaft gewählt worden sei, die — selbst eine illegale Körperschaft — von einer infolge der Teilnahme der Abgeordneten von Ostrumelien illegalen Versammlung eingesetzt wurde. Graf Kalnokys Haltung war der von Ihrer Majestät Regierung sehr ähnlich. Er betrachtete das Vorgehen des Großen Sobranje als vollkommen legal, bedauerte aber, daß die Wahl nicht auf einen besseren Kandidaten gefallen war. Wenige Tage vor Fürst Ferdinands Abreise nach Sofia drängte er ihn, an seiner ursprünglichen Absicht festzuhalten und die Zustimmung der Mächte abzuwarten. Graf Kalnoky hob hervor, daß Ferdinand, ginge er ohne diese Zustimmung, die Rolle eines Abenteurers spielen und sich keiner rechtlichen Stellung erfreuen würde.

Deutschlands Haltung war die einer theoretischen Unterstützung Rußlands. Nach Fürst Bismarcks Meinung war eine Verständigung Österreichs und Rußlands über ihre Einflußsphären auf dem Balkan wünschenswert. Jenes sollte die Vorherrschaft in Serbien haben, während diesem gestattet sein sollte, die in Bulgarien vor dem Jahre 1885 innegehabte Stellung wieder zu erlangen. Bismarcks einziges Ziel war, Rußland keinen Anlaß zu übler Laune gegen Deutschland zu bieten. In Anbetracht der zahllosen Mißgriffe, die Rußland in der politischen Behandlung der bulgarischen Frage begangen hatte, hielt er dafür, daß es sich um so schneller sein eigenes Grab schaufeln werde, je mehr Bewegungsfreiheit man ihm ließe. Das Leitmotiv seiner Politik lag in der Überzeugung, daß Frankreich Deutschland niemals angreifen würde, wenn dieses nicht in einen Krieg mit Rußland geriete. Er war darum bereit, äußerste Geduld zu üben, um nur freundliche Beziehungen zu Rußland aufrecht zu erhalten. Dem Grafen Kalnoky dagegen teilte er mit, er möge irgendwelche theoretische Unterstützung, die er — Bismarck — einem russischen Vorschlage angedeihen ließe, nicht ernst nehmen — *prendre au sérieux* —, denn seine alleinige Absicht sei, mit Rußland auf gutem Fuße zu bleiben, während er überzeugt sei, daß sich kein russischer Vorschlag gegen einen ernsten Widerspruch Österreichs, Großbritanniens und Italiens durchsetzen könnte. Sein Glaube an ein energisches Vorgehen dieser Mächte war immerhin nicht stark genug, ihn zu einer Kränkung Rußlands zu verleiten.

KAPITEL III
1888–1898

Im Sommer 1888 kam ich ins Foreign Office, wo ich bis zum Ende des folgenden Jahres arbeitete, das meine Versetzung nach Bern brachte. Zu Ende des Jahres 1892 wurde ich zum Legationssekretär ernannt und man bot mir den Posten eines Chargé d'affaires in Koburg an. Mit meiner Ernennung hatte es jedoch einen Haken, da aus Gründen, die mit dem Vorleben des damaligen Herzogs zusammenhingen, die Königin nicht für die Entsendung eines verheirateten Mannes nach Koburg war. Während die Frage noch zwischen Ihrer Majestät und dem Foreign Office verhandelt wurde, zeigte der plötzliche Tod unseres Gesandten in Darmstadt einen Ausweg aus dem Dilemma, und ich wurde mit dem Range eines Chargé d'affaires nach Darmstadt gesandt.

Darmstadt war in jeder Beziehung der begehrenswertere Posten. Dank seiner zentralen Lage und der Nähe von Frankfurt und Homburg konnte man in Berührung mit der Außenwelt bleiben und den Kreis seiner Bekannten über die Grenzen der ja sonst nur kleinen Garnisonstadt erweitern. Darmstadt hatte trotz seiner begrenzten gesellschaftlichen Ressourcen als Wohnsitz mancherlei Annehmlichkeiten. Man konnte in den umliegenden Wäldern meilenweite Ritte unternehmen, man hatte in nicht allzu großer Entfernung ausgezeichnete Jagden mit allerlei Wild, wie Hirsche, Rehböcke, Wildschweine, Fasanen, Rebhühner, Hasen und sogar Auerhähne, und konnte die Abende, an denen man nicht eingeladen war, im Hoftheater verbringen, wo Oper und Schauspiel jeden Abend abwechselten. Das Theater, das vom Großherzog stark subventioniert war, stand auf sehr hoher Stufe. Dort lernte ich Goethes „Faust" würdigen und verstehen. Er wurde bewunderungswürdig inszeniert und wundervoll gespielt. Das Ganze war auf drei Abende verteilt. Der erste schloß mit der Szene in der Hexenküche, der zweite war Gretchens tragischer Liebesgeschichte gewidmet und der dritte umfaßte den ganzen zweiten Teil in gekürzter Form. Das gesellschaftliche Leben, das sich um den Hof gruppierte, war mit seinen kleinen Diners und ungezwungenen Tanzabenden gleichfalls sehr angenehm. Mit dem größten Vergnügen blicke ich aber auf die Tage zurück, die ich mit meinem Freunde, Baron Max von Heyl, auf der Hühnerjagd bei Worms oder auf Hochwild- und Gamspirsch in Tirol verbrachte.

Obgleich Darmstadt nach der Verheiratung der Prinzessin Alice von Hessen an den Kaiser von Rußland infolge der häufigen Besuche der russischen Majestäten eine gewisse politische Bedeutung erhalten hatte, war es doch nur, was für gewöhnlich ein „Familienposten" genannt wird. Der Groß-

herzog sowie die Großherzogin waren Enkelkinder der Königin Viktoria, jener durch seine Mutter, die Prinzessin Alice, diese durch ihren Vater, den Herzog von Edinburgh und Koburg. Die Königin, die diese Heirat arrangiert hatte, nahm an allem, was die Enkel anging, lebhaftes Interesse, und während der sechs Jahre, die ich in Darmstadt verbrachte, hatte ich den Vorzug, mit Ihrer Majestät in direkter Korrespondenz zu stehen und samt meiner Frau, wann immer wir in England waren, mit Einladungen nach Windsor und Osborne beehrt zu werden. Das hatte indessen einen *revers de la médaille*, der meine Stellung zu einer nichts weniger als leichten gestaltete. Der Großherzog und die Großherzogin liebten es, wie die meisten Jungverheirateten, ohne Rücksicht auf ihre Stellung ihre eigenen Wege zu gehen, und waren geneigt, viele Dinge ungetan zu lassen, die sie hätten machen müssen, und vieles zu tun, was vielleicht besser ungeschehen geblieben wäre. Wenn irgend etwas Derartiges passierte, ganz besonders, wenn sie unterlassen hatten, Briefe zu beantworten oder älteren Verwandten, die sich zufällig in ihrer Nachbarschaft aufhielten, die gebotene Aufmerksamkeit zu erweisen, fiel die Aufgabe, ihnen Vorhaltungen zu machen, unweigerlich mir zu. Überdies war ich dazu ausersehen, die Königin über alle Taten und Missetaten des großherzoglichen Paares genau zu unterrichten. In Anbetracht der großen Güte, die uns die Königlichen Hoheiten dauernd erwiesen und mit der sie uns in ihren Familienkreis gezogen hatten, war das eine sehr peinliche Aufgabe. Wir wurden von ihnen fortwährend zum Essen ins Palais und häufig zu einem weekend nach ihrer Sommerresidenz in Wolfsgarten eingeladen, während sie uns wieder häufig mit ihrer Anwesenheit beim Diner beehrten.

Unglücklicherweise erwies sich die Ehe infolge der Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente als keine glückliche. Wie sie einander entfremdet wurden, war es für meine Frau und mich nicht leicht, Schwierigkeiten auszugleichen und die völlige Trennung zu verhindern, die kurz nach unserem Fortgang von Darmstadt eintrat. Wir hingen beide an der Großherzogin, die neben ihrer Schönheit Charme und eine anziehende Ausdrucksweise besaß. Da Vernunft und Recht auf ihrer Seite waren, gehörte ihr unsere volle Sympathie. Doch hinderte mich dies nicht, bei Erteilung meiner Ratschläge ganz freimütig und offen zu sein. Da sie aber erkannte, daß es nur in ihrem eigenen Interesse geschah, trug sie es mir nie nach und sah in mir, wie sie bei einer Gelegenheit sagte, „meinen guten Schulmeister".

In den Sommermonaten war Homburg mit seiner Fülle kosmopolitischer Kurgäste eine nie versagende Ressource. Man war sicher, unter ihnen Freunde und Bekannte aus fast allen Ländern Europas zu finden.

In Homburg hatte ich den Vorzug, in engere Beziehungen zum Prinzen von Wales (späteren König Eduard VII.) zu treten. Ich hatte seinen Vorstellungen bei der Königin, daß die Chancen meines Dienstavancements ernstlich geschädigt würden, wenn sie mich dauernd in Darmstadt festhielte, ihre schließliche Einwilligung zu danken, mir einen anderen Posten zu geben.

Auch Kaiserin Friedrich, deren schönes Schloß Cronberg nur wenige Meilen von Homburg entfernt war, zeigte sich sehr gütig gegen uns und lud uns oft zu sich ein. Stets waren diese Besuche ebenso interessant als angenehm. Morgens ritt ich gewöhnlich mit Ihrer Majestät aus und am Nachmittage

unternahmen wir alle zusammen lange Fahrten und Spaziergänge durch den Taunus. Im Laufe unserer Unterhaltungen pflegte die Kaiserin häufig ihr Herz über die antienglische Stimmung in Deutschland und die Schwierigkeiten auszuschütten, mit denen sie stets zu kämpfen hätte. Als Mutter der künftigen Königin von Griechenland war sie natürlich höchlichst an der kritischen Lage interessiert, in der sich dieses Land nach dem türkischen Kriege befand, und ich diente zeitweise als Sprachrohr, durch das Ihre Majestät der Königin Viktoria ihre Ansicht über diese Frage zukommen ließ. Am meisten interessierte es mich jedoch, wenn die Kaiserin, die außerordentlich belesen war, die Unterhaltung literarischen Dingen zuwandte und die besonderen Vorzüge der großen deutschen und englischen Dichter erörterte. Eines Tages jedoch ließ sie ihr Gedächtnis im Stich und es unterlief ihr ein Irrtum, der mich in Verlegenheit setzte. Ich hatte zufällig einige Zeilen aus dem Ancient Mariner zitiert und Ihre Majestät sagte sogleich: „O ja, ich kann mich der Worte sehr gut erinnern. Sie sind aus Longfellows Ancient Mariner." Es war wohl kaum sehr höflich zu widersprechen, ich konnte mich aber nicht enthalten zu antworten: „Euere Majestät, glaube ich, meinen Coleridge's Ancient Mariner." Eine etwas hitzige Beweisführung folgte und endete mit einer unentschiedenen Schlacht, da keiner von uns zugeben wollte, daß der andere recht hätte. Unser letzter Besuch in Cronberg war durch das Wissen um die verhängnisvolle Krankheit verdunkelt, der die Kaiserin im folgenden Jahre erlag. Doch der Mut und die Geduld, mit der sie ihre Leiden ertrug, erhöhten nur die Bewunderung und respektvolle Sympathie, die ich immer für Ihre Majestät hegte.

Unter den vielen Fürstlichkeiten, die wir häufig bei unseren Besuchen in Cronberg trafen, befanden sich der Herzog und die Herzogin von Sparta — jetzt König und Königin von Griechenland — und Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen. Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, gleich der Herzogin von Sparta eine Tochter der Kaiserin Friedrich, hatte einen jüngeren Bruder des Landgrafen von Hessen geheiratet, dessen Name mir einen Vorfall ins Gedächtnis zurückruft, der typisch für die Denkart mancher Deutschen ist. Der Prinz von Wales hatte mich mit der Mission beauftragt, ihn als Paten bei der Taufe eines Kindes der Prinzessin zu vertreten. Ich begab mich also am festgesetzten Tage in des Landgrafen Schloß, wo die Zeremonie stattfinden sollte. Beim Frühstück nach der Taufe waren einige vierzig Personen anwesend. Da ich wußte, wie eigen man darin in Deutschland ist, trug ich Sorge, ja allen vorgestellt zu werden. Nach dem Frühstück zog mich der Landgraf in ein Gespräch und fragte mich schließlich, ob ich die Jagd liebe. Auf meine bejahende Antwort sagte er: „Dann kommen Sie im Dezember zur Fasanenjagd her", ohne jedoch einen bestimmten Tag festzusetzen. Zufällig war bereits mein Heimaturlaub für Ende November vorgesehen und ich versuchte, ihm das mit den Ausdrücken höchsten Bedauerns zu erklären. Doch er kehrte mir mit den Worten den Rücken: „Gehen Sie zum Teufel!" Ich war natürlich etwas erschrocken, und da ich einen Herrn, den ich für seinen Stallmeister hielt, neben mir stehen sah, wandte ich mich an ihn, um mich zu entschuldigen und zu erklären. Und nun wollte mein Pech, daß dies nicht nur nicht der Stallmeister war, sondern zufällig der

einzige Mensch der ganzen Gesellschaft, dem ich durch irgendein Versehen nicht vorgestellt worden war. Nachdem er mich von oben bis unten gemustert hatte, unterbrach er meine Erklärungen mit der eisigen Bemerkung: „Herr, in Deutschland ist es Sitte, daß ein Herr nicht mit einem andern Herrn spricht, ohne ihm von einem dritten Herrn vorgestellt worden zu sein." Dann wandte auch er mir den Rücken. Ich war ganz zu Boden geschmettert von dieser Lektion in deutschen Bräuchen, als die Hofdame der Prinzessin auf mich zukam und sagte: „Mr. Buchanan, ich habe zufällig Ihre beiden Unterhaltungen angehört und kann Ihnen nur sagen, daß ich mich meiner Landsleute schäme." Die Prinzessin sandte dann nach mir und entschuldigte in der anmutigsten Form, was vorgefallen war.

Der Hof von Karlsruhe, bei dem ich auch akkreditiert war, war in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil von dem in Darmstadt. Hier bestand die Etikette mehr, um nicht eingehalten zu werden, während sie dort streng gehandhabt und förmlich zu einer feinen Kunst gestaltet ward. War man zum Frühstück bei der großherzoglichen Familie geladen, so hatte man Abendanzug mit schwarzer Binde anzulegen. Zur Feier des 70. Geburtstages des Großherzogs erinnere ich mich, den Tag um 8 Uhr morgens in meinem blauen Frack mit blanken Knöpfen begonnen und diesen erst um 7 Uhr abends gegen die Galauniform vertauscht zu haben. Die schwersten Prüfungen waren aber die endlosen Cercles nach den Diners im Palais, wo man zwei oder drei Stunden stehen mußte, bis der Großherzog und die Großherzogin die Runde bei ihren Gästen gemacht hatten. Nicht einmal in seinem Hotelzimmer hatte man Ruhe. So klopfte denn eines Morgens um 8 Uhr an meine Schlafzimmertür ein Lakai, um mir zu sagen, die Großherzogin wolle mir, da ich zweifellos um ½ 11 zum Gottesdienst in die englische Kirche gehen würde, um 10 Uhr ein angrenzendes Hospital zeigen. Da dies einem höheren Befehl gleichkam, blieb mir nichts übrig, als ihm zu folgen.

War jemals ein Hof langweilig, so sicher der von Karlsruhe, und die Stadt selbst reflektierte die Öde des Hofes.

Die Dinge wurden nicht besser dadurch, daß die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts, besonders nach Ausbruch des Krieges in Südafrika, das Publikum in ganz Deutschland stark antienglisch empfand und man stets in Gefahr war, recht unangenehme Dinge über das Heimatland zu hören.

Der Großherzog von Baden selbst war viel zu sehr Edelmann, um jemals so etwas zu tun. Ein Grandseigneur der alten Schule, war er die Courtoisie selbst. Erwähnte er einmal im Laufe unserer Unterhaltungen die etwas gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und England, so sprach er eher traurig als ärgerlich darüber, und schrieb unsere Mißverständnisse der unverantwortlichen Sprache der deutschen und englischen Zeitungen zu. Er machte sogar gelegentlich den etwas phantastischen Vorschlag, die Regierungen sollten übereinkommen, sich nicht von den Ansichten der Presse fremder Länder über internationale Fragen beeinflussen zu lassen und ihre eigene Presse nicht als Sprachrohr für ihre offiziellen Äußerungen über diese Fragen zu benutzen. Unglücklicherweise war er von der Idee befangen, Großbritannien verdanke seine große Stellung in der Welt der vorausblickenden und machiavellistischen Politik, die die englischen Regierungen verfolgt

hätten. Er wollte auch meine Bemerkung nicht ernst nehmen, daß Seine königliche Hoheit unserer Diplomatie unverdiente Ehre erwiese, da englische Regierungen in der Regel nicht die Gewohnheit hätten, sehr weitblickend zu sein. Sie hätten, fügte ich hinzu, ihre Politik eher den Erfordernissen des Augenblicks angepaßt und ihre Praxis, sich durchzuwinden so gut es gehe, hätte sich im ganzen als recht erfolgreich erwiesen.

Die Großherzogin, eine Tochter des alten Kaisers Wilhelm, war weit weniger zurückhaltend und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Als Ultradeutsche meinte sie, Deutschland könne nicht fehlen, und demgemäß träfe Großbritannien allein die Schuld, wenn die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen nicht so gut seien, wie sie sein sollten. Umsonst versuchte ich, sie zu überzeugen, daß Fehler auf beiden Seiten geschehen sein mögen, daß — wollten unsere beiden Länder Freunde bleiben — jedes die nötige Achtung vor den Interessen des anderen zeigen müßte. Bei einer Gelegenheit — unmittelbar vor oder nach dem Ausbruche des Burenkrieges — kanzelte sie mich vor dem ganzen Hofe ab und zeigte mir ihre Ungnade, indem sie mir nicht die Hand zum Kusse reichte, wie dies sonst bei offiziellen Empfängen üblich war. Bald danach war ich, auf Urlaub in England, zufällig mehrere Abende hintereinander zum Diner in Osborne geladen und saß einen Platz von der Königin getrennt, als sich Ihre Majestät zu meiner Überraschung im Gespräche über die antienglischen Gefühle in Deutschland mir zuwandte und sagte: „Die liebe Großherzogin von Baden ist der einzige Freund, den wir in Deutschland haben." Ich wagte zu erwidern, daß Ihre königliche Hoheit wohl sehr sorgsam ihre wahren Gefühle maskiert habe, als sie sich uns freundlich gesinnt darstellte, und erzählte dann Ihrer Majestät von meiner jüngsten Visite in Karlsruhe und wie die Großherzogin mich habe deutlich merken lassen, daß sie die damals in Deutschland vorherrschende Meinung über Großbritannien völlig teile. Die Königin war ganz verstört, das zu hören, und als ich ihr schilderte, wie die Menge in Karlsruhe und auch in Darmstadt die in den Fenstern der Postämter ausgehängten Telegramme verschlinge, die unsere Schlappen verkündeten, sagte Ihre Majestät: „Wir wollen das nicht vergessen!"

Im Juli 1898 bot mir Lord Salisbury die Stellung des britischen Agenten beim Schiedsgerichtshof für Venezuela an, die durch Ernennung Michael Herberts zum Botschafter in Washington freigeworden war. Da es der Wunsch der Königin war, ich möge trotzdem als chargé d'affaires in Darmstadt weiter fungieren, machte ich einen flüchtigen Besuch in London, um zu schauen, wie ich am besten die Erfüllung der Pflichten meines neuen Postens mit denen des alten vereinigen könnte.

Es war charakteristisch für die Zuvorkommenheit der Königin, die um die Kürze meines Aufenthaltes in England wußte, daß sie durch das Foreign Office das folgende Telegramm sandte: „Die Königin wünscht, Mr. Buchanan möge, wann immer es ihm paßt, nach Osborne kommen." Souveräne haben in der Regel nicht die Gewohnheit, der Bequemlichkeit eines ihrer Untertanen soviel Beachtung zu schenken, ganz besonders dann, wenn dieser Untertan nur ein jüngeres Mitglied des diplomatischen Korps ist. Urteile ich nach meinen eigenen Erfahrungen, so war niemals ein Souverän zuvor-

kommender gegen andere und dankbarer für den kleinsten Dienst als die Königin Viktoria. Ich war so glücklich, von Anbeginn das Vertrauen Ihrer Majestät zu genießen. Nach der ersten etwas aufregenden Begegnung, als ich bei meiner Ernennung für Darmstadt in der Galerie von Osborne Ihre Majestät auf ihrem Wege zum Diner zu erwarten, auf ein Knie zu fallen und ihr die Hand zu küssen hatte, habe ich mich nie wieder vor ihr gefürchtet. Ich verfiel sofort dem Zauber ihres wundervollen Lächelns und gab mich immer vollkommen natürlich und frei in allen meinen Gesprächen mit ihr. Es schien mir stets sehr leicht, mit der Königin zu plaudern und sie zu erheitern. Als ich ihr einmal von dem sonderbaren Zufall erzählte, daß der 25. November nicht nur der gemeinsame Geburtstag des Großherzogs und der Großherzogin von Hessen sei, sondern auch der meine, fragte Ihre Majestät: „Und sind Sie auch im gleichen Jahr geboren wie jene?" Lächelnd antwortete ich, daß dies eine Ehre wäre, die ich nicht beanspruchen dürfe, da ich unglücklicherweise alt genug sei, um des Großherzogs Vater zu sein. „Wie schrecklich dumm von mir!" erwiderte die Königin mit einem herzlichen Lachen über ihr Versehen. Indessen gab es Gelegenheiten, wo es für mich nicht ganz so leicht war, Ihrer Majestät Fragen über die Vorgänge in Darmstadt zu beantworten. Ich besinne mich ganz besonders auf eine Audienz, die ich anfangs 1898 während eines Besuches von Samstag auf Montag in Windsor hatte, in der ich Ihrer Majestät nicht länger die wachsende Spannung zwischen Großherzog und Großherzogin verhehlen konnte. Nachdem sie mir zugehört hatte, bemerkte die Königin: „Ich habe diese Heirat zustande gebracht. Ich werde nie wieder versuchen, irgendwen zu verheiraten", und fuhr dann fort, mir mit Fragen zuzusetzen. Als ich jedoch zu sagen wagte, ich hätte stets getrachtet, nicht nur Ihrer Majestät, sondern auch dem großherzoglichen Paare zu dienen, und hoffte zuversichtlich, daß sie verstände, wie schwer es für mich wäre, das mir von Ihren königlichen Hoheiten geschenkte Vertrauen durch die Wiedergabe ihrer Mitteilungen zu mißbrauchen, sagte Ihre Majestät sogleich: „Ich verstehe vollkommen und bin Ihnen sehr dankbar". Meine Frau und ich hatten während dieses Besuches noch mehrere Besprechungen mit der Königin. Beim Abschied erhielt ich von Ihrer Majestät einen reizenden Brief mit zwei Jubiläumsmedaillen, von „denen sie hoffe, wir würden sie als Zeichen ihrer Dankbarkeit für die große Freundlichkeit gegen ihre Enkelkinder annehmen".

Das letztemal sah ich die Königin in Balmoral im Oktober 1900 bei der Abmeldung von meinem Posten als chargé d'affaires in Darmstadt, als Ihre Majestät mich mit dem Komtur des Viktoria-Ordens auszeichnete, einer Dekoration, die damals nur selten verliehen wurde. Einige Monate später ging die große Königin, die mir immer Gefühle der Verehrung, Ergebenheit und tiefsten Dankbarkeit für die mir stets erwiesene Güte und Aufmerksamkeit eingeflößt hatte, zu ihrer letzten Ruhe ein.

KAPITEL IV

1898–1903

Nur wenige Menschen werden sich noch unserer Auseinandersetzung mit Venezuela über die Grenze zwischen seinem Gebiet und dem der britischen Kolonie von Guyana erinnern, obgleich sie zu jener Zeit eine der brennenden Tagesfragen war. Ihre Bedeutung entsprang der Tatsache, daß Präsident Cleveland 1895 in einer Botschaft an den Kongreß die Sache Venezuelas zu der seinen gemacht hatte. Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika drohten sich daher zu trüben. Um diese Gefahr zu bannen, wurde nach langwierigen Unterhandlungen im Februar 1897 zu Washington ein Vertrag zwischen Ihrer Majestät Regierung und der Regierung von Venezuela unterzeichnet, nach dem die Frage des umstrittenen Gebiets einem Schiedsgericht unterbreitet werden sollte.

Bei meinem Eintritt als britischer Vertreter in den Schiedsgerichtshof, im Juli 1898, hatten die beiden Vertragspartner ihre Beschwerden bereits ausgetauscht und am Ende des Jahres wurden auch die Schlußfolgerungen, die das Beweisverfahren schlossen, gewechselt. Nach einer zu Anfang des neuen Jahres abgehaltenen Präliminarsitzung, die bestimmte Fragen des Verfahrens regeln sollte, trat das Tribunal am 15. Juli 1899 in Paris zusammen. Der Gerichtshof setzte sich aus zwei britischen Schiedsrichtern, Lordoberrichter Russell und Lordrichter Henn Collins und zwei amerikanischen Richtern, dem Hon. Melville Webster Fuller, Oberrichter der Vereinigten Staaten, und dem Hon. David Brewer, einem Richter des Obersten Gerichtshofes, unter dem Präsidium des wohlbekannten russischen Rechtsgelehrten M. de Martens zusammen. Die führenden Anwälte auf unserer Seite waren der Oberstaatsanwalt Sir Richard Webster (später Lord Alverstone und Lordoberrichter) und Sir Robert Reid (später Lord Loreburn und Lordkanzler), denen der jetzige Lord Asquith und der jetzige Richter Mr. Rowlatt zur Seite standen, während Venezuela von General Harrison (einem Expräsidenten der Vereinigten Staaten) und anderen hervorragenden amerikanischen Rechtsgelehrten vertreten war.

Die Geschichte des umstrittenen Gebietes reicht ins 16. Jahrhundert zurück. Als Spaniens Erbe beanspruchte Venezuela das ganze Land zwischen Orinoco und dem linken Ufer des Essequibo — ein Anspruch, dem wir mit der Begründung entgegentraten, daß der größere Teil dieses Gebietes über zwei Jahrhunderte lang nacheinander in holländischer und englischer Gewalt gewesen und seit unserer formellen Besetzung der Kolonie im Jahre 1814 von Großbritannien und nicht von Venezuela erschlossen worden sei. Venezuelas Anwalt behauptete ferner, daß nach Artikel 4 des Washing-

toner Vertrages der gegnerische Besitz oder die Verjährung wohl einen Rechtstitel legalisierten, daß sich aber dieser Grundsatz auf einen Zeitraum von 50 Jahren vor 1814 beziehe und nicht auf die der Unterzeichnung des Vertrages unmittelbar vorausgegangenen 50 Jahre. Dies hätte eine so ernstliche Abänderung der Bedingungen bedeutet, unter denen Ihrer Majestät Regierung einem Schiedsspruch zugestimmt hatte, daß wir es abgelehnt haben würden, das Schiedsgerichtsverfahren fortzusetzen, wenn die Schiedsrichter die amerikanische Auslegung dieses Punktes angenommen hätten.

Der Oberstaatsanwalt, der als erster zum Gerichtshof zu sprechen hatte, legte in meisterhafter Rede, die 13 Sitzungen ausfüllte, den britischen Standpunkt dar. Er macht indessen den Fehler, zu sehr in Einzelheiten einzugehen. Wie ich damals zu bemerken wagte, riß er unser Haus ein, um zu zeigen, aus welch guten Steinen es aufgebaut sei. Dem Anwalt Venezuelas bot das die Gelegenheit, die schwachen Punkte unserer Beweisführung anzugreifen und die Minderwertigkeit einiger unserer gerühmten Bausteine aufzudecken. Als Sir Robert Reid sich erhob, um Venezuelas Anwälten, die 22 Tage gesprochen hatten, zu antworten, waren die Aussichten keineswegs vielversprechend. Doch in einer kurzen und glänzenden Ansprache hob er die Diskussion auf ein höheres Niveau und vertiefte sich in das Wesentliche der englischen Ansprüche. Überdies gelang es ihm, die Behauptung von einem Vorrecht Spaniens, die den Eckstein der venezolanischen Beweisführung bildete, ins Lächerliche zu ziehen, indem er auf den grellen Kontrast zwischen der Tätigkeit der Venezolaner und Spanier einerseits und der Holländer und Engländer anderseits hinwies. Dann sprach Mr. Asquith, dem für Venezuela General Tracy folgte. Der Oberstaatsanwalt sprach schließlich zusammenfassend für Großbritannien, während General Harrison die mündliche Beweisführung mit einer Rede zu Ende führte, die trotz ihrer Kraft und Beredsamkeit jeden tieferen Eindruck auf den Gerichtshof verfehlte. Der Mangel jedes tatsächlichen positiven Beweises zwang den General, die Sache Venezuelas fast ganz mit der Behauptung zu stützen, daß Venezuela als Nachfolger Spaniens mit dem ersten und höchsten Rechtstitel auf das umstrittene Gebiet ausgestattet sei, und diesen Beweisgrund durch eine Kritik der englischen Darstellung zu ergänzen.

Hätte der Fall einem unparteiischen Gerichtshof zur Beurteilung vorgelegen, der ihn nach den vorgelegten Beweisen entschieden hätte, so wäre das ganze umstrittene Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach uns zugesprochen worden. Immerhin bedeutete der die Grenze bestimmende Schiedsspruch kein Opfer an wichtigeren britischen Interessen, obwohl die Mündung des Barima nicht, wie wir gehofft, ganz im Besitze Großbritanniens belassen wurde. Doch bei einem schiedsgerichtlichen Tribunal, bei dem die streitenden Parteien durch ihre selbstgewählten Schiedsrichter vertreten werden, ist der neutrale Präsident naturgemäß versucht, ein Kompromiß zu finden, das eine einstimmige Entscheidung sichert. Eben diese Einmütigkeit hatte in all den Schiedssprüchen gefehlt, die in der Zeit zwischen der „Alabama"-Affäre des Jahres 1873 und der Frage der Behringssee-Fischerei einige zwanzig Jahre später gefällt worden waren. Herr von Martens hatte besondere Gründe für seinen Wunsch, beim Schiedsgericht über Venezuela diese Regel zu durch-

brechen. Die erste Friedenskonferenz, die auf die Initiative des Zaren Nikolaus zurückging, hatte im Monat Juli im Haag getagt. So war denn von Martens eifrig bemüht, die Anstrengungen seines Herrschers um den Frieden durch die Erzielung eines einstimmigen Urteils zu unterstützen, das andere Staaten zu ermutigen vermöchte, ihre Differenzen einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Solcher Wunsch war an sich gewiß lobenswert, doch standen die zu seiner Ausführung angewendeten Mittel nicht über aller Kritik. Nachdem er eine Grenzlinie bestimmt hatte, die ein anständiges Kompromiß zwischen den widerstreitenden Ansprüchen der feindlichen Parteien darstellen würde, wandte er sich hintereinander an die einzelnen Schiedrichter und gab ihnen zu verstehen, daß er seine entscheidende Stimme zugunsten des äußersten gegnerischen Anspruches einsetzen würde, wenn eine Partei seinen Vorschlag ablehnen sollte.

Die mündliche Beweisführung hatte 45 Sitzungen des Gerichtshofes ausgefüllt. Wenn der Prozeß unnötig verzögert worden war, so lag die Verantwortung dafür bei dem Anwalt Venezuelas, der 10 Tage mehr gesprochen hatte als unser Anwalt. Obgleich die herzlichsten persönlichen Beziehungen aufrechterhalten wurden, gab es natürlich zwischen den gegnerischen Anwälten viele scharfe Waffengänge. Der Oberstaatsanwalt liebte es, trotz seiner geschickten Führung der Sache, gar nicht, einer schwierigen Situation ins Antlitz zu sehen, und pflegte um sie herumzugehen, indem er auf eine ihm gestellte ungelegene Frage ausweichend antwortete. Diese Taktik ärgerte General Harrison so, daß er einmal aufstand und beim Gerichtshofe beträchtliche Heiterkeit durch die Bemerkung erregte: „Der Oberstaatsanwalt erinnert mich an einen großen Vogel, der sich auf einen Zweig niedergelassen hat, der zu schwach ist, ihn zu tragen. Der breitet auch seine Schwingen aus und macht mit ihnen flapp, flapp, um sich in seiner Lage zu halten.“ Gleichzeitig bewegte der General seine Arme wie Vogelschwingen auf und nieder. Jedesmal wenn der Oberstaatsanwalt eine Frage verwischen wollte, stand Harrison ruhig auf und wiederholte diese Pantomime.

Nur mit einiger Unsicherheit hatte ich meine Stellung als Vertreter angenommen. Abgesehen von der Neuheit der Aufgabe ist die Stellung eines Vertreters bei einem gewichtigen Schiedsgerichtsfall eine ungewöhnliche, wenn er nicht eine Null sein will. Die Vorbereitung und Führung des Falles lag naturgemäß in den Händen der damit betrauten Rechtsgelehrten. Wenn ich auch an allen ihren Diskussionen teilnahm, war meine Aufgabe doch mehr die, der Regierung über das Resultat der Beratungen und über die zur Annahme vorgeschlagene Argumentation zu berichten. Der Oberstaatsanwalt war jedoch stets bereit, alles anzuhören, was ich zu sagen hatte, und stimmte ich, was manchmal der Fall war, nicht ganz mit ihm überein, so zögerte ich nicht, es zu äußern, wobei es mir öfter gelang, meinen Standpunkt durchzusetzen. Während unserer Sitzungen in Paris war unsere gegenseitige Stellung nie klar festgelegt. Hatte der Oberstaatsanwalt die Gewohnheit, von mir als my agent zu sprechen, so nahm Lordrichter Collins diese Benennung des Regierungsvertreters übel und drängte mich, dies zu vergelten und von my Attorney-General zu sprechen, — ein Rat, den ich selbstverständlich nicht befolgte.

Nebenbei hatte ich für den Unterhalt aller Mitglieder der Delegation in Paris zu sorgen und mußte mit der Finanzverwaltung die Höhe ihrer Gehälter und Unterhaltskosten ordnen. Eine recht undankbare Aufgabe, da wir alle nur zu sehr geneigt sind, unsere Dienste höher einzuschätzen als die Regierung. Aber dadurch, daß ich dem Finanzministerium in untergeordneten Angelegenheiten Konzessionen machte, erreichte ich im allgemeinen alles, was ich wünschte. Nur ein Beispiel: Der Lordoberrichter fand, daß 5 Guineen im Tage nicht genügten, um ihm in Paris eine seiner hohen Stellung angemessene Lebensführung zu ermöglichen, und bedrängte mich, die Kosten seines eigenen Lebensunterhaltes auf 6 Guineen und die seines Sekretärs von 25 auf 30 Schillinge zu erhöhen. Ich unterbreitete sein Gesuch dem Schatzamte mit dem Beifügen, daß ich Lord Russells Anspruch billig fände, das Ansuchen um weitere 5 Schillinge im Tag für seinen Sekretär aber nicht mit gutem Gewissen unterstützen könne. Darauf bewilligte man nicht nur Seiner Lordschaft die gewünschten 6 Guineen, sondern bemerkte noch zu meiner großen Erheiterung, daß es wohltuend sei, mit jemandem zu verhandeln, dem wie mir das öffentliche Interesse am Herzen liege. Der Sekretär hatte indessen am Ende auch nicht zu leiden, denn beim Abschluß des Schiedsgerichtes verschaffte ich ihm eine Gratifikation von 50 Pfunden.

Meine schwierigste Aufgabe in Paris bestand in der Verfassung der Berichte über jede Sitzung des Gerichtshofes an das Foreign Office, denn bei einer so langwierigen und komplizierten Sache war es nichts Leichtes, die Reden der Anwälte in einer Depesche zusammenzufassen und den Wert ihrer verschiedenen Beweisgründe abzuschätzen. Die Mühe, die ich auf diese Berichte verwandte, wurde jedoch durch die herzliche Anerkennung meiner Dienste seitens der Regierung reichlich gelohnt. Es wurde mir der Companion of the Bath verliehen und die Wahl zwischen einer kleinen Gesandtschaft und dem Posten eines Botschaftsrates freigestellt.

Da mir sehr daran lag, zur politischen Tätigkeit zurückzukehren, wählte ich das zweite und wurde Ende 1900 nach Rom geschickt, wo damals Lord Currie unser Botschafter war. Von den 11 Monaten, die ich dort verbrachte, blieb die Botschaft 4 Monate lang mir anvertraut. Rom war in jenen Tagen ein sehr leichter Posten. Das politische Interesse konzentrierte sich auf die kretensische Frage, mit der sich eine Konferenz von Vertretern der unmittelbarer interessierten Mächte unter dem Vorsitze des italienischen Ministers des Äußern, Prinetti, befaßte. *Tempora mutantur* — mit Neid blickt man in unseren stürmisch bewegten Tagen auf eine Zeit zurück, wo die Frage der Verwaltung von Kreta unsere Hauptsorge war.

Im Herbst 1901 wurde ich zur Botschaft nach Berlin versetzt, auf den Posten, um den ich ursprünglich gebeten hatte. Es lag mir nicht nur daran hinzukommen, weil Frank Lascelles mein alter Freund war, sondern auch weil die Botschaft in Berlin in diesem Moment die wichtigste von allen unseren Vertretungen war.

Alle, die Baron Eckardsteins bemerkenswerte Enthüllungen gelesen haben, werden sich erinnern, wie die wiederholten Bemühungen unserer Regierung, zu einer Verständigung mit Deutschland und zum Abschlusse einer Art Defensivbündnisses zu gelangen, durch die Torheit und Unaufrichtigkeit

der anglophoben Clique in der Wilhelmstraße vereitelt wurden. Großbritannien war an einem Scheidewege angelangt. Die Zeit war gekommen, wo es für das britische Reich unmöglich war, noch länger seine Politik der *splendid isolation* zu verfolgen. Es mußte sich entweder an die Seite des Dreibundes stellen, oder sein Los mit dem Frankreichs und Rußlands verknüpfen. Während des Burenkrieges hatten sich die deutsch-englischen Beziehungen durch Zwischenfälle, wie das Anhalten und die Durchsuchung der deutschen Schiffe „Bundesrat", „General" und „Herzog", bis nahe zum Bruche verschärft. Während sich die durch solche Zwischenfälle hervorgerufene Erregung in Deutschland sehr heftig äußerte, hatte die drohende Haltung der kaiserlichen Regierung auch in den offiziellen Londoner Kreisen Erbitterung hervorgerufen. Trotzdem wurde die Idee eines defensiven Übereinkommens mit Deutschland von Ihrer Majestät Regierung nicht ganz und gar aufgegeben. Noch im Frühjahre 1901 wurde die Frage von Lord Lansdowne neuerlich angeschnitten. Aber die Aufnahme, die diesem verlockenden Vorschlag in der Wilhelmstraße zuteil wurde, war nicht ermutigend, und die nachfolgenden Unterhandlungen dienten nur dazu, unsere Regierung von der Hoffnungslosigkeit zu überzeugen, Deutschland als einen möglichen Bundesgenossen betrachten zu können.

Kurz nach meiner Ankunft in Berlin, 1901, ging Sir Frank auf Urlaub und die Botschaft blieb infolgedessen mir anvertraut. Es war ein Moment größter Spannung. In den Zeitungen zirkulierten Verleumdungen jeder Lesart über die Führung unserer Truppen in Südafrika; im Reichstage wurden sie feile Söldner genannt und beschuldigt, hinter einem Schutzwall von Frauen und Kindern zu kämpfen. Chamberlain hielt Ende Oktober eine Rede, in der er die unbegründeten Beschuldigungen zurückwies und Vorfälle aus dem Kriege 1870 anführte, die der deutschen Armee nicht zur Ehre gereichten. Die Gegenanschuldigungen gossen nur Öl ins Feuer und forderten eine neue antienglische Kampagne im Reichstag heraus, zu der Graf Bülow, der kürzlich dem Fürsten Hohenlohe als Kanzler gefolgt war, eine Rede beisteuerte, die Mr. Chamberlain in der härtesten Weise tadelte.

Ein chargé d'affaires hat nur selten Gelegenheit, eine so hohe Persönlichkeit wie den Reichskanzler zu sehen: Graf Bülow aber, dem ich von Baron Jagow, meinem Freund und Kollegen aus Rom, empfohlen worden war, war so gütig, mich zum Essen zu bitten. Bei einer Unterhaltung, die ich mit ihm nach der Mahlzeit hatte, nahm ich die Gelegenheit wahr, auf die kürzlich stattgehabten Debatten im Reichstag hinzuweisen. Ich wäre, meinte ich, geneigt zuzugeben, daß die britische Armee mit dem deutschen Heere keinen Vergleich vertrage. Unsere erste Verteidigungslinie wäre die Flotte und unsere Armee verhältnismäßig klein, doch hielte uns das nicht ab, stolz auf sie und ihre großen Traditionen zu sein. Wir nähmen es übel, sie als eine Armee gekaufter Söldner behandelt zu sehen, und noch mehr die im Reichstage gegen sie erhobenen verleumderischen Beschuldigungen. Männer, die freiwillig in den aktiven Dienst träten, Männer, die aus eigenem, freiem Willen bereit wären, ihr Leben für König und Vaterland zu opfern, stünden, meiner Meinung nach, auf höherer Stufe als Männer, die durch die allgemeine Wehrpflicht dazu gezwungen werden. Ich wäre überzeugt, Seine Exzellenz

schenke den im Reichstage über unsere Truppen erzählten Geschichten keinen Glauben. Ich bäte ihn daher im Interesse der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen unseren Ländern dringend, in die Debatte einzugreifen und die Sache durch die Erklärung einzurenken, daß der Reichstag über die Führung unserer Truppen falsch informiert gewesen sei. Graf Bülow gab zu, daß er persönlich diesen Geschichten keinen Glauben schenke, und sprach mit der für ihn charakteristischen Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Aber er war nicht stark genug, um gegen den Strom zu schwimmen. Er hatte daher taube Ohren für meine Bitten und erklärte, er könne sich in Reichstagsangelegenheiten nicht einmengen; es wäre ihm unmöglich, irgend etwas zu sagen.

Im Dezember 1901 kam Marquis Ito auf dem Wege über London in Berlin an. Da Japan noch immer zwischen einer Allianz mit Rußland und einer solchen mit Großbritannien schwankte, war mir natürlich darum zu tun, zu erfahren, was während seines Aufenthaltes in Petersburg zwischen ihm und dem Grafen Witte vorgegangen war. Ich hatte den Marquis, als ich 1880 Sekretär bei unserer Gesandtschaft in Tokio war, kennengelernt. Gelegentlich der Erneuerung unserer Bekanntschaft bei einer Gesellschaft in der japanischen Botschaft versuchte ich, ihn auszuholen, indem ich das Gespräch auf den Zweck seiner Reise brachte. Japanische Staatsmänner sind indessen nie sehr mitteilsam: Der Marquis, der während unserer ganzen Unterhaltung eine markiert reservierte Haltung bewahrt hatte, ließ sich nicht ausholen und brachte mich am Ende mit der niederschmetternden Bemerkung zum Schweigen: „Meine Reise war überaus interessant, aber ich habe mich nie interviewen lassen."

Der anglo-japanische Vertrag, der etwa 6 Wochen später geschlossen wurde, und das Fallenlassen der Idee eines Defensivbündnisses mit Deutschland ebneten den Weg zu einer Verständigung mit Frankreich, die zwei Jahre später erfolgte. Diese neue Richtung britischer Außenpolitik half natürlich nicht, die Beziehungen zu Deutschland verbessern. Nach außen blieben sie scheinbar normal und freundlich, doch wuchs das gegenseitige Mißtrauen. Abgesehen vom deutschen Flottenprogramm, das eine direkte Kampfansage gegen unsere Herrschaft zur See darstellte, führte das herausfordernde Vorgehen Deutschlands in China wiederholt Reibungen herbei. Ganz besonders war dies im Herbst 1902 der Fall, als mir die Botschaft anvertraut war. Sehr gut erinnere ich mich eines besonderen Falles. Ich weilte gerade zu flüchtigem Besuch in London, um meiner Frau während einer Blinddarmoperation nahe zu sein, die so ernst war, daß nur Sir Frederik Treves' vollendete Kunst ihr Leben zu retten vermochte, als ich Hals über Kopf nach Berlin zurück mußte, um den Deutschen den sehr üblen Eindruck unter die Nase zu reiben, den ein von ihnen kurz zuvor am Yangtse unternommener Schritt auf Seiner Majestät Regierung gemacht hatte. Ich tat dies mit dem Erfolge, daß der Außenminister, Baron von Richthofen, der in der Regel der höflichste Mensch war, jede Gewalt über sein Temperament verlor und seinen Gefühlen in einem Sturzbach böser Worte freien Lauf ließ. König Eduard war beim Lesen des Telegramms, in dem ich diese hitzige Unterredung berichtete, so gütig, meine freimütige Sprache zu loben und Sir Frank,

der gerade in Sandringham war, zu sagen, er hätte einen sehr guten Platzhalter.

Von allen meinen Posten war mir Berlin, trotz seines politischen Interesses, am wenigsten lieb. Da ich auf mein eigenes Verlangen dahin gesandt worden war, fühlte ich manchmal mit Charles Kingsley, daß ich „mit der Bürde eines erfüllten Gebetes beladen" worden war. Als Stadt war Berlin wenig anziehend. Auch das Leben in der Gesellschaft war — ein kleiner Kreis intimer Freunde, die uns viel Freundliches erwiesen, ausgenommen — mit seinen ermüdenden Nachmittagsempfängen und steifen offiziellen Diners langweilig bis zum äußersten. Darum war ich nicht traurig, es gegen Ende 1903, zum politischen Agenten und Generalkonsul in Sofia mit dem persönlichen Range eines Gesandten ernannt, verlassen zu können.

KAPITEL V

Am 14. August 1887 hatte Fürst Ferdinand vor dem Großen Sobranje in Tirnovo, der alten bulgarischen Hauptstadt, den Eid geleistet und in einer am gleichen Tage ausgegebenen Proklamation „unser freies Volk" wissen lassen, daß er den Thron der glorreichen bulgarischen Zaren bestiegen habe. Die Umstände, unter denen er gewählt worden war, sind schon geschildert worden. In diesem Kapitel beabsichtige ich eine kurze Skizze seiner Karriere als Balkanfürst bis zum Tage meiner Ankunft in Sofia, anfangs 1904, zu entwerfen.

In den ersten 7 Jahren herrschte er und Stambuloff regierte. Erst nach dem Fall seines allmächtigen Ministers, im Jahre 1894, nahm er die Zügel der Macht in die eigenen Hände. Die erste der zwei Perioden stand im Zeichen der offenen Feindschaft Rußlands, der ewigen Gefahr einer russischen Besetzung und einer Anzahl von Komplotten gegen sein Leben. Nach seiner Anerkennung im Jahre 1896 und der nachfolgenden Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen gab Rußland seine offen feindselige Haltung auf und es versuchte, mit hinterlistigeren Mitteln die Stellung wiederzuerlangen, die es durch seine eigene Torheit verloren hatte. Ein Merkmal war beiden Perioden gemeinsam: auf der einen Seite der verwundete Stolz Rußlands, das auf Grund seiner Opfer im Befreiungskriege das Recht beanspruchte, die Richtung der bulgarischen Politik nach eigenem Gutdünken zu bestimmen, auf der anderen Seite ein junges, lebensfähiges und demokratisches Volk im Kampf um seine Unabhängigkeit, entschlossen, sein Schicksal ohne die Einmischung irgendeiner fremden Macht selbst zu formen. Fürst Ferdinand war vom Anbeginn eifrig bemüht, die Gegner zu versöhnen, da er überzeugt war, daß weder Bulgarien noch sein Herrscher auf die Dauer ohne das Wohlwollen Rußlands existieren könnten. Er hatte sogar noch vor seiner Reise nach Sofia Rußland durch seinen Wiener Gesandten Avancen machen lassen, doch ohne Erfolg. Rußland war unerbittlich und bemühte sich in den nächsten sechs Monaten zweimal, die Pforte zu der Forderung aufzustacheln, daß Ferdinand einen Thron verlassen solle, von dem er zu Unrecht Besitz ergriffen. Zum Glück für Fürst Ferdinand waren Großbritannien, Österreich und Italien auf der Hut vor der Festsetzung eines panslawistischen Regimes in Bulgarien. Sie hielten nicht nur den Sultan davon ab, einen Kurs einzuschlagen, der zur Anwendung von Waffengewalt seitens Rußlands oder der Türkei hätte führen können, sondern ermächtigten sogar ihre Repräsentanten in Sofia, in private und inoffizielle Beziehungen zum Fürsten zu treten. Obgleich dieser also fortfuhr, als ein „de facto"-Souverän mit dem inoffiziellen Rückhalt der sogenannten freundlichen Mächte zu herrschen, blieb seine Stellung eine unsichere. Die Armee hatte ihre Treue

niemals recht auf ihn übertragen und das Frühjahr 1890 brachte die Aufdeckung einer auf seine Entthronung abzielenden ausgebreiteten Militärverschwörung. Die zweifelhafte Treue der Armee ließ Stambuloff sich ängstlich beim Sultan um die Anerkennung des Fürsten bemühen, aber angesichts der russischen Opposition fanden seine Anerbietungen in Konstantinopel keinen Widerhall. Dagegen gelang es ihm, die „berats" für die Berufung bulgarischer Bischöfe auf die Bischofsstühle von Ochrida, Uesküb, Veles und Nevrokop durchzusetzen. Stambuloff war der einzige Mann, von dem die ganze Situation abhing, und er diktierte die Politik der Regierung. Wenn er auch nicht zögerte, dem Sultan gelegentlich durch Drohungen Angst zu machen, verfolgte er doch eine versöhnliche Politik. Er beschränkte seine Wünsche auf das Maß von Autonomie für Mazedonien, das diesem nach dem Berliner Vertrag zustand, in der Überzeugung, daß Mazedoniens Vereinigung mit Bulgarien nach Gewährung der Autonomie ebenso naturgemäß, ebenso unwiderstehlich folgen würde, wie die Vereinigung mit Ostrumelien

Mittlerweile ließ die Gefahr der Ermordung, der der Fürst infolge der Verschwörungen der russophilen Partei dauernd ausgesetzt war, es wünschenswerter als je erscheinen, daß er sich verheirate und eine Dynastie gründe. Im Jahre 1892 wurden mit dem Herzog von Parma Unterhandlungen wegen der Hand seiner Tochter Prinzessin Marie Luise angeknüpft. Da der Herzog darauf bestand, daß die Kinder aus dieser Ehe im katholischen Glauben erzogen werden sollten, nahm Stambuloff es auf sich, die Revision des Artikels 32 der Konstitution herbeizuführen, nach dem der Thronerbe der orthodoxen Kirche anzugehören hatte. Rußland erhob sofort Protest gegen einen Schritt, den es als den religiösen Gefühlen des bulgarischen Volkes zuwider ansah. Im Lande selbst war der Gedanke unpopulär, Stambuloff hielt ihn aber für des Fürsten Heirat so unerläßlich, daß er das ganze Odium dieser Maßnahme auf sich nahm und die Annahme beim Sobranje erzwang. Fürst Ferdinands Vermählung wurde im Frühling 1893 gefeiert. Da ihr überdies am Ende des Jahres der Tod seines einzigen Rivalen, des Fürsten Alexander, folgte, wurde seine Stellung dadurch gefestigt.

Jetzt machte ihn auch die Bevormundung durch einen Mann ungeduldig, der nicht einmal von seinem eigenen Souverän einen Widerstand gegen seinen Willen ertragen konnte. Im Gefühl genügend großer Stärke beschloß der Fürst, sich von einem Minister zu befreien, den er als Haupthindernis für seine Anerkennung durch die Mächte ansah. Die zwischen beiden seit langem herrschende Spannung erreichte ihren Höhepunkt bei einem Zwischenfall, der mit der Demission des Kriegsministers zusammenhing: Stambuloff bat um seine Entlassung, die sofort angenommen wurde.

Der Fall Stambuloffs bedeutete einen Wendepunkt in der konstitutionellen Geschichte Bulgariens und eröffnete eine Ära der Selbstherrschaft des Fürsten, ganz besonders auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten. Stambuloffs Nachfolger wurde Stoiloff, der Führer der konservativen Partei, als Haupt einer Koalitionsregierung. Aber der Fürst machte ihm sogleich klar, daß er beabsichtige, sein eigener Außenminister zu sein. Einer seiner ersten Schritte war, den Weg zu einem Rapprochement an Rußland durch einen Telegrammwechsel anläßlich des im November 1894 erfolgten Todes

des Zaren Alexanders III. zu ebnen. Im nächsten Juli wurde eine Deputation unter Erzbischof Clement nach Petersburg entsandt, die einen Kranz auf das Grab des toten Zaren niederzulegen hatte. Der Empfang der Deputation war merklich kühl. Das einzige Resultat war der Wink, daß der Übertritt des Prinzen Boris zur orthodoxen Kirche dem Zaren sehr genehm wäre, und daß ein Ansuchen um Entsendung eines russischen Vertreters nach Sofia günstig aufgenommen werden würde. Während der Fürst sich so bemühte, Rußlands Wohlwollen wieder zu gewinnen, verlor er jedoch durch die Behandlung Stambuloffs die vorher in Wien und London für Bulgarien gehegten Sympathien. Obwohl vor der Gefahr gewarnt, der das Leben des Staatsmannes ausgesetzt war, hatte die Regierung des Fürsten nicht nur unterlassen, Maßnahmen zu Stambuloffs Schutz zu treffen, sondern diesem sogar die Ausreise nach Karlsbad verweigert. Die zynische Gleichgültigkeit, die sie dann bei seiner Ermordung an den Tag legte, ließ sie, wenn schon nicht direkt, so doch moralisch mitschuldig erscheinen.

Einen anderen Grund zur Mißstimmung zwischen den westlichen Mächten und Bulgarien bot die ermutigende Nachsicht, die die damalige Regierung nach Stambuloffs Sturz gegenüber der aufständischen bulgarischen Bewegung in Mazedonien übte.

In der Zwischenzeit hatte die Stimmung zugunsten einer Wiederversöhnung mit Rußland an Boden gewonnen und die Frage der Religion des rechtmäßigen Erben wurde öffentlich diskutiert. Fürst Ferdinand, der es zuließ, daß der Übertritt des Prinzen Boris zum Artikel eines politischen Programmes wurde, hatte weder die Kraft der religiösen Einwände der Familie seiner Frau richtig eingeschätzt, noch den politischen Druck vorausgesehen, der ihn am Ende zum Nachgeben zwingen könnte. Da er die Zügel der Regierung in die eigenen Hände genommen hatte, wandten sich nun alle Angriffe der Opposition gegen seine Person und er wurde schließlich als das Hindernis für die Erfüllung des nationalen Wunsches angesehen. Verschwörungen zu seiner Ermordung wurden aufgedeckt und außergewöhnliche Maßnahmen mußten für seine Sicherheit getroffen werden. Es wurde mit einer Ministerkrisis gedroht und das Sobranje sprach den Wunsch des Volkes aus, Prinz Boris möge in die orthodoxe Kirche eintreten. Fürst Ferdinand pilgerte, ehe er einen endgültigen Entschluß faßte, nach Rom in der Hoffnung, der Papst werde sich bewegen lassen, ihn von der bei seiner Verheiratung eingegangenen Verpflichtung zu befreien. Seine Heiligkeit blieb jedoch unerbittlich. Bei seiner Rückkehr nach Sofia unterzeichnete Fürst Ferdinand, nachdem er zuerst den Gedanken an Abdankung geheuchelt hatte, eine Proklamation, die die Konfirmation des Prinzen Boris nach orthodoxem Ritus vorsah. Kaiser Nikolaus nahm das Angebot der Patenschaft an, Tscharikoff wurde als russischer diplomatischer Vertreter in Sofia akkreditiert. Gleichzeitig erkannte der Sultan Seine königliche Hoheit als Fürsten von Bulgarien und Generalgouverneur von Ostrumelien an. Die anderen Mächte gaben ihre Zustimmung und Fürst Ferdinands Stellung war damit formell geregelt. Die Anerkennung der Mächte hatte ihn ein moralisches Opfer gekostet, das ihm wohl in hohem Maße von Gründen der hohen Politik, nicht wenig aber auch von Motiven persönlichen Ehrgeizes

diktiert worden war. Durch den Bruch der feierlichen Verpflichtung, die allein seine Heirat ermöglicht hatte, oder — wie er es zu bezeichnen vorzog — durch die Hingabe seines Kindes an die Wohlfahrt Bulgariens hatte er die Bande gelockert, die ihn mit seiner Familie und den Westmächten verknüpft hatten. „Der Westen", verkündete Fürst Ferdinand dem Sobranje, „hat sein Anathema gegen mich ausgesprochen; die Morgenröte des Ostens umfängt mit ihren Strahlen meine Dynastie und erleuchtet unsere Zukunft."

Die Stambulowistische Regierung, die bald danach ans Ruder kam, beschloß, die traditionelle Politik ihrer Partei wieder aufzunehmen: die Pflege guter Beziehungen zur Türkei und die Erpressung von Zugeständnissen durch die Drohung mit dem Gespenste fremder Interventionen. Die russische Regierung widersetzte sich aber einer direkten Verständigung zwischen Vasall und Suzerän, und die bulgarische Mission, die nach Konstantinopel entsandt worden war, um eine solche Verständigung zustande zu bringen, kehrte mit leeren Händen heim. Mittlerweile wurden in Mazedonien in fieberhafter Eile Vorbereitungen zu einer allgemeinen Erhebung betrieben. Im August wurde das Zeichen hierzu gegeben. Die bulgarische Regierung war auf den Krieg nicht vorbereitet. Trotz des tiefen Grolles, den die Unterdrückungsmethoden der Türkei hervorriefen, mißtraute jene der russischen Politik so sehr, daß sie ängstlich den offenen Bruch mit der Türkei mied. Während der russische Botschafter in Konstantinopel eine strenge Unterdrückung des Aufruhrs befürwortete, unterstützte der russische Vertreter in Sophia die Sache der Insurgenten. Beide aber schienen geneigt, einen Bruch zwischen Bulgarien und der Türkei herbeizuführen, um Rußland einen Vorwand zum Eingreifen zu liefern. Das einzige, was durch den Aufstand erreicht wurde, war, Europa von dem Ernst der Lage und von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß Maßnahmen tiefgehenderer und praktischerer Art ergriffen werden müßten. Ein umfassender Reformplan wurde hauptsächlich dank Lord Lansdownes Anregung von Graf Lamsdorff und Graf Goluchowski im Oktober in Mürzsteg ausgearbeitet. Die Hauptpunkte dieses Planes waren die Ernennung eines österreichischen und eines russischen Zivilagenten als Beisitzer Hilmi Paschas, die Reorganisation der Gendarmerie durch einen Stab fremder Offiziere, die Reform der juridischen Verwaltung und finanzielle Vorsorgen für die Rückkehr der Flüchtlinge. Wenngleich einige der Maßnahmen von der bulgarischen Regierung mit Befriedigung aufgenommen wurden, verlor in ihren Augen der Plan als Ganzes jeden Wert durch den Umstand, daß die Kontrolle in den Händen Österreichs und Rußlands lag, der reaktionärsten und eigennützigsten Mitglieder des europäischen Konzerts.

So lagen die Dinge, als der Ausbruch des Russisch-japanischen Krieges die Bulgaren zwang, ihre Haltung zu überprüfen. Trotz ihrer Furcht vor Rußlands Absichten, hatten sie immer die beruhigende Überzeugung gehegt, daß Rußland ihnen zu Hilfe kommen würde, wenn sie in einem Kriege mit der Türkei schweres Unheil träfe. Neben der Furcht, in der Stunde der Not allein dazustehen, beschäftigte sie der Gedanke, Österreich könnte aus Rußlands Verlegenheit Vorteil ziehen und die nördlichen Distrikte Mazedoniens besetzen. Es wurden daher Verhandlungen zwecks einer direkten

Verständigung mit der Türkei aufgenommen. Im April 1904 wurde ein Abkommen unterzeichnet, das dazu diente, die Beziehungen zwischen Vasall und Suzerän freundlicher zu gestalten, obgleich es infolge Rußlands Widerstand nicht die so heiß ersehnte Ausdehnung des Mürzsteger Reformplans auf das Vilajet Adrianopel enthielt.

Im Laufe dieser Verhandlungen, kurz nach Ausbruch des Russisch-japanischen Krieges, kam ich in Sofia an.

KAPITEL VI
1904–1908

Was meine persönlichen Beziehungen zum Fürsten anbelangt, begann ich meine Mission unter günstigen Vorzeichen, denn bei der Unterzeichnung des Agrements zu meiner Ernennung als Seiner Majestät Agent und Generalkonsul hatte Fürst Ferdinand in einem der wohlgeformten Sätze, in denen er Meister war, geschrieben: *Enchanté de recevoir le fils de son père, qui était l'ami du mien.* Andrerseits haftete den offiziellen Beziehungen zwischen den beiden Regierungen dank der von Seiner königlichen Hoheit eingeschlagenen extrem russophilen Politik seit einiger Zeit eine gewisse Kühle an. Auch hatte ein Zwischenfall, der zu einer persönlichen Entfremdung der beiden Höfe geführt hatte, nicht dazu beigetragen, die Beziehungen zu bessern. Als Fürst Ferdinand die Nachricht von Königin Viktorias Tod erhielt, war er in der Gesandtschaft erschienen und hatte seine Absicht angekündigt, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, sich dabei aber ausbedungen, daß man ihm den ihm als Herrscher Bulgariens gebührenden Vorrang einräume und ihn nicht wieder, wie zur Zeit des Diamond Jubilee als einen jüngeren Sohn des Hauses Koburg behandle. Dem Fürsten wurde zur Antwort, dies wäre nicht der geeignete Moment, solche Fragen aufzuwerfen, und eine Änderung in der bereits festgesetzten Ordnung könne nicht vorgenommen werden. Seine königliche Hoheit widerrief daraufhin die Anordnungen zu seiner Reise. Er sandte in seiner Vertretung eine Deputation, er selbst verbrachte aber den Tag des Begräbnisses in Philippopel, wo er den Geburtstag des Prinzen Boris mit einer Parade und einem Galafrühstück feierte, zu dem der russische Vertreter in Sofia eigens eingeladen worden war. Diese „peinliche Episode", wie Fürst Ferdinand sagte, hatte König Eduard selbstverständlich ernstlich gegen ihn verstimmt.

Ich hatte Bulgarien immer als den wichtigsten Faktor auf dem Balkan betrachtet und angesichts der durch den Russisch-japanischen Krieg geschaffenen Situation war ich mehr als je bemüht, dem Fürstentum seine zu große Anhänglichkeit an Rußland abzugewöhnen. Ich hatte deshalb mit Lord Lansdownes Einverständnis bei Überreichung meines Beglaubigungsschreibens das teilnehmende Interesse betont, mit dem Seiner Majestät Regierung die moralischen und materiellen Fortschritte des Landes unter Fürst Ferdinands Regierung verfolge, und ihre freundschaftlichen Gefühle für sein Volk hervorgehoben. Bei einem Fürsten aber, der darauf bedacht war, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in den eigenen Händen zu behalten und sich naturgemäß zu jeder Macht hingezogen fühlte, die ihm zu schmeicheln verstand, konnte ein besseres Verstehen der beiden Regierungen

nur dadurch herbeigeführt werden, daß seine persönlichen Beziehungen zum Hofe von St. James auf intimeren Fuß gestellt wurden.

Bevor ich England verließ, hatte ich die Ehre, ein paar Abende in Windsor eingeladen zu sein, und hatte mich dort bemüht, König Eduard zu bewegen, mir eine freundliche Botschaft für den Fürsten Ferdinand mitzugeben, die dem Erfolg meiner Mission dienen könnte. „Sie können dem Fürsten mitteilen," sagte er, „ich habe die Tatsache, daß er mein Vetter ist, nicht vergessen, doch könne er, solange er seine jetzige doppelgesichtige Politik weiter verfolge, nicht auf meine Unterstützung rechnen." Solch eine kaustische Botschaft war nicht ermutigend, und ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte, als ich bei einem mir kurz nach meiner Ankunft in Sofia im Palais gegebenen Diner auf den Trinkspruch antworten mußte, den der Fürst in sehr freundlichen Wendungen auf des Königs Gesundheit gehalten hatte. Ich traute mich nicht, die Harmonie des Abends durch Wiedergabe der ganzen Botschaft Seiner Majestät zu zerstören, denn das hätte die Wirkung einer Höllenmaschine gehabt. Ich nahm also zum Text meiner Rede Seiner Majestät Hinweis auf die *liens de parenté* zwischen ihm und dem Fürsten. Nachdem ich das Thema ausgeschmückt hatte, schloß ich mit einigen netten Worten über den Fürsten und Bulgarien, ohne es dabei deutlich werden zu lassen, ob ich dabei des Königs Gefühle oder meine persönlichen Ansichten ausdrückte. Beim Niedersetzen schüttelte mir Fürst Ferdinand warm die Hand und bemerkte: „Die Dinge stehen also nicht so schlimm, wie ich dachte." Nach einem Moment Pause blickte er mich an und sagte: „*Feu Lord Salisbury m'a toujours traité en assassin de Stambuloff*!" Ich begann, schwach zu widersprechen, als mir zum Glück in den Sinn kam, dem Fürsten in verbesserter und schmackhafterer Form eine Geschichte wiederzugeben, die mir Lord Sanderson einmal über den Besuch Seiner königlichen Hoheit in London erzählt hatte. Lord Salisbury, erzählte ich, hatte eine recht schlechte Meinung von seinen Mitmenschen, und es war ihm nicht gegeben, seine Zeit mit dem zu vergeuden, was er als unnützes Gerede betrachtete. Auf den Vorschlag, Seine Königliche Hoheit zu besuchen, hatte er jeden nur möglichen Einwand erhoben und erst nach einer ganz erheblichen Pression eingewilligt. Er war jedoch mit einer ganz veränderten Meinung zurückgekehrt und im Gespräch mit Lord Sanderson hatte er, wie Napoleon nach seinem Zusammensein mit Goethe, von Seiner Königlichen Hoheit gesagt: „*Voilà un homme*!" Der Fürst war entzückt und machte keine weitere Andeutung über seine angebliche Mitschuld an Stambuloffs Ermordung. Doch wäre er nicht so erfreut gewesen, hätte ich ihm erzählt, daß Lord Salisbury zwar wirklich gesagt hatte: „Das ist ein Mann", Seine Lordschaft aber hinzugefügt hatte: „Doch ich wäre nicht gerne sein Premierminister."

Wohl hatte die Unterzeichnung des Türkisch-bulgarischen Abkommens geholfen, die herrschende Spannung zu mildern, aber die Atmosphäre in Sofia blieb mit Elektrizität geladen. Kein Winter ging vorüber ohne die oft wiederholte Warnung, daß wir, sobald am Balkan der Schnee schmelze, den lang vorausgesagten Krieg haben würden. Für den Moment freilich bemühte sich die bulgarische Regierung, die versprochenen Reformen wirken zu lassen, und war aus anderen Gründen geneigt, einen zügelnden Einfluß

auf die Insurgentenführer auszuüben. Der Erschöpfungszustand, in den das bulgarische Element in Mazedonien durch die Desorganisation in den Reihen seiner Komitees verfallen war, hatte die Griechen ermutigt, in Kreta und Griechenland Banden anzuwerben, die dank der Nachsicht der lokalen türkischen Behörden ihren bulgarischen Rivalen vernichtende Schläge zufügen konnten. Ihre ruhmvollste Heldentat — die Zerstörung des Dorfes Zagorichani im Frühjahr 1904 und das Massakre an der Mehrheit seiner Einwohner — hatte in Bulgarien eine starke antigriechische Bewegung herausgefordert, die mit der Beschlagnahme vieler griechisch-katholischer Kirchen endete.

Hinwieder zeigten Bulgariens Beziehungen zu Rumänien Zeichen der Besserung. Obgleich beide Staaten der gleichen Gefahr — der russischen Angriffslust — ausgesetzt waren, hatte das gute Einvernehmen, das in der Regierungszeit des Fürsten Alexander begründet worden war, unter seinem Nachfolger stark gelitten. Es wäre auch wirklich sonderbar gewesen, wenn Männer so verschiedenen Charakters wie König Carol und Fürst Ferdinand Freunde geblieben wären, jeder der beiden mochte den anderen persönlich nicht leiden und jeder mißtraute der Politik des anderen. Der Sturz Stambuloffs hatte den Bruch vollendet. Von Rumänien nahm der eine an, es wünsche seine Grenze auf Kosten des Fürstentums zu einer besseren strategischen Linie zu erweitern, und von Bulgarien glaubte der andere, es habe Absichten auf die Dobrudscha und nehme den Versuch der Romanisierung der dortigen bulgarischen Bevölkerung übel. König Carol tadelte an Fürst Ferdinand, daß er sich zu sehr in die Netze seines alten Feindes Rußland ziehen lasse und sich von seinen ehemaligen Freunden Österreich und Rumänien abwende. Fürst Ferdinand wieder, der Rumäniens Militärkonvention mit Österreich argwöhnisch betrachtete, nannte König Carol eine Puppe in den Händen des österreichischen und deutschen Kaisers und deren Wächter an der Donau. Der König war überdies entschieden gegen jeden Gedanken einer territorialen Vergrößerung, die das Gleichgewicht der Mächte auf dem Balkan stören würde, und hatte sogar dem Fürsten bei einer Gelegenheit gesagt, die rumänische Armee würde Silistria besetzen, wenn die bulgarische das Rhodopegebirge überschritte. Jedoch seit 1902, nachdem König Carol einen lange hinausgeschobenen Gegenbesuch in Sofia abgestattet hatte, waren die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern wie auch die offiziellen zwischen den beiden Regierungen besser geworden, und erneute Zwischenfälle in Mazedonien — wo Kutzowalachen und Bulgaren in gleicher Weise den Angriffen griechischer Banden ausgesetzt waren — hatten dazu beigetragen, beide Länder einander näherzubringen.

Einer Verständigung mit Serbien standen noch größere Schwierigkeiten entgegen. Doch eine Zusammenkunft zwischen Fürst Ferdinand und König Peter in Nisch im Sommer 1904 und ein offizieller Gegenbesuch, den der serbische König im gleichen Jahre in Sofia machte, ebneten den Weg zu etwas besseren Beziehungen.

Im Verlauf dieser Visite zog ich mir unwissentlich des Fürsten ernstliches Mißfallen zu, das sich in sehr charakteristischer Form offenbarte. Seiner Majestät Regierung hatte König Peter noch nicht anerkannt, so daß ich

verhindert war, dem zu seinen Ehren gegebenen Staatsbankett beizuwohnen. Doch verleitete mich die Neugierde, mir am Tage der Ankunft Seiner Majestät den königlichen Zug vom Balkon eines Freundes anzuschauen. Als Fürst Ferdinand auf dem Wege zum Bahnhof vorbeifuhr, winkte er freundlich grüßend mit der Hand. Bei seiner Rückkehr mit dem König zum Palast sah er wieder zum Balkon hinauf. Da er mich nicht ausfindig machen konnte — ich hatte mich, bis der Zug am Hause vorbei war, schön in den Hintergrund zurückgezogen — drehte er sich im Wagen um und lachte und winkte, als er meinen Blick auffing. Ich war so überrascht, daß mein Gesicht wahrscheinlich mein blankes Erstaunen ausdrückte, aber ich dachte nicht weiter an den Zwischenfall. Am folgenden Tage traf es sich, daß der bulgarische Vertreter in London bei mir speiste. Da ich gehört hatte, daß am Abende zuvor bei dem Diner im Schlosse der russische Repräsentant so behandelt worden war, als stände er auf einer ganz anderen Höhe als die Repräsentanten der übrigen Mächte, nahm ich die Gelegenheit wahr, gegen eine so verschiedenartige Behandlung zu protestieren. Ich bemerkte, Fürst Ferdinand brauche von Seiner Majestät Regierung keine Sympathie und keine Unterstützung zu erwarten, wenn er Herrn Bachmetieff die Stellung eines russischen Vizekönigs zubillige. Zwei Tage später wurde Herr Tsokoff, der, wie ich später erfuhr, meine Bemerkung dem Fürsten wiedererzählt hatte, zu mir gesandt, um mir mitzuteilen, Seine Königliche Hoheit betrachte den Blick, den ich ihm am Ankunftstage König Peters zugeworfen hätte, als persönliche Beleidigung. Dies war Fürst Ferdinands Art, mir sein Mißfallen über meine freimütige Sprache Herrn Tsokoff gegenüber zu zeigen. Immerhin mußte ich seine Botschaft ernst nehmen. Ich schrieb ihm also einen privaten Brief, in dem ich meiner schmerzlichen Überraschung über die unbegründete Beschuldigung Ausdruck gab und sagte, ich könnte nur für eine Beleidigung um Entschuldigung bitten, die ich nicht begangen hätte. Die Situation gestaltete sich dadurch noch pikanter, daß ich den Fürsten ein paar Tage zuvor zu des Königs Geburtstag zum Essen gebeten hatte, während er augenscheinlich beabsichtigte, meine Abberufung zu verlangen. Schließlich nahm er meine Einladung an und beim Diner wurde über das kleine Mißverständnis zwischen uns nicht gesprochen. Im Gegenteil, wir sagten einander Komplimente und wechselten hübsche Redensarten, denn bei einem Charakter wie dem seinigen konnte man, wie Lord Beaconsfield es nannte, Schmeicheleien mit der Mauerkelle auftragen.

Es dauerte indessen nicht lange und ich stand bei ihm wieder auf der schwarzen Liste. Im Sommer 1904 hatte Fürst Ferdinand König Eduard in Marienbad getroffen. In einer Audienz, die ich im nächsten Februar in London hatte, schlug ich Seiner Majestät vor, die Versöhnung zu besiegeln und Seine Königliche Hoheit zu kurzem Besuche nach Buckingham Palace einzuladen. Der König stimmte zu, bevollmächtigte mich, dem Fürsten die Einladung zu bringen, und fügte hinzu: „Sagen Sie ihm bloß, er möge kleines Gefolge mitbringen, denn je kleiner der Fürst, desto größer das Gefolge.“ Da ich wußte, wie empfindlich Fürst Ferdinand in allen Dingen der Etikette war, erlangte ich mit größter Mühe des Königs Erlaubnis, dem Fürsten zu seiner Ankunft nach Dover entgegenfahren und andere Anordnungen zu seinem Emp-

fang treffen zu dürfen. Bei dem ihm zu Ehren gegebenen Diner in Buckingham Palace sagte er meiner Frau, dies wäre das erstemal, daß er mit den seinem Rang gebührenden Ehren empfangen worden wäre, und daß er nie vergessen würde, was ich alles für ihn getan. Am nächsten Tag war der übliche Austausch von Orden und Seine Königliche Hoheit bewies mir seine Dankbarkeit, indem er mir einen bulgarischen Orden zweiter Klasse sandte. Er war pikiert, daß der König, nachdem er mich gefragt, dem bulgarischen Vertreter nur den Knight Commander des Viktoria-Ordens gegeben hatte. Auf meine Vorstellung beim König, daß die meisten Kollegen in Sofia bulgarische Orden erster Klasse hätten, ich es also vorziehen würde, die Dekoration nicht anzunehmen, ließ Seine Majestät dem Fürsten eine Mitteilung zukommen, die bewirkte, daß ich das Großkreuz noch rechtzeitig empfing, um es bei dem vom Prinzen von Wales gegebenen Diner in Marlborough House tragen zu können. Nach dem Essen sagte der König beim Verlassen des Speisesaals im Vorbeigehen zu mir: „Ich bin so froh, daß alles in Ordnung ist." Aber Fürst Ferdinand, der die Bemerkung überhört hatte, war nicht so befriedigt, warf sein Einglas ins Auge, sah zur Decke empor und schnitt mich gründlich. Obgleich er sich meine Gesellschaft bis Dover gefallen lassen mußte, sprach er noch sechs Monate nach meiner Rückkehr nach Sofia kein Wort mit mir. Der Besuch brachte einigen Nutzen, obgleich der Fürst von seiner Unterhaltung mit Lord Lansdowne, der, wie er klagte, zu „boutonné" gewesen, nicht ganz befriedigt war.

Inzwischen war es Fürst Ferdinand gelungen, sich mit Österreich und Deutschland besser zu stellen. Österreichs einziger Wunsch war es, Bulgarien von Serbien zu trennen und es aus eigensüchtigen Gründen zu bewegen, jeden Gedanken an ein politisches oder wirtschaftliches Bündnis mit dem Königreich aufzugeben. Es war eine Folge des von der Monarchie ausgeübten Druckes, daß der 1905 verhandelte Serbisch-bulgarische Zollunionsvertrag niemals von der Skupschtina ratifiziert wurde, wenngleich ihm im Sobranje mit lautem Beifall zugestimmt worden war, und es Fürst Ferdinand sogar auf sich genommen hatte, mit Serbien gemeinsame Sache zu machen, falls dieses mit der Doppelmonarchie in einen Tarifkrieg geraten sollte. Der Erfolg war, daß Bulgarien, dicht vor dem Abbruch der Handelsbeziehungen mit Österreich, zu einem modus vivendi mit dem Kaiserreich auf der Basis der Meistbegünstigung gelangte. Österreich hinwieder gab seine Haltung kühler Reserve auf und brachte nun dem Fürstentum ein freundliches Interesse entgegen. Auch Deutschland war es zum Bewußtsein gekommen, daß Bulgarien, der meistversprechende der Balkanstaaten, größeren Interesses wert wäre. Der Deutsche Kaiser strengte sich an, dem Fürsten höflich entgegenzukommen, und die deutsche Regierung posierte den desinteressierten Freund. Eine deutsche Bank wurde in Sofia errichtet, die Armee wurde mit Gebirgskanonen und Artilleriemunition versehen und deutsches Kapital wurde ermutigt, bei der wirtschaftlichen Ausbeutung mitzuhelfen. Fürst Ferdinand seinerseits hoffte, die Dienste der deutschen Diplomatie und den Einfluß des Freundes des Sultans zur Unterstützung der bulgarischen Ansprüche in Mazedonien ausnützen zu können. Sein Hinneigen zu Berlin war überdies von dem Glauben an Rußlands augenblickliche Machtlosig-

keit eingegeben. Mehr Furcht als Liebe zu Rußland war seit Stambuloffs Sturz der Grundton seiner Politik gewesen. Fürst Ferdinand war ständig von dem Grauen verfolgt, das Schicksal seines Vorgängers zu teilen oder das Opfer irgendeiner Verschwörung gegen sein Leben zu werden. Die Schwächung des russischen Kaiserreiches durch die Ereignisse im fernen Osten hatte ihn deshalb aufatmen lassen. Tatsächlich nahm der russische Einfluß seit dem Sturze des russophilen Kabinetts Daneff im Jahre 1903 dauernd ab.

Ein Zwischenfall, der — an sich geringfügig — allmählich internationalen Charakter annahm, zeigt, wie tief das Prestige der russischen Vertretung im Jahre 1905 gesunken war. Ich war in jenem Jahre Präsident des Unionklubs. Herr Bachmetieff — der mehr als einmal versucht hatte, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten — schrieb mir, er habe die letzte Wochennummer des Simplizissimus wegen einer dort veröffentlichten Karikatur des Zaren Nikolaus zerrissen. Am Ende forderte er mich, als den Präsidenten, auf, die Zeitung nicht länger für den Klub zu halten. Ich erwiderte, daß auch andere Herrscher im Simplizissimus wiederholt karikiert worden seien, wenn aber in einem internationalen Klub, wie dem Unionklub, jedes Mitglied sich die Freiheit nähme, ein Blatt, das ihm mißfiele, zu zerreißen, würde im Lesezimmer bald nichts mehr heil sein. Hätte er mir die fragliche Karikatur geschickt und mich ersucht, den Simplizissimus zu unterdrücken, so hätte ich die Frage dem Komitee vorgelegt und ich wäre auch jetzt noch dazu geneigt, wenn er zugäbe, inkorrekt gehandelt zu haben. Er lehnte dies jedoch ab, ebenso andere Vorschläge, die ich gemacht hatte, um ihm eine goldene Brücke zu bauen, über die er einen ehrenvollen Rückzug hätte antreten können. Er teilte mir sogar mit, er brauche bloß den kleinen Finger zu heben, und alle bulgarischen Mitglieder des Klubs würden ihn unterstützen. Endlich, nachdem der Zwischenfall zehn Tage gedauert hatte, ersuchte er mich, seinen Namen und die Namen seines Personals von der Mitgliederliste des Klubs, dem ich präsidierte, zu streichen. Da ich mir nicht vorwerfen lassen wollte, das Personal der russischen Vertretung zum Austritt aus dem Klub gezwungen zu haben, bat ich sofort um meine Enthebung als Präsident, ein Beispiel, dem alle Mitglieder des Komitees folgten. Es wurde eine Generalversammlung zur Wahl eines neuen Präsidenten und eines neuen Komitees einberufen. Nachdem ich kurz den Fall erörtert hatte, wurden wir alle wiedergewählt, bei nur einer ablehnenden Stimme, der eines Sekretärs der griechischen Gesandtschaft. Herr Bachmetieff war natürlich wütend und schnitt mich von nun an immer. Glücklicherweise wurde er im folgenden Jahre nach Tokio versetzt. Nach der Ernennung des Herrn Sementowski zum russischen diplomatischen Vertreter im Jahre 1907, besonders nach der Revaler Zusammenkunft, nahmen meine Beziehungen zur russischen Vertretung einen sehr freundschaftlichen Charakter an. —

Es ist durchaus nicht leicht, den Wegen der auswärtigen Politik des Fürsten Ferdinand zu folgen, denn er hatte es sich zur Regel gemacht, sich nicht auf eine bestimmte Richtlinie festzulegen. Ein Opportunist, einzig von der Rücksicht auf seine persönlichen Interessen geleitet, zog er es vor, eine *politique de bascule* zu verfolgen, einmal mit der einen und dann mit der

anderen Macht zu kokettieren, wie es ihm eben für seine eigenen Interessen am besten schien.

Als 1907 Serbiens fortgesetzte Anstrengungen, Mazedonien in Einflußsphären zu teilen, beide Länder an den Rand des Krieges gebracht hatten, wandte er sich Österreich zu, denn er wollte nicht, wie 1885, durch das Dazwischentreten eines zweiten Grafen Khevenhüller den Vormarsch der bulgarischen Armee auf Belgrad aufgehalten sehen. Seine Annäherung wurde wohlwollend aufgenommen, aber als die Kriegsgefahr vorüber war, dachte er an andere Dinge.

Lange schon hatte Ferdinand den Ehrgeiz gehegt, sein Fürstentum in ein unabhängiges Königreich umzuwandeln. Der zwanzigste Jahrestag seiner Thronbesteigung sollte durch Einberufung einer aus allen jemals in das Sobranje gewählten Abgeordneten bestehenden Nationalversammlung gefeiert und so einem dankbaren Volke der Anlaß geboten werden, seinem Fürsten die Königskrone aufzusetzen. Wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit war, hielt sich Seine königliche Hoheit sorgfältig im Hintergrunde, er ließ andere die notwendigen Spatenstiche tun. Die fremden Vertreter wurden sondiert und Fühler mit der Absicht ausgestreckt, das Publikum auf das Kommende vorzubereiten. Obgleich die Idee, des Fürsten Eitelkeit derart zu befriedigen, nur wenigen interessierten Generälen und Politikern zusagte, wurde trotzdem allgemein erwartet, daß er auf einem der vielen Bankette zu Ehren des Jahrestages zum Könige ausgerufen und sich der *douce violence* fügen würde. Österreich dagegen, dessen Pläne für die Annexion Bosniens und der Herzegowina noch nicht ausgereift waren, hielt den psychologischen Moment für eine solche offene Verletzung des Berliner Vertrages noch nicht für gekommen. Es verlangte daher eine kategorische Antwort auf die Frage, ob die Unabhängigkeit proklamiert werden würde oder nicht, und verständigte den Fürsten, daß der Kaiser eine solche Rangänderung des Fürstentums nicht anerkennen würde. Seine Königliche Hoheit, die zufällig verreist war, gab sofort ein Manifest heraus, das den Untertanen versicherte, daß ihr Fürst *s'est imposé d'autres devoirs envers la nation et ne saurait s'occuper de vaines questions de formalités de titres et de satisfaction personelle.* Er wiederholte darauf diese Versicherungen sowohl dem Kaiser in Ischl, als dem Baron Ährenthal in Wien. Die Feste in Tirnovo wurden abgesagt und sein Jubiläum in Sofia in bescheidenem Rahmen gefeiert. Die Pille des Vetos gegen Bulgariens Unabhängigkeit hatte der Kaiser von Österreich sorgfältig durch die Verleihung der Inhaberwürde in einem österreichischen Regiment verzuckert, aber diese Höflichkeit besänftigte Ferdinands verwundetes Empfinden nicht. Er vertraute einem Freunde an, er sei *d'une manière indigne* behandelt worden und würde Sorge tragen, daß niemand auch nur eine Stunde vorher einen Wink von seinen Absichten bekäme, wenn er eine günstige Gelegenheit fände, die Unabhängigkeit Bulgariens zu erklären.

Während Fürst Ferdinand mit Österreich kokettierte, hatte er Rußland nicht vernachlässigt. Der Zar hatte seine schwache Seite berührt, indem er ihm zum orthodoxen Neujahrsfeste die Brillanten des St. Andreas-Ordens verlieh und im folgenden September den Großfürsten Wladimir zur Ent-

hüllung der Statue entsandte, die von Bulgariens Volk zur Erinnerung an den Zarbefreier errichtet worden war. Die Bedeutung dieses Besuches lag hauptsächlich in der Tatsache, daß er seit dem japanischen Kriege das erste Anzeichen von Rußlands neuerlich auflebendem Interesse an den Angelegenheiten des nahen Orients und des Wunsches war, seinen Einfluß in Bulgarien wieder geltend zu machen. Der freundliche Empfang, der den russischen Besuchern von allen Klassen der Bevölkerung bereitet wurde, war bedeutungsvoll, denn er bewies, daß trotz allen Intrigen, mit denen Rußland in der Vergangenheit die Unabhängigkeit des Fürstentums zu untergraben gestrebt hatte, der Glaube geblieben war: Rußland, dem Bulgarien die Befreiung zu danken habe, müsse auch für die Erfüllung des Traumes von einem Großbulgarien sorgen, wie es im Vertrag von San Stefano vorgesehen war. Anderseits waren die erstaunlichen Fortschritte des Fürstentums und die Schlagfertigkeit seiner Armee eine Überraschung für den Großfürsten und seinen Stab. Sie sahen zum ersten Male, daß Bulgarien, wenn es auch seine Zukunftshoffnung auf Rußland setzte, nicht mehr von ihm notgedrungen abhängig und ein Faktor geworden sei, mit dem Rußland jetzt rechnen müßte. Überdies erkannte der kluge Fürst gar bald, daß sowohl Rußland als auch Österreich auf seine Mitwirkung angewiesen waren, und daß es in seinem Interesse läge, die beiden auseinander zu halten und sich nach freier Wahl jenem anzuschließen, der bereit wäre, für sein Mitgehen den höchsten Preis zu zahlen.

Am Beginn des nächsten Jahres entschloß sich Fürst Ferdinand, seine Stambulowistischen Ratgeber, die während der fünf Jahre ihrer Amtsführung kleine Vermögen angehäuft hatten, zu entlassen, um — wie er meinte — auch einer der anderen Parteien Gelegenheit zu geben, sich einen Brocken zu holen. Als Nachfolger erwählte er die Demokraten unter Malinow. Er bestand jedoch, wie gewöhnlich, darauf, die Ministerien für Krieg und Auswärtiges mit zwei Außenseitern zu besetzen, um die Kontrolle dieser beiden Ämter in seinen eigenen Händen zu behalten.

Die Wahlen, die der Auflösung des Sobranje gefolgt waren, ergaben einen vollständigen Sieg des neuen Ministeriums, doch welche Methoden die konstitutionelle Regierung in Bulgarien dabei angewandt hatte, mag aus dem Umstande ermessen werden, daß die Stambulowisten, die in der letzten Kammer eine Majorität von 2 : 1 besessen hatten, in der neuen gar nicht vertreten waren, während die Demokraten, die früher nur zwei Vertreter im Parlamente hatten, 173 von 203 Sitzen gewannen!

KAPITEL VII

Im Frühjahre 1908 hatte Seiner Majestät Regierung einen weitgehenden Reformplan für Mazedonien eingebracht. Er fand in Bulgarien großen Beifall. Die dagegen etwas ablehnende Haltung Rußlands bewirkte, daß Bulgarien sich mehr denn je England zuwendete.

Ende Juli wurde Europa überdies durch einen neuen Faktor in Gestalt einer konstitutionellen Bewegung in der Türkei überrascht. Zuerst war Sofia skeptisch. Das Wiederaufleben der Konstitution von 1876 durch kaiserlichen Irade wurde als eine List betrachtet, dazu bestimmt, für die Vernichtung des neuen Reformplanes Zeit zu gewinnen. Aus diesem Grunde wurden die Annäherungsversuche der Jungtürken an das mazedonische Komitee anfangs zurückgewiesen, aber als die konstitutionelle Bewegung wuchs, war die Frage ernstlich zu erwägen, wie die bulgarischen Interessen durch die Neuordnung der Dinge beeinflußt werden würden. Einerseits fühlte man, daß ein ehrliches konstitutionelles Regime die bulgarischen Elemente in Mazedonien zu politischer und materieller Entwicklung befähigen würde, anderseits war aber zu fürchten, daß die Verwirklichung der bulgarischen nationalen Aspirationen in Mazedonien kompromittiert werden würde. Die Regierung, noch unschlüssig, hielt sich zurück, aber während man sich noch überlegte, welche Politik man verfolgen solle, trat in Konstantinopel ein Ereignis ein, das die Wahl bestimmte.

Der türkische Minister des Äußern hatte den bulgarischen Agenten nicht zu dem Bankette geladen, das am Geburtstage des Sultans den Repräsentanten der fremden Mächte gegeben wurde, und zwar unter dem Vorwande, daß dieses Diner auf die Vertreter fremder Mächte beschränkt, und es nur dem Versehen eines Hofbeamten zuzuschreiben sei, wenn M. Geschoff bisher dem diplomatischen Korps zugezählt wurde. M. Geschoff wurde sofort abberufen. Dieser an und für sich geringfügige Zwischenfall rollte die Frage der internationalen Stellung Bulgariens auf. Die Regierung fühlte, daß sie noch von anderen, durch verschiedene Präzedenzien, im Gegensatze zu den Bestimmungen des Berliner Vertrages erworbenen Rechten und Privilegien abstehen müßte, wenn sie jetzt in einer Etikettefrage nachgäbe. Sie sah in den nominellen Suzeränitätsrechten der Türkei nur eine Quelle ewiger Reibereien und beschloß daher, dieses Band zu durchschneiden.

Der Augenblick war für einen solchen Schritt gut gewählt. Man wußte, daß Österreich-Ungarn die Annexion Bosniens und der Herzegowina beabsichtigte. Es konnte nicht schwer sein, die beiden Schritte in Einklang zu bringen, war doch Fürst Ferdinand eben im Begriffe, dem Kaiser von Österreich in Budapest einen Besuch abzustatten. Ein Streik auf der Orientbahn und die daraus gefolgte Lahmlegung des gesamten Verkehrs in Südbulgarien

bot auch einen Vorwand, der dem nationalen Empfinden weit mehr entsprach als der Zwischenfall mit Geschoff. Die Bulgaren besetzten den bulgarischen Abschnitt der Linie. Die Besetzung der Eisenbahn war so wesentlich für den Erfolg der Unabhängigkeitskampagne, daß die Regierung am 28. September nach Beendigung des Streiks trotz der Vorstellungen der Mächte beschloß, die Eisenbahn der Gesellschaft nicht mehr zurückzugeben.

Die Ereignisse überstürzten sich. Am 4. Oktober entschied sich ein Kabinettsrat unter dem Vorsitz des eben aus Ungarn zurückgekehrten Fürsten endgültig für die Unabhängigkeit. Am nächsten Tag wurde Seine Königliche Hoheit in der alten Hauptstadt Tirnovo feierlich zum Zaren der Bulgaren ausgerufen.

Mir war Ende August der Posten eines Gesandten im Haag angeboten worden, doch wurde ich in Anbetracht des zunehmenden Ernstes der Lage gebeten, während der Krisis in Sofia zu bleiben. Ein Ersuchen, dem ich um so bereitwilliger Folge leistete, als es von der Zusicherung begleitet war, ich würde bei diesem Arrangement finanziell nichts verlieren. Ich hatte dieses Versprechen natürlich so ausgelegt, daß ich meine Gebühren für den Posten im Haag beziehen würde, die jene für Sofia um etwa 2000 Pfund überstiegen, aber als ich nach acht Monaten ununterbrochener anstrengender Arbeit mit einer Kanzlei, die aus einem einzigen Vizekonsul (verstärkt durch die freiwillige Hilfe meiner Frau und Tochter) bestand, auf die Erfüllung des Versprechens drängte, wurde ich mit einem höflichen „non possumus" abgefertigt.

Die der Unabhängigkeitserklärung folgenden Verhandlungen drehten sich um die Fragen der Orientbahn und des Tributes für Ostrumelien. Nur dank der energischen Intervention Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands — der Dreibund bemühte sich nicht sehr, einen Bruch zu verhindern — wurde der Friede erhalten. Die Majorität der Bulgaren widersetzte sich heftig der Idee, die Unabhängigkeit in gemünztem Gelde zu bezahlen, obgleich Fürst Ferdinand im Oktober in einem Telegramm an den Präsidenten der französischen Republik das Recht der Türkei auf Kompensationen anerkannt hatte. Aber seine Minister bestritten ihm als konstitutionellem Herrscher das Recht, solche Erklärungen ohne ihre Befragung abzugeben.

Sowohl Großbritannien als auch Rußland hatten die Unabhängigkeitserklärung, wie sie mit Österreich heimlich vereinbart worden war, scharf mißbilligt. Rußland nahm es Fürst Ferdinand besonders übel, daß er Österreich erlaubt hatte, in einer Angelegenheit zu präsidieren, die *une fête de famille* hätte sein sollen. Die englische öffentliche Meinung anderseits stand mit Wärme zu den Jungtürken. Die englische Presse äußerte nicht nur ihre Sympathie mit dem leidenden Teile, sondern schleuderte auch schwere Anklagen gegen Bulgarien.

Dessenungeachtet nahm ich mich persönlich der Sache Bulgariens an und spielte während der ganzen Krise seinen Sachwalter bei Seiner Majestät Regierung, denn die Jungtürken, mit deren Delegierten ich in Sofia bekannt wurde, flößten mir weder Sympathie noch Vertrauen ein. Mein russischer Kollege, M. Sementowski, schlug dieselbe Richtung ein, und Ruß-

land nahm aus Furcht, von Österreich vollkommen ausgestochen zu werden, gelegentlich eine sehr bulgarenfreundliche Haltung ein, was aber der Ansicht Seiner Majestät Regierung über die Unverletzlichkeit von Verträgen nicht ganz entsprach.

Von allem Anfange an hatte Bulgarien erklärt, daß es nicht mehr als 82 Millionen Franken für die Eisenbahn geben und für die der Unabhängigkeitserklärung folgende Zeit keinen Tribut für Ostrumelien zahlen wolle. Es wußte, was es wollte, und war entschlossen, es zu erreichen. Es hatte, wie ich dem Foreign Office sagte, seinen Rücken gedeckt und war nicht willens, den Mächten einen in bianco gezeichneten Scheck zur Ausfüllung zu überlassen. Zweimal — im Januar und im April 1909 — riskierte Bulgarien einen Krieg mit den Türken, weil die Verhandlungen sich hinzogen, und zuletzt setzte es seinen Willen durch.

Es war jedenfalls in hohem Maße dem starken Drucke der Regierung Seiner Majestät auf die Hohe Pforte zu verdanken, wenn das türkisch-bulgarische Protokoll, das die Unabhängigkeit anerkannte, am 19. April 1909 unterzeichnet wurde.

Natürlich wünschte Rußland die erste Macht zu sein, welche die Neuordnung der Dinge anerkannte, und so sandte Kaiser Nikolaus dem König von Bulgarien am 21. April ein Telegramm, in dem er ihm zur Unabhängigkeit seines Landes gratulierte. Zwei Tage später überreichten der französische Vertreter und ich die offizielle Anerkennung unserer Regierungen. Am 27. folgten der österreichische, deutsche und italienische Vertreter unserem Beispiel.

Während aller dieser Krisenmonate mußte ich mich von jedem offiziellen Verkehr mit Fürst Ferdinand zurückhalten; inoffizielle Mitteilungen zwischen uns gingen durch seinen Kabinettschef. Vor seiner Anerkennung war der König in den geringfügigsten Dingen persönlicher Natur noch empfindlicher als sonst. Obgleich er niemals Grund hatte, sich über Mangel an Respekt meinerseits zu beklagen, sandte er gelegentlich seinen Kabinettschef zu mir, um meine Aufmerksamkeit auf einige witzige Erklärungen zu lenken, die eine englische illustrierte Zeitung einem Bilde seines triumphalen Einzuges in Sofia nach der Unabhängigkeitserklärung beigefügt hatte. Der Fürst, der sich zu Pferde nie recht wohl fühlte, hatte sich zu seinem Einzuge verspätet. Als fast eine Stunde verging, ohne daß er erschien, bemerkte ein Spaßvogel: *Perhaps His Majesty has been pleased to part company with his horse.* Aus irgendeinem Grunde verdächtigte der Fürst meine Tochter der Urheberschaft dieser sündhaften Legende. Ungeachtet meiner entrüsteten Verneinung nahm er die Verdächtigung erst zurück, als er kurz nachher den wirklich Schuldigen in der Person eines wohlbekannten Journalisten entdeckte. Nach seiner Anerkennung als König durch die Regierung Seiner Majestät waren unsere Beziehungen sehr herzliche. Bei dem Diner, das er uns am Vorabende unserer Abreise nach dem Haag gab, nahm er in rührender Weise von uns Abschied.

Ich habe bereits auf gewisse Seiten in Fürst Ferdinands Charakter und auf sein fragwürdiges Verhalten zu verschiedenen Zeiten seiner Laufbahn

aufmerksam gemacht. Bevor ich aber diesen Gegenstand verlasse, muß ich mein Urteil über ihn zusammenfassen.

Seine Trennung von Stambuloff und seine Art, gefallene Minister zu behandeln, der Bruch mit der Familie seiner Gemahlin wegen des religiösen Bekenntnisses des Thronerben, seine fast erniedrigende Demütigung vor Rußland nach Prinz Boris' Religionswechsel, all das zeigt uns einen Mann von starkem persönlichen Ehrgeiz, der in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Ziele nicht sehr wählerisch ist. Doch eine unparteiische Kritik der ersten 22 Jahre seiner Regierung — die meiner Abreise aus Sofia gefolgte Periode berühre ich hier nicht — muß die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, denen er gegenüberstand, bedenken und einiges zu seinen Gunsten vorbringen. Als er — ein junger österreichischer Leutnant — das Wagnis der Annahme der bulgarischen Krone auf sich nahm, wurde er allgemein als ein Abenteurer betrachtet, der sich auf einen verlorenen Posten begebe und nur schlecht enden könne. Aber Fürst Bismarck hatte recht, als er sagte: „Der Koburger wird sich doch durchfressen." In den ersten acht Jahren seiner Regierung von den Mächten nicht anerkannt, nannte er sich selbst den „Paria von Europa"; es bedurfte einer nicht geringen moralischen Kraft, nicht nur Rußlands offener Feindschaft, sondern auch dessen noch gefährlicheren geheimen Machinationen gegen sein Leben zu trotzen. Während dieser harten Jahre entwickelte er Talente und Fähigkeiten, die ihm niemand zugetraut hätte, und erwies er sich als ein erfolgreicher Beherrscher des recht unruhigen Balkanstaates. Es war seinem ausgleichenden Einflusse zu danken, daß sein Fürstentum noch in keinen Krieg mit der Türkei geraten war, und seiner Initiative und Umsicht zuzuschreiben, wenn es eine so rasche fortschrittliche Entwicklung zeigte. *Je remplis ma mission philantropique*, sagte mir einst Fürst Ferdinand, und er wäre damit der Wahrheit nahegekommen, wenn er statt „philantropisch" „zivilisatorisch" gesagt hätte.

Trotz der großen Dienste, die er seinem Adoptivvaterlande geleistet hatte, gelang es ihm niemals, die Liebe seiner Untertanen zu gewinnen, er konnte die Menge nicht begeistern. Ein einfaches, demokratisches Volk wie die Bulgaren fand an dem Pompe und der königlichen Prachtentfaltung, mit der er sich zu umgeben liebte, keinen Gefallen. Er verstand es nichtsdestoweniger, einen gewissen Respekt einzuflößen, der bei Personen, die durch ihr Amt mit ihm in direkte Berührung kamen, an Furcht grenzte. Man erzählte sich, daß sich Mitglieder seines Haushaltes, die sein Mißfallen erregt hatten, im Palastgarten versteckten, um seinem Zorn zu entgehen.

Er war sehr intelligent und vielseitig. Er beherrschte sieben oder acht Sprachen, war sehr belesen, ein ausgezeichneter Botaniker und Ornithologe und — wenn er wollte — auch ein charmanter Causeur. Er war sehr journalier. War er bei guter Laune, so hielt er mich ein bis zwei Stunden in Audienz zurück, um in vollendetstem Französisch über alles Mögliche zu plaudern. Dabei sprang er gelegentlich ins Deutsche oder Englische über, wenn er im Französischen momentan nicht die Worte fand. Eitelkeit und Vorliebe für theatralische Wirkungen waren die schwachen Seiten seines Charakters. Ich wäre jedoch undankbar, wenn ich die Sympathie und Freundlichkeit vergäße, die er mir bei mehr als einer Gelegenheit erwiesen hat. Sein Talent

als Diplomat war nicht gering zu schätzen, aber die Führung der äußeren Angelegenheiten litt unter seiner Vorliebe für Intriguen und dem übergroßen Vertrauen in seine Geschicklichkeit, andere zu überlisten. Kurz gesagt: Fürst Ferdinand war eine interessante und komplizierte Persönlichkeit, die — wie er mir selbst erzählte — von König Eduard bei einer Vorstellung Lord Haldanes in Marienbad als *l'homme le plus fin en Europe* richtig gekennzeichnet worden ist.

Anfang 1908 heiratete Fürst Ferdinand in zweiter Ehe Prinzessin Eleonora von Reuß-Köstritz. Diese gewann im Gegensatz zu ihm die Liebe der Bulgaren durch das freundliche Interesse für ihre Wohlfahrt, besonders aber durch ihre Fürsorge für die Krankenhäuser, die in einer sehr rückständigen Verfassung waren. Die Fürstin hatte im japanischen Krieg unter dem russischen „Roten Kreuz" gedient und viele Erfahrungen als Pflegerin gesammelt. Sie kamen mir zugute, als ich nach einem Reitunfall mit gebrochenem Bein und Knöchel Wochen und Wochen liegen mußte. Sie besorgte nicht nur alles Notwendige für meinen Transport auf einer Tragbahre in eines der Krankenhäuser, wo die Bruchstellen röntgenisiert wurden, sondern beriet auch mit den Ärzten die besten Mittel, meine mir schlaflose Nächte verursachenden Schmerzen zu lindern. Oft kam sie, blieb bei mir sitzen, brachte mir Blumen und erwies mir so viel Freundlichkeit. Ich werde ihr das niemals vergessen. Ihr Leben mit dem Fürsten war nichts weniger als glücklich. Sie war jedoch seinen Kindern, die ihr sehr anhingen, eine wahre Mutter.

Prinz Boris — der gegenwärtige König — war damals ein sehr anziehender, aber ziemlich scheuer Knabe, der in steter Angst vor seinem Vater lebte. Des Fürsten Zuneigung zu seinem Sohne wurde durch die Besorgnis (die er nicht immer verbarg) abgekühlt, daß sein Erbe ihn eines Tages verdrängen könnte. Er sagte mir sogar bei einer Gelegenheit, wenn die Bulgaren sich einbildeten, sie könnten im Falle einer erzwungenen Abdankung den Prinzen Boris zu seinem Nachfolger machen, so würden sie sehr irren; er würde, wenn er das Fürstentum verlassen müßte, dafür sorgen, daß ihn sein Sohn ins Exil begleite.

Fürst Ferdinands Persönlichkeit überragte seine Minister so sehr, daß ich es nicht für notwendig halte, von ihnen zu sprechen. Die meisten waren nur Puppen, die von ihm gegängelt wurden. Jedoch gab es auch einige Ausnahmen. Hierunter rechne ich Herrn Petkoff und Herrn Stancioff. Vor beiden hatte ich große Achtung. Petkoff war eine prägnante Persönlichkeit. Sohn eines Bauern, war er zuerst Revolutionär und ein intimer Freund Stambuloffs gewesen. Während der russophilen Reaktion, die der Ermordung Stancioffs folgte, führte er eine heftige Pressekampagne gegen den Fürsten, mit dem er sich indessen 1899 versöhnte. Er wurde gelegentlich Premierminister und war der vertrauenswürdigste und patriotischste der bulgarischen Staatsmänner, einer der wenigen, die es wagten, dem Herrscher offen ihre Ansichten zu sagen. Zum Unglück für sein Land wurde er 1907 ermordet. Stancioff war ein hochkultivierter Mann, der diplomatischer Vertreter in Bukarest, Wien und St. Petersburg gewesen war und einen bedeutend weiteren kosmopolitischen Gesichtskreis hatte als die Mehrzahl seiner Landsleute. Meine Beziehungen zu ihm als Minister des Äußern waren sehr herzlich. Es war

in hohem Maße seiner vermittelnden Haltung zu danken, wenn die Verhandlungen über den Abschluß eines Handelsvertrages befriedigend ausfielen. Später war er bulgarischer Gesandter in Paris. Nach Ausbruch des großen Krieges hatte er den Mut, König Ferdinand, dessen Liebling er stets gewesen, vor dem verhängnisvollen Schritt, den er im Begriffe war zu tun, in einer Sprache zu warnen, die ihn seines Herrschers Gnade kostete. Seine Ernennung zum bulgarischen Gesandten in London gab mir eine willkommene Gelegenheit, unsere alte Freundschaft zu erneuern.

Als ich Sofia Ende Mai 1909 verließ, erhielt ich von Politikern aller Parteien so viele Beweise der Sympathie für mein Land und der Dankbarkeit für die großen Dienste, die die Regierung Seiner Majestät Bulgarien in der letzten Krise geleistet, daß ich nimmer geglaubt hätte, Bulgarien würde in weniger als zehn Jahren mit Großbritannien im Kriege liegen. Doch auch die Diplomatie der Entente kann nicht von jeder Verantwortung dafür freigesprochen werden, wie ich später zu zeigen trachten werde.

Bei meiner Ankunft in London wurde ich von König Eduard in Audienz empfangen, um für meine Bestallung im Haag den Handkuß zu leisten. Seine Majestät sprach dabei in sehr schmeichelhaften Ausdrücken über mein Wirken in Sofia und überreichte mir die Insignien des Großkreuzes des Viktoria-Ordens. Ich erhielt ferner das Kommandeurkreuz des St. Michael- und St. Georgsordens als Zeichen der Anerkennung Seiner Majestät Regierung, während Sir Edward Grey meine Dienste mit folgender offiziellen Depesche hervorhob:

„Ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, Ihnen die Anerkennung Seiner Majestät Regierung für Ihre Tätigkeit als britischer Vertreter in Sofia, sowie deren vollständige Billigung Ihrer Haltung während der letzten Krise auszusprechen. Ihre interessanten und geschickten Situationsberichte erwiesen sich als unschätzbar wertvoll für Seiner Majestät Regierung in ihren Bestrebungen zur Aufrechterhaltung des Friedens. Der mäßigende Einfluß, den Sie bei vielen Gelegenheiten erfolgreich ausübten, hat sie bei Erreichung ihrer Absicht weitgehend unterstützt."

Nach einem solchen Sturmzentrum wie Sofia war der Haag ein wahrer Ruhehafen.

Da man auf der Legation dinieren und in London frühstücken konnte, war es leicht, kurze Besuche bei Freunden in England zu machen; ich erinnere mich besonders eines Besuches, den wir Berkeley Sheffields anläßlich des Doncaster Meetings im September 1909 machten, denn dort sah ich König Eduard zum letzten Male. Seine Majestät sandte nach dem Rennen um den Preis von St. Leger, in welchem sein stark favorisiertes Pferd Minoru geschlagen worden war, nach mir und fragte mich mit dem meiner Laufbahn stets bezeigten Interesse über unser Leben im Haag aus. Ich sagte ihm, wie glücklich wir dort seien, und fügte hinzu, das Leben in der holländischen Hauptstadt fließe so ruhig und friedlich dahin, daß ich fürchtete, ich würde wie Rip van Winkle in „Sleepy Hollow" enden und den Rest meines diplomatischen Lebens verschlafen. „Das müssen Sie nicht denken," sagte Seine Majestät lachend; „es wird sich gewiß etwas ereignen!"

Einige Monate nach König Eduards Tod trat das von Seiner Majestät vorausgesagte „Etwas" wirklich ein. Ich erhielt von Sir Edward Grey folgenden Brief:

Foreign Office
16. Juli 1910

Mein lieber Buchanan! Sir Arthur Nicholsons Versetzung ins Auswärtige Amt ergibt eine Vakanz in Petersburg. Der Posten ist von großer Wichtigkeit, denn obwohl unsere Beziehungen zu der russischen Regierung glücklicherweise herzliche sind, bestehen Fragen, die beiden Regierungen Schwierigkeiten bereiten und von seiten des Botschafters in St. Petersburg Takt und Geschick erfordern. Nach allem, was ich selbst gesehen und von jenen gehört habe, die längere Erfahrungen im diplomatischen Dienst aufzuweisen haben als ich, glaube ich, daß Sie diesen Botschafterposten mit Erfolg ausfüllen würden, und ich wäre sehr froh, Sie dafür vorschlagen zu können, wenn es Ihnen angenehm wäre.

Ihr aufrichtiger *E. Grey*

Ich hatte niemals einen so wichtigen Botschafterposten anzustreben gewagt, und als ich Sir Edward für diesen besonderen Beweis seines Vertrauens dankte, konnte ich kaum der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß ich mich dessen würdig erweisen und seine Erwartungen nicht enttäuschen würde. Glücklicherweise hatte ich vier Monate Zeit, um mich in die verschiedenen Fragen einzuarbeiten, mit denen ich zu tun haben würde. Erst Ende November 1910 leistete ich den Handkuß für meine Ernennung.

König Georg, der eine warme Zuneigung für Kaiser Nikolaus empfand, gab mir viele Aufträge für Seine Majestät und beehrte mich während der ganzen Zeit meiner Sendung mit seinem Vertrauen und seiner Unterstützung.

KAPITEL VIII

1911

Obgleich die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen herzliche waren — wie sie Sir Edward Grey in seinem Briefe an mich nannte — schienen Rußland und Großbritannien Freunde zu sein, über denen die Schatten vergangener Mißverständnisse und Unstimmigkeiten hingen. Sie hatten noch nicht das Mißtrauen abgestreift, mit dem sie ihre Politik durch mehr als ein halbes Jahrhundert gegenseitig beobachtet hatten.

Die englisch-russische Verständigung datierte vom Jahre 1907. Sie gründete sich auf ein einigermaßen oberflächlich verfaßtes Dokument, das die zwei Mächte wohl verpflichtete, die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit Persiens zu erhalten, und ihre respektiven Interessensphären in diesem Lande bestimmte, jedoch von ihren sonstigen Beziehungen zueinander nicht sprach. Zu dem unmittelbaren Zwecke errichtet, zu verhindern, daß Persien zwischen ihnen zum Zankapfel werde, diente es dennoch der Annäherung und ebnete indirekt den Weg für künftige Zusammenarbeit in Europa. Tatsächlich förderte es schließlich mehr ein außerhalb des Wirkungskreises der schriftlichen Abmachungen liegendes Einverständnis als den Ausgleich der widerstreitenden Interessen in Persien, die bis zum Vorabende des großen Krieges ständige Reibungen hervorriefen.

Bei meiner Ankunft in St. Petersburg, anfangs Dezember 1910, war die internationale Lage durchaus nicht beruhigend, wenn auch kein unmittelbarer Anlaß zu Besorgnissen bestand. Die bosnisch-herzegowinische Krise, bei der Herr Iswolsky im Zweikampf mit Graf Ährenthal den kürzeren gezogen hatte, hatte in Rußland ein Gefühl bitteren Grolles gegen Österreich hervorgerufen, der durch des ersteren persönliche Abneigung gegen Graf Ährenthal noch verschärft wurde. Die Gefahr von Komplikationen auf dem Balkan, die Rußlands Interessen in direkten Gegensatz zu denen Österreichs bringen konnten, war unübersehbar.

Herr Sazonoff, der eben Herrn Iswolsky im russischen Auswärtigen Amte gefolgt war, hegte glücklicherweise keine persönliche Mißgunst gegen den Grafen Ährenthal, war sogar der Ansicht, daß es besser sei, wenn dieser im Amte bliebe, als wenn ihm ein dem deutschen Einflusse zugänglicherer Minister folgte. Alles, was Sazanoff unter den gegebenen Verhältnissen tun konnte, war, seine Politik vor einer feindseligen Wendung zu bewahren und für die stufenweise Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen den beiden Regierungen zu arbeiten. Mich befremdete am meisten der Umstand, daß trotz der gespannten Beziehungen, die zwischen Rußland und Deutschland herrschten, seitdem sich Kaiser Wilhelm im Jahre 1909 zur Unter-

stützung seines österreichischen Bundesgenossen in schimmernde Wehr geworfen, und trotzdem Graf Ährenthal den Deutschen seinen Sieg zu verdanken hatte, die russische Öffentlichkeit Deutschlands Handlungsweise mit Nachsicht beurteilte und ihm nicht jenen bitteren Groll entgegenbrachte wie Österreich.

Herr Sazonoff, den ich als Botschaftsrat in London kennengelernt hatte, bewillkommnete mich bei meinem ersten offiziellen Besuche sehr herzlich und wir wurden bald dicke Freunde. Russe unter den Russen, wenn es die Verteidigung der Interessen seines Vaterlandes galt, war er stets ein erprobter Freund Großbritanniens. Für die Erhaltung des anglo-russischen Einvernehmens arbeitete er mit mir aufrichtig und ehrlich bis zum letzten Tage seiner Amtsführung als Außenminister Ende Juli 1916, da der schlecht beratene Zar ihn — zu seinem eigenen und Rußlands Unheil — durch Herrn Stürmer ersetzte. Wir haben uns, wie es nur zu natürlich ist, nicht immer freundlich angesehen, wenn wir die vielen verzwickten Fragen besprachen, die wir während fünfundeinhalb Jahren zu behandeln hatten, aber er hielt sich nie über meine offene, deutliche Sprache auf und tat immer wieder alles nur Erdenkliche, um über Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Er war erst kürzlich von Potsdam zurückgekommen, wo er sich in seinem Bestreben, die Spannung zwischen den beiden Regierungen zu mildern und die deutsche Anerkennung der russischen Vorherrschaft in Persien zu erringen, zu Verhandlungen über die Bagdadbahn hatte verführen lassen, die im Widerspruche zu dem Abkommen standen, nach dem Frankreich und England bisher gehandelt hatten. Dieses sogenannte Potsdamer Abkommen war die erste der dornigen Fragen, die ich mit Herrn Sazonoff zu verhandeln hatte. Es war auch der Gegenstand meiner ersten Unterredung mit dem Zaren.

Bei der Überreichung meines Beglaubigungsschreibens hob ich mit Nachdruck des Königs ernsten Wunsch hervor, die englisch-russische Verständigung aufrechterhalten und befestigt zu sehen, und sagte dem Zaren, daß Seiner Majestät Regierung den Verlauf der russisch-deutschen Verhandlungen mit Besorgnis verfolge. In der Erwiderung versicherte mir Seine Majestät, daß seine Regierung kein Abkommen mit Deutschland treffen werde, ohne es zuerst meiner Regierung zu unterbreiten, und daß diese im Bedarfsfalle stets auf seine Unterstützung rechnen könne. Er wiederholte diese Versicherungen in einer Unterredung, die ich einige Wochen später mit ihm hatte, und fügte hinzu, daß die schwebenden Verhandlungen mit Deutschland seine Haltung gegenüber Großbritannien in keiner Weise berühren würden. Der Zar sprach gewiß im guten Glauben, er übersah aber, daß die Konzessionen, die seine Regierung den Deutschen hinsichtlich der Bagdadbahn machte, mit der Unterstützung unvereinbar waren, zu der sie gegenüber ihren Partnern in der Tripleentente verpflichtet war. Ich bemühte mich nachher, Herrn Sazonoff einzuprägen, daß wir nicht den geringsten Einwand gegen die Pflege guter Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland hätten, daß wir aber fürchteten, dies könnte auf unsere Kosten geschehen. So gerne wir selbst mit Deutschland zu einer Verständigung in den Rüstungsfragen gelangten, würden wir doch niemals daran denken, einen Schritt zu tun, der uns unsere Freundschaft mit Rußland und Frank-

reich kosten könnte. Wir vertrauten also darauf, daß die russische Regierung in ihrem Handel mit Deutschland dieselbe Rücksicht für unsere Interessen zeigen würde.

Im Hinblick auf das sich daran knüpfende historische Interesse will ich eine kurze Schilderung der langwierigen Verhandlungen geben, die zwischen der russischen und deutschen Regierung folgten. Sie erforderten fortwährend Interventionen meinerseits, denn wenn die russische Regierung nicht zur rechten Zeit gewahr geworden wäre, daß es eine unüberschreitbare Grenze gäbe, wäre es der deutschen Regierung gelungen, einen Keil zwischen die Ententemächte zu treiben.

Anfangs Dezember 1910 hatte Herr Sazonoff dem deutschen Botschafter die Skizze eines Vertrages unterbreitet. Im ersten Artikel verpflichtete sich Rußland, sich weder der Verwirklichung der Bagdad-Bahn zu widersetzen, noch der Beteiligung fremden Kapitals an diesem Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und zwar unter der Bedingung, daß von Rußland weder pekuniäre, noch wirtschaftliche Opfer verlangt werden würden. Im zweiten Artikel übernahm es die russische Regierung, die Bagdad-Bahn mit dem zukünftigen nordpersischen Eisenbahnnetze zu verbinden. Im dritten verpflichtete sich Deutschland, in der Zone zwischen der Bagdad-Linie und der russisch-persischen Grenze nördlich von Khanikin weder eine Eisenbahn zu bauen, noch für die Erbauung einer solchen seine materielle oder politische Hilfe zu leihen. Im vierten erklärte es, daß es keine politischen Interessen in Persien habe, dort vielmehr nur kommerzielle Ziele verfolgen wolle, Rußlands besondere politischen, strategischen und wirtschaftlichen Interessen in Nordpersien anerkenne und nördlich einer Linie, die von Kasri Chirin über Ispahan, Yezd und Khakk in der Breite von Ghazrik an die afghanische Grenze läuft, keinerlei Konzessionen territorialer Natur anstreben werde.

Herr Sazonoff behauptete, die von Rußland im ersten Artikel übernommene Verpflichtung sei nur auf den Abschnitt Koniah—Bagdad der Eisenbahn anzuwenden und lasse der russischen Regierung freie Hand, in der Frage der Golfstrecke nach wie vor mit Großbritannien zu gehen.

Anfangs Januar publizierte die „Evening Times" den Text des Vertragsentwurfes und, um zu beweisen, daß diese Lesart nicht authentisch sei, kamen beide Regierungen überein, den ganzen Text zu verwerfen. Die Verhandlungen wandten sich jetzt hauptsächlich der Frage der Verbindung beider Eisenbahnnetze zu, da Deutschland Rußland gerne verpflichten wollte, mit dem Bau der Verbindungsbahn zu beginnen, sobald eine Zweiglinie von Sadijeh den Ort Khanikin erreicht hätte. Diese Frage wurde durch den Umstand kompliziert, daß die russische öffentliche Meinung sich gegen die Aufwendung von Geld für eine Eisenbahn auflehnte, die den persischen Markt für den deutschen Handel eröffnen sollte, ehe Vorkehrungen für den Bau einer Eisenbahn von Enzeli nach Teheran getroffen wären, die den russischen Waren gleichartige Dienste leisten würde. Um die Schwierigkeiten zu beheben, schlug Herr Sazonoff vor, daß englische und französische Bankiers sowohl die Enzeli—Teheran- als auch die Khanikin—Teheran-Linie finanzieren sollten. Mangels jeglicher Garantie der russischen Regierung

wurde jedoch dieser Vorschlag fallen gelassen. Die einzige noch mögliche Alternative — den Deutschen die Erbauung der Bahn zu überlassen — traf auf unseren mit der Erwägung motivierten Widerstand, daß Deutschland so die alleinige Kontrolle der Eisenbahn in seine Hände bekäme und diese eventuell für Truppentransporte benützen könnte. Am 21. Februar übergab Herr Sazonoff dem deutschen Botschafter einen revidierten Entwurf, in dem sich Rußland verpflichtete, sich eine Konzession für die Verbindungsbahn zu verschaffen, sobald die Sadijeh—Khanikin-Zweigbahn vollendet sei, wogegen der Text des ersten Artikels des Originalentwurfes dahin geändert wurde, daß Rußlands Verpflichtung, sich der Verwirklichung der Bagdad-Bahn nicht zu widersetzen, auf die Strecke Koniah—Bagdad beschränkt wurde. Rußland setzte auch fest, daß im Falle der Abtretung seiner Rechte auf die Verbindungsbahn an einen Dritten alle anderen Klauseln des Vertrages dennoch in Kraft bleiben würden.

Die Verhandlungen wurden infolge einer ernsten Krankheit des Herrn Sazonoff, die ihn mehr als neun Monate arbeitsunfähig machte, unterbrochen, aber später durch den Gehilfen des Außenministers, Herrn Neratoff, wieder aufgenommen. Dieser unterbreitete im Juli einen neuerlich verbesserten Entwurf. Der Gang der Verhandlungen wurde jetzt etwas beschleunigt, da beide Regierungen besondere Gründe hatten, sie zu einem schnellen Abschluß zu bringen. Deutschland war in eine delikate Konversation mit Frankreich über Marokko verwickelt und hielt den Moment für gut gewählt, einen Vertrag zu veröffentlichen, der — wie es hoffte — den intimen Charakter seiner Beziehungen zu Frankreichs Verbündetem bewies. Rußland dagegen drängte es im Hinblick auf den inneren Zwiespalt, der in Persien ausgebrochen war, eine Erklärung von Deutschlands Desinteressement zu erlangen, um bei der allenfalls notwendigen Intervention freiere Hand zu haben.

Deutschland lehnte es ab, die einschränkende russische Auslegung für den Ausdruck „Bagdad-Bahn“ anzunehmen oder in die Beibehaltung des Artikels III des Originalentwurfes einzuwilligen, demzufolge es sich verpflichten mußte, keine Eisenbahn in der Zone nördlich von Khanikin zu erbauen. Der deutsche Botschafter gab indessen im Namen Kaiser Wilhelms die kategorische mündliche Versicherung ab, daß Deutschland in dieser Zone nur solche Eisenbahnen bauen würde, zu denen es nach der Bagdad-Bahnkonzession berechtigt wäre. Ferner forderte Deutschland das Recht, die Konzession für die Khanikin—Teheran-Eisenbahn selbst zu erlangen, wenn Rußland oder das Finanzsyndikat, dem es seine Rechte abtreten würde, nicht binnen zwei Jahren mit dem Bau zur Vollendung der Sadijeh—Khanikin-Zweiglinie begonnen hätte. All seinen Verlangen wurde schließlich nachgegeben.

Der unterzeichnete Vertrag war ein diplomatischer Sieg Deutschlands. Der anfängliche Fehler Herrn Sazonoffs, daß er sich in den Unterhaltungen mit Herrn Kiderlen-Wächter zu mündlichen Zusicherungen hatte verleiten lassen, deren volle Tragweite er zur Zeit nicht überblicken konnte, war nicht wieder gutzumachen gewesen. Er hatte Rußland — ohne vorherige Befragung Großbritanniens und Frankreichs — verpflichtet, seinen Widerstand gegen das Bagdad-Bahnprojekt aufzugeben. Wenn er sich später auch bemühte,

dieses Zugeständnis auf die Strecke Koniah—Bagdad zu beschränken, war es doch von allem Anfange an klar, daß Deutschland sich strikte an den Buchstaben des Vertrages halten würde.

Ob nun die russische Regierung bei der Beschleunigung des Endstadiums dieser Verhandlungen von dem Wunsche geleitet war, die Sorge wegen Deutschlands Haltung gegenüber einer Politik aktiveren Einschreitens in Persien loszuwerden oder nicht — jedenfalls folgte der Unterzeichnung des russisch-deutschen Vertrages eine Verschlechterung ihrer Beziehungen zu Persien. An dieser Veränderung war hauptsächlich der Umstand schuld, daß die persische Regierung trotz Rußlands wiederholten Vorstellungen Mr. Shuster und andere amerikanische Ratgeber in ihren Dienst genommen hatte. Einer der ersten Schritte Mr. Shusters war es, Major Stokes (ehemaligen britischen Militärattaché in Teheran) mit der Organisierung einer Finanzgendarmerie zu betrauen. Die Ernennung eines englischen Offiziers zum Kommandanten einer Gendarmerie, deren Wirkungsbereich sich über ganz Persien, einschließlich der russischen Sphäre im Norden, erstrecken sollte, wurde von der russischen Regierung als eine Verletzung der englisch-russischen Verständigung übelgenommen. Wir waren nur durch scharfe Vorstellungen in Teheran, welche bewirkten, daß der Posten unbesetzt blieb, imstande, die russische Regierung von unserem guten Willen zu überzeugen. Kaum war dieser Zwischenfall glücklich erledigt, als die Mißachtung, die Mr. Shuster Rußlands bevorzugter Stellung in Persien bekundete, eine noch ernstere Krise hervorrief. Darauf erpicht, sich in bezug auf Anleihen und Eisenbahnkonzessionen vollkommen freie Hand zu sichern, beleidigte er Rußland ernstlich durch die Ernennung eines Engländers (Mr. Lecoffre) zum Finanzagenten in Täbris. Im November trieb er die Sache auf die Spitze, indem er ein Shoa es Sultaneh gehöriges Gut, das der russischen Bank verpfändet war, beschlagnahmte und die es bewachenden Kosaken durch Finanzgendarmerie ersetzte. Die russische Regierung stellte sofort ein ultimatives Begehren auf Entschuldigung und Wiedereinsetzung der persischen Kosaken innerhalb 48 Stunden. Als die persische Regierung — um nicht in diesen Fragen nachgeben zu müssen — demissionierte, wurde eiligst eine Truppenmacht nach Kaswin beordert, um eventuell ein Detachement zur Besetzung von Teheran entsenden zu können. Vergeblich bemühte ich mich, den Gehilfen des Ministers des Äußern auf die ernsten Folgen aufmerksam zu machen, die eine Besetzung Teherans für die Aufrechterhaltung des englisch-russischen Abkommens haben könnte. Obwohl er mir versicherte, daß Rußland nicht die Absicht habe, das Prinzip der persischen Integrität zu verletzen, weigerte er sich nicht nur, die schon gegebenen Befehle aufzuheben, sondern er erklärte mir auch noch, daß weitere Forderungen gestellt werden würden, wenn die persische Regierung nicht den Bedingungen des Ultimatums nachkäme, ehe russische Truppen persischen Boden beträten. Bei Kokovtseff, der kürzlich Stolypin als Ministerpräsident gefolgt war, hatte ich mehr Erfolg. Ich war nach Neratoffs rücksichtsloser Sprache angenehm überrascht, von Kokovtseff die bestimmte Versicherung zu erhalten, daß die russischen Truppen abberufen werden würden, sobald die beiden ursprünglichen russischen Forderungen erfüllt wären. Indessen hatte Kokov-

tseff nicht mit seinen Ministerkollegen gerechnet. Nachdem die russischen Truppen mittlerweile in Enzeli gelandet waren, wurde ein zweites Ultimatum gestellt, das die Rückerstattung des Aufwandes für die militärische Expedition, die Abdankung Shusters und Lecoffres und das Versprechen forderte, daß die persische Regierung in Hinkunft keine Fremden ohne die Einwilligung der russischen und der englischen Regierung in ihre Dienste nehmen würde. Die Absendung des zweiten Ultimatums nach den mir vom Ministerpräsidenten gegebenen kategorischen Versicherungen zog natürlich einen Protest der Regierung Seiner Majestät nach sich. Bei meinen Unterredungen mit Neratoff bemühte ich mich nochmals, ihn von einer Besetzung Teherans abzubringen, die — wie ich ihm vorhielt — von England als ein gegen Persiens Unabhängigkeit und damit auch gegen unser Abkommen gerichteter Schlag angesehen werden würde. Dessenungeachtet blieb Neratoff halsstarrig; er lehnte gleichzeitig ab, einer im Unterhause zu verlautbarenden Feststellung beizustimmen, daß beide Regierungen übereingekommen seien, den kürzlich nach Persien zurückgekehrten Exschah Mohammed Ali unter keinen Umständen wieder anzuerkennen. Erst als Herr Sazonoff Mitte Dezember die Führung der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernahm, ließ die Spannung zwischen den beiden Regierungen nach und wurden die russischen Forderungen infolge weiterer Verhandlungen abgeschwächt. Sie wurden von der persischen Regierung vor Jahresschluß angenommen, obgleich die versprochene Zurückberufung der russischen Truppen von Kaswin wegen des Ausbruches ernster Unruhen in Nordpersien aufgeschoben werden mußte. Ich habe die obigen Zwischenfälle aufgezeichnet, um zu zeigen, wie schwierig es für die beiden Regierungen bei den diametral entgegengesetzten Standpunkten der öffentlichen Meinung in ihren Ländern manches Mal war, im Einvernehmen zu handeln. Die Entsendung der russischen Truppen nach Kaswin und die beabsichtigte Besetzung von Teheran wurden in Rußland als Maßnahmen angesehen, die es treffen mußte, um sich Genugtuung für die beleidigte Ehre zu verschaffen, in England dagegen galten sie als ein nicht zu rechtfertigender Versuch, die Unabhängigkeit eines schwachen Staates zu verletzen und ihn zu unterwerfen. Der Zwiespalt der Ansichten hatte sich so sehr verschärft, daß das englisch-russische Einvernehmen nicht mehr aufrecht zu erhalten gewesen wäre, wenn Persien vor dem Befehl zum russischen Vormarsch auf Teheran nicht nachgegeben hätte.

Glücklicherweise waren Sir Edward Grey und Herr Sazonoff Staatsmänner voll Takt, Geduld und Nachsicht, was so notwendig für die Führung heikler Verhandlungen ist. Obgleich es jetzt Sitte ist, die Dienste der „alten Diplomatie" herabzusetzen, zweifle ich, ob die prahlerische „neue Diplomatie" den Erfolg gehabt hätte, das englisch-russische Einvernehmen vor dem Schiffbruch zu retten, der ihm mehr als einmal drohte.

Meine persönlichen Bemühungen waren natürlich darauf gerichtet, die sich widersprechenden Anschauungen und Interessen der beiden Regierungen so weit als möglich zu versöhnen, aber mich behinderte bei dieser Aufgabe der Mangel an Solidarität oder gemeinsamer Verantwortlichkeit der Mitglieder des russischen Kabinetts. Die kategorischen Versicherungen des Ministerpräsidenten betreffs der Zurückziehung der russischen Truppen

wurden, wie bereits erwähnt, von seinen Kollegen nicht berücksichtigt. Der Grund dieses einigermaßen unbegreiflichen Vorganges wurde mir erst einige Monate später klar, als ein Blaubuch für das Parlament vorbereitet wurde. Als ich, diplomatischem Brauche folgend, Sazonoff die Korrekturbogen meiner Depeschen unterbreitete, nahm ich darauf Bedacht, die Berichte über meine Unterhaltungen mit Kokovtseff abzuschwächen, damit es nicht den Anschein hätte, als würde dieser versäumt haben, seine Versprechungen einzuhalten. Sazonoff, der den Verlauf dieser Unterhaltungen genau kannte, stellte mich sofort zur Rede, weil ich mich in einer Sache, die nur den Minister des Äußern anging, an den Ministerpräsidenten gewendet hatte. Da der Minister des Äußern — oder in seiner Abwesenheit der Gehilfe — dem Zaren für die Führung der russischen Außenpolitik allein verantwortlich ist, widersetzte sich Sazonoff entschieden der Veröffentlichung von Depeschen im Blaubuche, die Unterhaltungen mit einem Minister über die Angelegenheiten eines ihn nichts angehenden Ressorts wiedergäben. Ich hätte unrecht gehabt — erklärte er —, die persische Frage mit dem Ministerpräsidenten zu diskutieren, dieser aber habe seine Machtbefugnisse überschritten, als er mir Zusicherungen machte, für die er nicht kompetent war. Ich wendete dagegen ein, daß der russische Botschafter in London oftmals auswärtige Angelegenheiten mit dem Premierminister bespreche und es doch nur natürlich sei, daß ich mich in einer für die Beziehungen unserer beiden Länder vitalen Frage an den Ministerpräsidenten wendete, besonders da ein Stellvertreter des Ministers des Äußern kein Mitglied des Kabinettes sei und daher nicht mit derselben Autorität sprechen könne wie das Haupt der Regierung. Obgleich Herr Sazonoff, als sein Schwager Stolypin Regierungschef war, niemals etwas dagegen eingewendet hatte, wenn ich diesen Weg verfolgte, erwiderte er jetzt nur, daß Rußland kein parlamentarisch regiertes Land wie Großbritannien sei und daß der Ministerpräsident keinen Einfluß auf Rußlands auswärtige Politik habe.

Von den andern Fragen, mit denen ich mich im Verlaufe des Jahres zu befassen hatte, war das von Rußland beanspruchte Recht, die Grenze seiner Territorialgewässer von drei auf zwölf Meilen hinauszuschieben, die bei weitem wichtigste. Im Januar und im März waren in der Duma Gesetze eingebracht worden, nach denen es Fremden verboten war, innerhalb zwölf Meilen von den Küsten des Gouvernements Archangelsk beziehungsweise von Pri Amur zu fischen. Das Pri-Amur-Gesetz wurde trotz meiner Proteste und Konversationen mit Stolypin im Juni sowohl von der Duma als auch vom Reichsrate angenommen, und das Ergebnis war, daß Japan sofort einen amtlichen Protest gegen seine Anwendung einlegte. Das Gesetz über die Archangelsk-Fischereien war nicht zur Abstimmung gebracht worden. Obwohl die Regierung ablehnte, es zurückzuziehen, tat sie nichts, um seine Annahme zu beschleunigen. Die Gesetzesvorlage starb allmählich eines natürlichen Todes, da viele Abgeordnete nicht willens waren, eine Maßregel zu befürworten, die Reibungen mit Großbritannien hervorrufen konnte.

In einer meiner Konversationen mit dem Ministerpräsidenten hatte ich nach Besprechung der russischen Forderung auf Erweiterung des Bereiches

der Seegerichtsbarkeit die Gelegenheit wahrgenommen, auf die Regelung anderer schwebender Fragen zu drängen. Da rief Stolypin: *Vraiment, Monsieur l'ambassadeur, vous n'êtes pas en veine! Voilà la troisième question désagréable que vous me posez aujourd'hui.* Herr Stolypin hatte recht. Ich war in bewegte Zeiten geraten. Während meines ersten Jahres in St. Petersburg gab es fortwährend unangenehme Fragen, wegen der ich der russischen Regierung Vorstellungen machen mußte.

KAPITEL IX

1912 – 1914

Ungeachtet der kritischen Phasen, die unsere Entente mit Rußland im Jahre 1911 durchgemacht hatte, waren sich die zwei Länder doch nach und nach näher gekommen. Die warme Bewillkommnung einer einflußreichen repräsentativen britischen Abordnung, die St. Petersburg und Moskau im Februar 1912 besuchte, bedeutete einen neuen Markstein auf dem Wege zur englisch-russischen Freundschaft. Persönliche Berührung fördert die Herstellung guter Beziehungen mehr als alles andere — zwischen den Nationen ebenso wie zwischen den Individuen. So legten der Besuch, den Herr Sazanoff dem Könige zu Balmoral gemacht hatte, und die dortigen Unterhaltungen mit Sir Edward Grey den Grund zu der engen Zusammenarbeit der beiden Regierungen, die allein verhinderte, daß sich der Balkanbrand von 1912—1913 über ganz Europa ausbreitete. Doch bevor wir den Versuch machen wollen, diese Kollaboration durch die verschiedenen Phasen des Balkankrieges zu verfolgen, wird es gut sein, erst mit allen anderen Fragen aufzuräumen, die sie bis zum Ausbruche des großen Krieges beschäftigten.

Wenn auch Ende 1911 die Rückkehr des genesenen Herrn Sazonoff in das Außenministerium der persischen Frage viel von jener Schärfe genommen hatte, die sie in der zweiten Hälfte dieses Jahres kennzeichnete, blieb sie doch auch weiterhin die Ursache fortwährender Reibungen und Mißverständnisse zwischen den beiden Regierungen. Anfangs 1912 bemerkte der Zar zu mir, Persiens Regierung wäre so schwach und das Land in einem solchen Zustande der Anarchie, daß ohne das Eingreifen russischer Truppen im Norden und britischer im Süden die Ordnung niemals wiederherzustellen wäre. Die Truppen könnten, wenn sie einmal diese Aufgabe erfüllt hätten, durch eine kleine persische Armee ersetzt werden, die imstande wäre, die wiederhergestellte Ordnung aufrechtzuerhalten. Seine Majestät drückten weiter ihr Bedauern darüber aus, daß man an der Aufrichtigkeit der von ihrer Regierung gegebenen Versicherungen in gewissen Schichten Englands zweifelte, und fügte bei: Wenn der Zar sein Wort gegeben habe, daß Rußland keinerlei persisches Gebiet annektieren werde, so würde dieses Wort auch nicht gebrochen werden, dessen könne die großbritannische Regierung versichert sein. Obgleich der Zar wie auch Herr Sazonoff wirklich bestrebt waren, normale und korrekte Beziehungen zu Persien wiederherzustellen, zogen die russischen Konsuln dort eine Draufgängerpolitik vor und handelten so in einem ganz entgegengesetzten Sinne. Der Generalkonsul zu Meshed, Prinz Dabija, war direkt verantwortlich für die Beschießung und Entweihung des Heiligtumes dieser Stadt, während seine Amtsgenossen in

anderen Orten, wie in Täbris, ohne Zaudern Unruhen provozierten, die als Vorwand für ein russisches Einschreiten dienen konnten. In den Berichten an ihre Regierung wußten sie den Ursprung und das Wesen dieser Wirren so erfolgreich zu entstellen, daß Sazonoff sogar drohte, Rußland werde die Verwaltung von Nordaserbeidschan übernehmen, wenn die persische Regierung nicht imstande sei, die Ordnung in Täbris aufrechtzuerhalten. Wie schwer die Zusammenarbeit in Persien für beide Regierungen war, mag aus folgendem Auszuge eines Privatbriefes ersehen werden, den ich Sir Edward Grey nach Empfang der Weisung schrieb, ich solle die russische Regierung vor den ernsten Folgen warnen, die ein solches Vorgehen nach sich ziehen könnte:

„Da Sazonoff mich gestern nicht empfangen konnte, teilte ich ihm in einem Privatbriefe mit, was Sie mir bezüglich der Möglichkeit einer Übernahme der Verwaltung von Aserbeidschan durch Rußland zu sagen aufgetragen hatten.

Sie werden aus meinem telegraphischen Berichte über die Konversation, die ich heute früh mit ihm hatte, ersehen haben, daß er diesen Schritt nur als allerletztes Mittel erwägt und daß er völlig vermieden werden könnte, wenn die Perser zustimmten, Shujaed Dowleh als Unterstatthalter in Täbris zu belassen.

Nach Abgabe dieser Erklärung sprach Sazonoff mit einiger Heftigkeit über das, was Sie bezüglich des anglo-russischen Abkommens gesagt hatten. Dieses Abkommen, meinte er, sei das Alpha und Omega seiner Politik und er bedauere nur, daß es Iswolsky und nicht er gewesen sei, der es zu unterzeichnen hatte. Seine Erhaltung sei ausschlaggebend für die vitalen Interessen der beiden Länder und sein Zusammenbruch würde die sofortige Aufrichtung der deutschen Vorherrschaft in Europa bedeuten. — Um es aufrechtzuerhalten und um den Wünschen Seiner Majestät Regierung entgegenzukommen, habe er bei Außerachtlassung der russischen öffentlichen Meinung dem Vormarsch der russischen Truppen auf Teheran haltgeboten, eine freundschaftliche Lösung mit der persischen Regierung erleichtert, dem gemeinschaftlichen Vorschusse von 200000 Pfund beigestimmt, den Exschah fallen lassen und tatsächlich alles getan, was wir von ihm verlangt hätten.

Hier unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, daß ich ihn bei aller Würdigung seines loyalen Zusammenarbeitens mit uns an die schwierige Lage erinnern müsse, in die Sie durch Rußlands Vorgehen in Persien geraten seien. Die öffentliche Meinung in Rußland wäre etwas ganz anderes als in einem konstitutionellen Lande wie England, wo sie im Parlament laut würde. Ich könnte ihm sagen, daß es einen Augenblick gegeben, wo die Stimmung gegen Rußlands militärische Maßnahmen in Persien so stark gewesen sei, daß Sie trotz allen guten Willens daran verzweifelten, das anglo-russische Abkommen aufrecht erhalten zu können.

Sazonoff antwortete, ich beginge einen Fehler, die Macht der öffentlichen Meinung und die Schwierigkeiten zu unterschätzen, die sich ihm entgegengestellt hätten. Er wäre nicht nur in der Presse angegriffen, sondern es wäre ihm auch von anderer Seite vorgeworfen worden, daß er auf unser Gebot Rußlands Interessen opferte. Er hätte im Ministerrat eine beträchtliche

Opposition zu bewältigen gehabt und nach den Angriffen auf die russischen Truppen bei Täbris im verflossenen Dezember hätte er drei Briefe bekommen, die ihn — unter Drohungen gegen sein Leben — einer unfähigen Führung der russischen Außenpolitik ziehen. Er wäre entschlossen, das Prinzip des anglo-russischen Abkommens aufrechtzuerhalten, und hätte nicht den leisesten Wunsch, die Verwaltung von Nordaserbeidschan an sich zu reißen, doch wäre er dazu gezwungen, wenn die russischen Truppen wieder angegriffen werden würden.

Ich fürchte, wir werden mit Rußland nicht einträchtig arbeiten können, ehe nicht verschiedene Veränderungen im russischen Konsulardienst in Persien vollzogen sind, Sazonoff ist aber nicht stark genug, diesen Wechsel ohne Beistand durchzuführen. Er muß auf seine nicht allzu sichere Stellung Rücksicht nehmen. Ich denke, es wäre daher als ein Akt der Gegenseitigkeit klug, auch einen oder zwei unserer Konsuln zu versetzen. Der hiesige persische Gesandte klagte mir wiederholt, er hätte wohl festes Vertrauen in Sazonoffs Loyalität und guten Willen, er wäre jedoch durch die Konsuln und einige untergeordnete Beamte seines Ministeriums, die die Instruktionen nicht befolgten, allzusehr behindert."

Persien war eine der Fragen, die Sir Edward Grey und Sazonoff in Balmoral erörtert hatten. Obgleich sie beide die Einsetzung einer starken Regierung mit einer wohlorganisierten Ordnungsmacht in Teheran für notwendig hielten, erzielten die späteren Verhandlungen doch kein Resultat, und zwar wegen der Schwierigkeiten, den als Haupt einer solchen Regierung geeigneten Mann ausfindig zu machen und die notwendigen Mittel für die Aufstellung einer Gendarmerie unter fremden Offizieren zu beschaffen. Indessen fuhren die russischen Konsuln fort, sich immer mehr Verwaltungsrechte anzumaßen, und die Vorstellungen, die ich dagegen zu erheben hatte, dienten nur dazu, den Gegensatz der Anschauungen über die Auslegung der Entente von 1907 zwischen London und St. Petersburg zu verschärfen. Rußland wünschte mehr Ellbogenfreiheit in Nordpersien, wo es Tausende von Untertanen oder Schutzbefohlenen hatte und der Handel ganz in seiner Hand lag. Rußland wollte uns in unserer Einflußsphäre volle Aktionsfreiheit einräumen, vorausgesetzt, daß wir von der Ausübung einer gewissermaßen inquisitorischen Überwachung seiner Handlungen in seiner Sphäre abstünden. Rußland hielt den Augenblick für ein Vorgehen gekommen, das tatsächlich eine Aufteilung der neutralen Zone bedeutet hätte. Es schlug uns vor, die darauf bezügliche Klausel im Wege eines geheimen Notenwechsels zu modifizieren. Seiner Majestät Regierung hatte dagegen die Aufrechterhaltung von Persiens Unverletzbarkeit und Unabhängigkeit im Auge. An dem Schutz britischer wirtschaftlicher Interessen in der neutralen Zone natürlich interessiert, hegte sie weder den Wunsch, die Sphäre ihrer eigenen Verantwortlichkeit zu vergrößern, noch hätte sie gerne den russischen politischen Einfluß sich über deren nördliche Teile ausbreiten gesehen. Sie drückte daher nur ihre Bereitwilligkeit aus, jeden Vorschlag in Erwägung zu ziehen, den die russische Regierung zum Zwecke einer deutlicheren Bezeichnung der britischen und russischen Interessen in dieser Zone machen würde.

Die durch das Vorgehen der russischen Konsuln geschaffene Lage wurde schließlich so ernst, daß ich Ende Juni 1914 den Auftrag erhielt, eine Audienz zu erbitten, um dem Zaren die schweren Besorgnisse Seiner Majestät Regierung vorzustellen. Auf Seiner Majestät Frage, ob diese Beunruhigung durch ein bestimmtes Ereignis der letzten Zeit hervorgerufen wurde, antwortete ich, daß ich schon vor einem Jahre einen Gedankenaustausch zwischen beiden Regierungen befürwortet hätte, da ich schon damals befürchtete, der Verlauf der Ereignisse in Nordpersien könnte zu einer für das anglo-russische Abkommen verhängnisvollen Lage führen. Die Ereignisse hätten sich seither überstürzt und Nordpersien wäre in jeder Hinsicht eine russische Provinz geworden. Wir wollten gewiß nicht einen Augenblick an Seiner Majestät Versicherungen zweifeln, daß sie kein persisches Territorium zu annektieren beabsichtigte. Wir führten nur Tatsachen an. Unvorhergesehene Ereignisse hätten zur Besetzung einiger Distrikte Nordpersiens durch russische Truppen geführt und der ganze Verwaltungsapparat sei allmählich in die Hände der russischen Konsuln geraten. Der Generalgouverneur von Aserbeidschan wäre eine bloße Puppe, welche die vom russischen Generalkonsul erhaltenen Befehle auszuführen hätte, und dasselbe wäre von den Gouverneuren von Resht, Kaswin und Julfa zu sagen. Diese wären alle mitsammen Agenten der russischen Regierung und handelten völlig unabhängig von der Zentralregierung in Teheran. Weite Landstrecken in Nordpersien wären auf ungesetzliche Weise erworben, zahlreiche Perser in russische Schutzbefohlene umgewandelt worden und die Steuern würden bei Ausschluß der persischen Finanzbeamten von den russischen Konsuln eingehoben. Man wäre im Begriffe, dieses System auch auf Ispahan und sogar auf die neutrale Zone auszudehnen. Wir hätten nicht den leisesten Wunsch, Rußlands überwiegende Interessen und prädominierende Stellung im Norden zu bestreiten, aber wir hätten Einwände gegen die Methoden, wie dieses Übergewicht geltend gemacht werde, und gegen die Versuche, es auch auf die neutrale Zone auszudehnen. Ich schloß, indem ich den Zaren daran erinnerte, daß keine britische Regierung ohne Unterstützung des Parlamentes das anglo-russische Abkommen aufrechterhalten könnte und daß die Sympathien der Liberalen ebenso wie der Konservativen durch die Geschehnisse in Nordpersien abgekühlt würden. Der Zar hatte mir sehr aufmerksam zugehört und antwortete, daß die gegenwärtige Lage in Nordpersien durch Umstände herbeigeführt worden sei, die sich dem Einflusse der russischen Regierung entzögen. Die Sache hätte mit den von den Feddis in Täbris verschuldeten Unruhen und dem dadurch notwendig gewordenen Einschreiten zum Schutze der russischen Interessen im Norden begonnen. Niemand bedauerte diese Notwendigkeit mehr als er selbst. Einerseits könnte er nur sein Ehrenwort geben, daß er ernstlich wünsche, die Truppen zurückzuziehen, anderseits fühlte er sich dem Verdachte preisgegeben, seinen Zusicherungen zuwider zu arbeiten. Er verstände die Beweggründe für die Vorstellungen Seiner Majestät Regierung sehr wohl, und er würde einen offenen Meinungsaustausch zur Beseitigung jedes möglichen zukünftigen Mißverständnisses nur begrüßen. Zuerst müßte man indessen die Handlungen seiner Konsuln überprüfen und er wolle veranlassen, daß die ganze

Angelegenheit von einem Komitee des Außenministeriums untersucht werde. Der Zar brachte dann das Gespräch auf die Frage der neutralen Zone und bemerkte, ihre Aufteilung wäre die einfachste Art, unsere gegenseitige Stellungnahme zu bereinigen. Auf meine Antwort, daß ich wohl dem Gedanken zustimmte, die beiden Regierungen sollten über die ihnen in dieser Zone zukommenden Rechte zu einem Einverständnisse gelangen, daß aber Seiner Majestät Regierung keine Erweiterung ihrer Verantwortlichkeiten wünschte, sagte der Zar, eine Revision des Abkommens wäre auf jeden Fall notwendig. Wenn Seiner Majestät Regierung dies wünschte, würde er bereitwilligst zustimmen. Als ich mich am Schlusse der Audienz verabschiedete, sagte der Zar: „Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon früher öfters sagte: Mein einziger Wunsch ist, mit England gut Freund zu bleiben! Und so es auf mich ankommt, soll nichts einem möglichst engen Einverständnis zwischen unseren beiden Ländern im Wege stehen."

Ich persönlich war sehr für eine Revision des Vertrages von 1907, denn nichts konnte meiner Meinung nach eher eine Spannung zwischen den beiden Ländern verursachen, als die Belassung der neutralen Zone als strittiges Land. Es mußte in Zukunft nur Anlaß zu ewigen Zänkereien und gegenseitigen Anschuldigungen bieten, denn ihre dortigen ökonomischen Interessen befanden sich in ständigem Gegensatz, besonders was den Bau von Eisenbahnen anbetraf. Während britische Syndikate sich bemühten, Konzessionen für gewisse Linien zu erhalten, widersetzte sich die russische Regierung dem Bau jeder solchen Eisenbahn nahe der russischen Zone aus Furcht, die persischen Märkte würden zum Schaden des russischen Handels mit britischem Überseegut überflutet werden. Anderseits begünstigte sie den Gedanken einer transpersischen Eisenbahn, die, an das russische und indische Eisenbahnnetz angeschlossen, als Verbindungsweg zwischen Europa und Ostasien dienen könnte. Anfangs 1912 unterbreitete Rußland Seiner Majestät Regierung den Plan einer solchen Eisenbahn. Die britische Regierung stimmte unter gewissen Vorbehalten grundsätzlich zu und das Ergebnis war, daß wirklich eine „Société des Études" gebildet wurde, die sich mit den Fragen der Trassierung und Geldbeschaffung zu befassen hatte. In den folgenden zwei Jahren verhandelten die beiden Regierungen mit Unterbrechungen über die Frage der Trassierung. Es konnte aber kein Einverständnis erzielt werden. Seiner Majestät Regierung bestand darauf, daß die Linie über Ispahan und Shiras führe und die britische Sphäre bei Bender Abbas erreiche, sowie daß sie nicht ohne ihre formelle Genehmigung nach Karachi verlängert werde. Die russische Regierung war dagegen mehr für die direkte Route über Teheran und Kerman nach Chahbar, das sie für den einzigen zur Anlage eines guten Hafens geeigneten Punkt an Südpersiens Küste hielt. Aber sieht man auch von den Trassierungsfragen ab, so waren die Chancen für die Aufbringung des notwendigen Kapitals so gering, daß bezweifelt werden kann, ob der Entwurf ohne Dazwischenkunft des Krieges verwirklicht worden wäre.

KAPITEL X

1912–1913

Auf dem Balkan wehte indessen ein scharfer Wind. Der Türkisch-italienische Krieg hatte eine Unruhe erzeugt, die sich als der Vorbote eines allgemeinen Erdbebens erwies. Die sich ergebende Krisis brachte nicht nur russische und österreichische Interessen in direkten Widerspruch, sondern drohte auch mehr als einmal den europäischen Frieden zu gefährden.

Der Tod Graf Ährenthals und die Ernennung Graf Berchtolds zu seinem Nachfolger hatte eine merkliche Besserung der österreichisch-russischen Beziehungen zur Folge, denn letzterer hatte sich als österreichischer Botschafter in Petersburg während der bosnischen Krise 1908—1909 seiner schwierigen Mission mit soviel Takt und Diskretion entledigt, daß die Sünden seiner Regierung nicht auf ihn abfärbten. Obgleich er später bestimmt war, eine so verhängnisvolle Rolle in den Verhandlungen zu spielen, die dem Weltkriege vorausgingen, war er damals persona grata am russischen Hofe, was die bestehende Spannung verringern half. Überdies bewirkte merkwürdigerweise gerade die Frage, die die Ursache ihrer gegenseitigen Eifersüchteleien war, eine zeitweilige Annäherung der beiden Regierungen. Erst als sie sich verschärfte, wurden die Beziehungen wieder gefährlich gespannt.

Gelegentlich einer Audienz, die ich anfangs 1912 beim Zaren hatte, sagte mir Seine Majestät, sie sei durch die Lage auf dem Balkan ernstlich beunruhigt. Obgleich bemüht, freundschaftliche Beziehungen zur Türkei aufrechtzuerhalten, könne er — der Zar — nicht teilnahmsloser Zuschauer eines Krieges zwischen dieser Macht und einem der Balkanstaaten bleiben. Er schlage daher vor, die Mächte der Tripleentente sollten vorläufig untereinander beraten, um mit einem gemeinsamen Aktionsplan gewappnet zu sein, falls auf dem Balkan plötzlich der Krieg ausbreche oder Österreich einen Vorstoß riskiere. Es wurden aber keine praktischen Schritte unternommen, diesen Vorschlag zu verwirklichen, da wir, wie ich dem Zaren sagte, jeden Schritt zu vermeiden wünschten, der Europa in zwei feindliche Lager spalten könnte. Wir würden es im Gegenteile freudig begrüßen, wenn Österreich und Rußland als die unmittelbar interessierten Mächte zu einem Abkommen gelangten, dem sich alle anderen anschließen könnten.

Die russische Diplomatie blieb mittlerweile nicht untätig: Im Februar 1912 unterzeichneten Bulgarien und Serbien den Bundesvertrag zur Wahrung der Unverletzlichkeit ihres Gebietes im Falle eines Angriffes seitens Österreichs, Rumäniens oder irgendeiner anderen Macht. Eine diesem Vertrage angehängte geheime Militärkonvention bestimmte die von jedem Vertragspartner für einen solchen Verteidigungskrieg beizustellende Truppenzahl,

die Verwendung der Armeen und den gemeinsamen Feldzugsplan im Falle einer kriegerischen Verwicklung beider Mächte mit der Türkei. In einem weiteren geheimen Anhang wurden die beiderseitigen Einflußsphären in Mazedonien abgegrenzt und einvernehmlich festgesetzt, daß jede Meinungsverschiedenheit bei Durchführung oder Auslegung des Vertrages Rußland zur Entscheidung vorgelegt werden sollte.

Die Anwesenheit von Mitgliedern der griechischen und montenegrinischen Königsfamilie bei der Feier der Mündigkeitserklärung des Kronprinzen Boris, die bald danach in Sofia begangen wurde, bereitete den Boden für den Abschluß ähnlicher Verträge mit Griechenland und Montenegro. Mit der Unterzeichnung dieser Verträge wurde der Balkanbund, an dem Rußland so lange gearbeitet hatte, zum fait accompli. Rußlands Anregung zum Abschlusse des Schutzbündnisses zwischen Serbien und Bulgarien hatte zwei slawische Rassen aneinander geschmiedet, die sich früher jahrelang in Mazedonien befehdet hatten, und schließlich den Abschluß des Balkanbundes herbeigeführt. Russischer Überzeugung nach sollte dieser Bund ein gefügiges Werkzeug in Rußlands Hand werden und dem Doppelzwecke dienen, den Balkanfrieden zu erhalten und Österreich den Weg zum Ägäischen Meere zu versperren.

Es dauerte aber nicht lange, bis die Hoffnungen auf dieses Friedensinstrument arg erschüttert wurden. Anfang Juli schon ertönte der erste Warnungsruf. Der russische Vertreter in Sofia meldete, daß die Militärverschwörung in der Türkei und der albanische Aufstand in Bulgarien eine gefährliche Bewegung zugunsten eines bewaffneten Einschreitens heraufbeschworen hätten.

Sowohl Herr Sazonoff als auch Graf Berchtold machten Vorschläge zur Beschwörung des heraufziehenden Gewitters. Obwohl das Programm des letzteren, insofern es die Erhaltung des status quo und die friedliche Entwicklung der Balkanstaaten wollte, nicht verfehlte, eine amtliche Beifallskundgebung von St. Petersburg auszulösen, war die russische Regierung doch gar nicht damit zufrieden, daß Österreich derart die Initiative ergriffen hatte. Man verdächtigte es, den Schutzherrn der Balkanstaaten spielen zu wollen, — eine Rolle, die Rußland für sich allein beanspruchte. Im September war die Haltung der bulgarischen Regierung so drohend geworden, daß Rußland warnen mußte, es würde seine historische Sendung für beendet ansehen und Bulgarien fallen lassen, wenn dieses die Türkei angriffe. Gleichzeitig erhob Sazonoff, unterstützt von Seiner Majestät Regierung, in Konstantinopel dringende Vorstellungen, die Pforte möge ohne Zeitverlust einschneidende Reformen einführen. Seltsamerweise hat er uns in Balmoral, wohin er Ende des Monats fuhr, trotz der Verschärfung der Lage nicht neuerlich vorgeschlagen, auf die Pforte einen stärkeren Druck auszuüben, und das amtliche Kommuniqué über den Inhalt seiner Konversationen mit Sir Edward Grey erwähnte nur ganz oberflächlich eine Balkankrise. Die Folge davon war, daß die russische Öffentlichkeit, die alle Hoffnungen auf die Zusammenkunft von Balmoral gesetzt hatte, die spätere ernste Wendung der Dinge in höchst ungerechter Weise dem Mangel britischer Unterstützung für Rußland zuschrieb. Hätten sich aber auch ihre Hoffnungen erfüllt und

die Zusammenkunft von Balmoral zur Anwendung von sonst wirksamen Mitteln in Konstantinopel geführt, so wäre es doch schon zu spät gewesen: Ehe Sazonoff London verließ, war der Befehl zur Mobilisierung der bulgarischen Armee ergangen, und bevor er Petersburg erreichte, war der Krieg schon in aller Form erklärt.

Alle Bemühungen der russischen Regierung waren nun darauf gerichtet, den Krieg zu lokalisieren und eine österreichische Okkupation des Sandschaks hintanzuhalten, die als Neutralitätsbruch unvermeidlich zu Rußlands Einschreiten hätte führen müssen. Sie verkündete sofort ihre Entschlossenheit, den status quo aufrechtzuerhalten, und gab in Wien die allerpositivsten Versicherungen, daß Rußland nicht einschreiten würde, wenn es Österreich nicht täte. Dieses verpflichtete sich seinerseits, sich auf die Zusammenziehung von Truppen nahe der serbischen Grenze zu beschränken, so daß beide Regierungen in der Lage waren, einige Zeit hindurch mehr oder weniger in Übereinstimmung zu handeln. Die so verkündete Politik wurde indessen nicht lange eingehalten. Gegen Ende Oktober ließ der Zar, der eben in Spala mit dem Großfürsten Nikolaus und anderen Generalen eine Jagd abhielt, Herrn Sazonoff zu sich kommen, um ihm zu sagen, es wäre sein Wunsch, den Balkanmächten jede nur erdenkliche Unterstützung zu gewähren, sofern nur Rußland dadurch nicht in ernste Verwicklungen hineingezogen werden würde. Diese Audienz bezeichnete einen Wendepunkt in der Haltung der russischen Regierung. Diese hatte zuerst den Gedanken einer bulgarischen Expansion nach Osten mit einer gewissen Besorgnis betrachtet und darauf bestanden, daß die zukünftige türkisch-bulgarische Grenze nördlich von Adrianopel gezogen werden sollte. Sie war sogar an Seiner Majestät Regierung mit einem Vermittlungsvorschlage herangetreten und hatte ein Programm für die in der europäischen Türkei eventuell einzuführenden Reformen übermittelt, bevor aber einer dieser Vorschläge hätte verwirklicht werden können, war die Schlacht von Lüle-Burgas geschlagen und gewonnen und die Balkanverbündeten hatten erklärt, sie würden nicht mit leeren Händen heimkehren. Jetzt übernahm Rußland die Aufgabe, die weitgehenden Ansprüche der Balkanstaaten zu vertreten, und Sazonoff formulierte seine Ansichten über die zu erwartenden territorialen Veränderungen folgendermaßen:

„Die Türkei bleibe im Besitze von Konstantinopel und des von der Linie Enos—Midia eingeschlossenen Gebietes, der Rest ihrer europäischen Besitzungen sei nach dem Rechte des Eroberers zwischen den Balkanstaaten aufzuteilen. Serbien erwerbe — in Übereinstimmung mit den Bedingungen des serbisch-bulgarischen Vertrages von 1912 — Üsküb und einen bis zum Ochridasee reichenden Landstrich, gelange in den Besitz von San Giovanni di Medua und erhalte Zutritt zur See durch einen es mit letztgenanntem Hafen direkt verbindenen Korridor. Albanien werde eine selbständige Provinz. Montenegro bekomme den Sandschak. Rumänien sei für seine Neutralität durch eine Grenzberichtigung in der Dobrudscha zu entschädigen. Saloniki werde in einen Freihafen umgewandelt und der Berg Athos als eine rein klösterliche Niederlassung neutralisiert."

Bei Aufstellung dieses Programmes hatte Sazonoff gehofft, daß Bulgarien

zustimmen werde, Rumänien durch eine geringe Gebietsabtretung zu entschädigen, und daß sich die Aufgabe des österreichischen Widerstandes gegen einen serbischen Adriahafen durch die Garantie freien wirtschaftlichen Zutrittes zum Ägäischen Meere erkaufen ließe. Beide Erwartungen erwiesen sich als trügerisch. Die zweite Frage wurde unglücklicherweise derart aufgebauscht, daß sie eine Zeitlang den europäischen Frieden bedrohte. Die russische Regierung hatte übrigens den serbischen Ansprüchen ihre unbedingte Unterstützung unter der irrigen Annahme geliehen, Deutschland hänge so sehr am Frieden, daß es seinem Verbündeten Österreich, auch wenn er lästig würde, in keinem zu internationalen Verwicklungen führenden Vorgehen unterstützen werde. Deutschlands Beziehungen zu Rußland wurden in der offiziellen Sprache noch immer als solche traditioneller Freundschaft bezeichnet und Zar Nikolaus brachte Deutschland, wie er mir selbst sagte, trotz dessen Rolle in der bosnischen Krise kein Mißtrauen entgegen. Das Vertrauen in Deutschlands friedfertige Absichten war überdies gelegentlich der Zweikaiserzusammenkunft in Baltischport erstarkt. Dort hatte die Persönlichkeit des deutschen Kanzlers sowohl auf den Zaren als auch auf Sazonoff einen derart günstigen Eindruck gemacht, daß Bethmann Hollwegs Versicherungen, Deutschland werde Österreich bei einer Draufgängerpolitik am Balkan nicht unterstützen, eine viel zu weitgehende Auslegung fanden. Es war deshalb für die russische Regierung eine unangenehme Überraschung, als der deutsche Botschafter fragte, ob Rußland die Frage des serbischen Hafens als eine „Kraftprobe" behandelt sehen wolle, und eine Sprache führte, die keinen Zweifel daran ließ, was Deutschland im Falle eines österreichisch-russischen Krieges tun würde. In seiner Antwort erinnerte Sazonoff den Grafen Pourtalès, daß solche Kraftproben schon in den Jahren 1909 und 1911 stattgefunden hätten und daß es zu sehr ernsten Folgen führen könnte, wenn Deutschland gegen Rußland im Geiste seiner Agadir-Politik aufzutreten gedächte. Immerhin wollte die russische Regierung die Sache nicht auf die Spitze treiben, da sie einsah, daß Rußland eingreifen müßte, wenn Österreich es versuchen sollte, Serbien aus einem bereits in Besitz genommenen Seehafen zu vertreiben. Sie mahnte daher in Belgrad zur Mäßigung und teilte dem deutschen Botschafter mit, daß Serbien wohl aus seiner Abhängigkeit von anderen Mächten befreit werden müßte, daß aber die Frage, wie dieses Ziel zu erreichen sei, den Erwägungen der Mächte überlassen werden könnte. Dank Sir Edward Greys Dazwischentreten kam man schließlich überein, in London eine Botschafterkonferenz abzuhalten, die die Fragen von Serbiens Zutritt zum Meere, Albaniens, der Ägäischen Inseln und des Berges Athos behandeln sollte, während die Frage der Friedensbedingungen bis zum Kriegsende beiseite geschoben wurde.

Vor dem Zusammentritte dieser Konferenz am Schluß des Jahres 1912 war die Politik Rußlands auf die Erhaltung des europäischen Friedens eingestellt — freilich unter der Voraussetzung, daß seine Lebensinteressen mit friedlichen Mitteln zu sichern seien. Anderseits muß zugegeben werden, daß seine Regierung mehr als einmal den Frieden gefährdete, indem sie für gewisse hervorstechende Züge der Situation kein Verständnis hatte.

Weder Rußland noch Österreich hatten die Siege vorausgesehen, auf die Serbien seine Forderung nach Zutritt zum Meere gründete. Rußland zog sich aus einer unhaltbaren Situation erst zurück, als es gewahr wurde, daß ein Bestehen auf diesen Ansprüchen den Krieg mit Deutschland sowie mit Österreich bedeuten würde. Der sukzessive Frontwechsel der russischen Regierung spiegelte die jeweilige Ansicht des Zaren wider. Seine Majestät schwankte zwischen dem Wunsche, die Forderungen der Balkanstaaten zu unterstützen, und dem Bestreben, internationalen Verwicklungen auszuweichen, Herr Sazonoff hatte folglich seine Sprache zu ändern, je nachdem die eine oder die andere dieser sich widersprechenden Absichten in des Zaren Kopf das Übergewicht erlangte. Da der Zar durch seine unmittelbare Umgebung leicht zu beeinflussen war, hatte die Anwesenheit des Großfürsten Nikolaus und anderer Generäle bei den kaiserlichen Jagden in Spala seiner Politik Ende Oktober eine chauvinistische Wendung gegeben. Nach seiner Rückkehr nach Zarskoje anfangs Dezember kam er mehr mit Herrn Sazonoff und Herrn Kokovtseff in direkte Berührung. Keiner von ihnen wollte den Krieg. Es war ihrer Intervention zu danken, daß die vom Kriegsminister gewünschte teilweise Mobilisierung nicht durchgeführt wurde, obgleich Rußland durch die Zahl der von Österreich nahe der serbischen Grenze zusammengezogenen Truppen und der Verstärkungen, die es nach Galizien entsendet hatte, gezwungen war, 350000 Reservisten unter den Fahnen zurückzuhalten. Ob die friedliche Richtung der Politik des Zaren gegen Ende des Jahres diesem Rate seiner Minister oder der Angst vor einem Wiederaufleben der revolutionären Bewegung für den Fall eines ernsten Mißgeschickes der russischen Waffen zu danken war: jedenfalls setzte sie zu sehr gelegener Zeit ein! Die öffentliche Meinung war gegen Österreich aufgebracht und der Kriegsgedanke gewann bereits an Boden.

So betrachtete man in den offiziellen russischen Kreisen die Mission des Prinzen Gottfried Hohenlohe, früheren Militärattachés und zugleich persona grata am russischen Hofe, als un geste pacifique des Kaisers von Österreich. Die Mission des Prinzen, der ein Handschreiben des Kaisers an den Zaren überbrachte, galt nicht so sehr der Besprechung über Einzelheiten der schwebenden Fragen, als vielmehr der Beseitigung der bestehenden Mißverständnisse zwischen den beiden Regierungen. Er hatte damit Erfolg. Die Antwort des Zaren Nikolaus auf des Kaisers von Österreich Brief war in sehr freundlichen Wendungen gehalten. Sie wies auf das Zugeständnis hin, das Rußland mit der Zustimmung zur Schaffung eines autonomen Albaniens gemacht hatte, und schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß man bei gegenseitigem Entgegenkommen zu einem für beide Regierungen befriedigenden Arrangement gelangen würde.

Als nächster Schritt der österreichischen Regierung folgte der Vorschlag, Rußland möge seine Reservisten unter der Voraussetzung entlassen, daß die österreichischen Truppen an der galizischen Front auf einen Stand etwas unter dem normalen Friedensstande aktiver russischer Regimenter reduziert werden würden. Da Österreich bei den unklaren politischen Aussichten die Zahl seiner Truppen an der serbischen Front nicht verringern wollte, drang die russische Regierung darauf, daß ein die Entlassung der

russischen Reservisten ankündigendes Kommuniqué auch die Versicherung enthalte, daß Österreich keinen Angriff auf Serbien plane. Nach einer Woche fruchtloser Verhandlungen nahm der österreichische Botschafter es schließlich auf sich, die „Rossija" zur Veröffentlichung eines solchen Kommuniqués zu ermächtigen, versäumte es jedoch, seine Regierung hiervon zu verständigen. Das Rossija-Kommuniqué wurde infolgedessen durch die Wiener Telegraphenagentur zurückgewiesen. Graf Thurn telegraphierte nachträglich nach Wien und erklärte, wie der Fehler entstanden war. Da Sazonoff ihm nicht die Karriere verderben wollte, wurde der Zwischenfall von der russischen Presse mit Stillschweigen übergangen. Graf Berchtold dankte Herrn Sazonoff für seine rücksichtsvolle Handlungsweise und veröffentlichte gleichzeitig ein offizielles Kommuniqué, in dem er die Verantwortung für die verschiedenen Berichte der Wiener Presse über diesen Gegenstand ablehnte. Graf Thurn wurde dennoch kurz nachher abberufen.

Indessen war Adrianopel gefallen und in Tschataldscha am 16. April ein provisorischer Waffenstillstand abgeschlossen worden. Aber die Befürchtungen der russischen Regierung wegen eines bulgarischen Vormarsches auf Konstantinopel waren so groß, daß sie ihren Vorschlag auf Entsendung einer internationalen Flotte in die Dardanellen erst zurückzog, nachdem die Bulgaren der Idee einer Forcierung der Tschataldscha-Linie endgültig entsagt hatten. Die Friedensverhandlungen wurden nun wieder aufgenommen und am 30. Mai der Londoner Vertrag unterzeichnet.

Zwei andere Fragen, an denen Rußland direkt interessiert war, — die der Abgrenzung des zukünftigen albanischen Staates und des Verlangens Rumäniens nach einer Grenzberichtigung in der Dobrudscha — hatten zu derselben Zeit eine Reihe von kritischen Phasen durchlaufen, so daß sie mehr als einmal gedroht hatten, das Zarenreich in einen Krieg zu verwickeln.

Bei der Einwilligung zur Schaffung eines unabhängigen Albaniens hatte Rußland angenommen, daß Albaniens Gebiet von einer bei Khimarra an der Küste beginnenden, die Ufer des Ochrida-Sees einfassenden und dem Laufe der Flüsse Drina und Boyana an die Adria folgenden Linie begrenzt würde. Österreichs unerwartetes Verlangen, Skutari, das Rußland an Montenegro abgetreten zu sehen wünschte, solle Albanien einverleibt werden, rief eine arge Verlegenheit hervor, die um so gefährlicher wurde, als Österreich in dem Bewußtsein, auf Deutschlands Unterstützung zählen zu können, eine hartnäckige Haltung angenommen hatte. Trotz der Warnung, sich im Hinblick auf Skutari nicht zu weit zu engagieren, da Seiner Majestät Regierung in einer Frage von nur sekundärer Bedeutung höchstens diplomatische Unterstützung gewähren könne, fürchtete die russische Regierung so sehr, Österreich wünsche Skutari zur Hauptstadt eines fast unabhängigen Albaniens zu machen und durch seine katholischen Stämme einen beherrschenden Einfluß auszuüben, daß sie nur nach einer vollkommenen Befriedigung Serbiens bezüglich der fünf Städte Tarabosch, Luma, Radomir, Djakova und Dibra nachgeben wollte. Im Verlauf der nachfolgenden Verhandlungen gestand sie die Einverleibung der drei erstgenannten Städte in Albanien zu, blieb aber fest, was Dibra und Djakova anbetraf, und erklärte, sie würde niemals in die Einverleibung von Orten mit slawischen Kultuseinrichtungen

in einen Mohammedanerstaat einwilligen. Dank Sir Edward Greys Bemühungen gab Österreich in der Frage von Dibra nach, aber Djakova verstellte noch den Weg zur völligen Einigung. Die Situation wurde überdies noch durch die Hartnäckigkeit Montenegros verschärft. König Nikolaus hatte sich kurz zuvor Rußlands Ungnade durch einen Brief an den Zaren zugezogen. In diesem Schreiben hatte er ausgeführt, daß er stets des Zaren Befehlen nachgekommen sei, aber aus dem einmal eingenommenen Skutari würde er sich nach den vielen Opfern Montenegros, selbst wenn es der Zar befehle, nicht zurückziehen können; eher würde er Rußland aller seiner Verpflichtungen gegenüber Montenegro entbinden. Der Zar gab in seiner Antwort dem König zu verstehen, daß er Rußland ohnehin schon seiner Verpflichtungen entbunden habe, da er den Vertrag nicht eingehalten hätte, nach dem er ohne Rußlands Erlaubnis keine militärischen Operationen unternehmen durfte; nach der Ansicht der Freunde und Verbündeten Rußlands sei Montenegros Anspruch auf Skutari schlecht begründet; Rußland, das sich bei Zusage seiner Unterstützung isoliert sehen würde, müßte daher ablehnen. In Anbetracht des wachsenden Ernstes der Lage wurde nun die russische Regierung eingeladen, gemeinsam mit den anderen Mächten in Belgrad und Cettinje energische Vorstellungen wegen der Aufhebung der Belagerung von Skutari und der Räumung der Albanien zugesprochenen Gebiete zu machen. Da Rußland nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Belassung Djakovas bei Serbien zustimmen wollte, gab Graf Berchtold am 21. März das Verlangen nach dessen Einverleibung in Albanien unter der Voraussetzung auf, daß sofort Schritte unternommen würden, die das Einstellen der Feindseligkeiten und die Räumung der Albanien zugesprochenen Gebiete durch die Serben und Montenegriner erzwängen. Unglücklicherweise waren durch das dilatorische Vorgehen des russischen Ministers die notwendigen Vorstellungen in Belgrad etwas verzögert worden. Daraufhin überreichte die österreichische Regierung in Cettinje ein Ultimatum, in dem sie verlangte, daß der Zivilbevölkerung erlaubt würde, die Stadt innerhalb dreier Tage zu verlassen. Obgleich dieses selbständige Vorgehen Österreichs in St. Petersburg sehr übelgenommen wurde, erzürnte dort der von König Nikolaus gegebene Befehl zu einem allgemeinen Angriff auf die Stadt in einem solchen Maße, daß die russische Regierung die Mächte benachrichtigte, sie würde keine Einwendung gegen eine allgemeine Flottendemonstration vor Antivari erheben, wenn auch Rußland nicht imstande wäre, daran teilzunehmen. Der Zar sandte zur gleichen Zeit an den König Nikolaus ein Privattelegramm, in dem er ihm förmlich befahl, sich der Entscheidung der Mächte zu unterwerfen. Infolge der russischen Einsprache in Belgrad erhielten die serbischen Truppen am 10. April Befehl, von jeder weiteren aktiven Operation gegen Skutari abzustehen, doch übergab sich die Stadt am 23. den Montenegrinern. Die Situation war besonders kritisch geworden, da man fürchtete, Österreich würde, wenn die Mächte nicht einige Zwangsmaßnahmen gemeinsam unternähmen, zu einer Sonderaktion schreiten, die Rußland leicht in einen Krieg verwickeln könnte. Um dies zu verhindern, ersuchte die russische Regierung Frankreich und England, bei irgendwelchen Zwangsmaßnahmen in Erscheinung zu treten, selbst wenn sie keinen Schuß abfeuern sollten. Doch bot die

Erfüllung dieses Wunsches einige Schwierigkeiten. Glücklicherweise gab König Nikolaus am 4. Mai, als die Aussicht schon verzweifelt war (es gab einen Moment, wo ich den Krieg für unvermeidlich hielt), seine Absicht kund, Skutari den Mächten zu übergeben. Zehn Tage später war die Stadt von internationalen Seestreitkräften besetzt.

Die zweite Frage — Rumäniens Forderung nach Gebietsabrundung — war schon bei der ersten Friedenskonferenz in London aufgeworfen, aber infolge der taktlosen Art des bulgarischen Delegierten Dr. Daneff nicht erledigt worden. Die Rumänen erhoben jetzt auf das ganze Gebiet innerhalb einer von Silistria nach Baltschik gezogenen Linie Anspruch und brachten damit Rußland in eine sehr schwierige Lage. Es hatte bei einem im Jahre 1902 getroffenen Abkommen die Unverletzlichkeit des bulgarischen Territoriums garantiert und mußte daher Rumänien eine freundschaftliche Warnung zukommen lassen, es möge nicht versuchen, bulgarischen Boden mit Waffengewalt zu okkupieren. Mitte Februar fiel die unerwartete Ankündigung, daß Rumänien die Besetzung von Silistria erwäge, wie eine Bombe in St. Petersburg ein und rief tiefe Niedergeschlagenheit in den offiziellen Kreisen sowie ein rasches Sinken aller Börsenwerte hervor. Der Zar betrachtete dies als einen nicht zu rechtfertigenden Versuch, Bulgarien um Landstrecken zu berauben, die ihm Rußland im Befreiungskriege erobert hatte. Er nahm es sehr übel auf, war aber doch so sehr auf Erhaltung des Friedens bedacht, daß er wohl seinen ganzen Einfluß aufbot, Rumänien in den Arm zu fallen, anderseits aber Bulgarien wissen ließ, daß es sich die Notwendigkeit einiger Konzessionen vor Augen halten müsse. Wenn es solche verweigerte, würde es nicht nur Rußland, sondern ganz Europa in einen Krieg verwickeln. Seine Majestät gab daher deutlich zu verstehen, Bulgarien müsse Silistria an Rumänien überlassen, wenn es Rußlands Unterstützung wünsche. Diese Frage wurde Gegenstand einer hitzigen Unterhaltung zwischen dem deutschen Botschafter und Sazonoff, in der Graf Pourtalès auf die ernsten Folgen hinwies, die ein Eingreifen Rußlands nach sich ziehen könnte, und vorschlug, die Mächte sollten, wie im Balkankrieg, abseits stehen, wenn es zwischen Bulgarien und Rumänien zum Schlagen käme. Rußland konnte jedoch eine solche Verpflichtung nicht eingehen, da es an dieser Frage unmittelbar interessiert war. Das Schwarze Meer war nicht die Adria; und Sazonoff gab dem Grafen Pourtalès zu bedenken, daß Umstände eintreten könnten, die Rußland zwingen würden, zu handeln, wie es seine Interessen forderten. Er schlug aber doch vor, Bulgarien und Rumänien sollten die ganze Frage in die Hände der Mächte legen. Es wurde wirklich ausgemacht, den Fall einer Konferenz der Botschafter in St. Petersburg zu überweisen.

Diese Konferenz hielt ihre erste Sitzung am 31. März unter dem Vorsitz Sazonoffs ab. Die Diskussionen wurden ganz parteiisch geführt, indem die Botschafter des Dreibundes auf Rumäniens Seite standen, während Bulgariens Recht von Sazonoff, Delcassé und mir vertreten wurde. Jene begründeten die Forderungen Rumäniens nach Silistria und einem Territorium, das eine von dieser Stadt nach Baltschik führende Linie einschloß, mit der strategischen Wichtigkeit für die Verteidigung der Dobrudscha. Sie wiesen ganz besonders auf die Tatsache hin, daß Rumänien nur durch die von den

Mächten gegebene Zusicherung, daß in dem territorialen Status quo keine Veränderung eintreten würde, vom Kriege zurückgehalten wurde; nun, da die Balkanstaaten große Gebietserweiterungen erlangten, stünde auch Rumänien der Anspruch auf einige Kompensationen zu. Sie wiesen auch darauf hin, daß Silistria gewiß schon 1878 Rumänien zugesprochen worden wäre, wenn Bulgarien damals die Gebiete erworben hätte, die ihm jetzt zugesprochen werden sollten. Die Vertreter der Tripleentente führten an, daß die bulgarisch-rumänische Grenze durch den Berliner Vertrag endgültig festgesetzt sei; Rumänien könnte in Anbetracht seiner geographischen Lage nicht an der Neuverteilung türkischen Gebiets teilhaben, es könnte vielmehr nur auf Bulgariens Kosten eine territoriale Kompensation erhalten. Kein Grundsatz des internationalen Rechtes ermächtige einen Staat, von seinem Nachbar eine Gebietsabtretung zu verlangen, weil dieser sich nach einer andern Seite ausgedehnt habe; der einzige Rechtsgrund, den Rumänien anführen könne, sei das Recht des Stärkeren. Bei voller Anerkennung seiner korrekten Haltung könnten die Vertreter der Tripleentente nur zugestehen, daß Rumänien gewisse strategische Punkte zur besseren Grenzsicherung gegen Bulgarien bekomme. Nach langen und heftigen Auseinandersetzungen bestimmte die Konferenz, daß Silistria mit einem Gebiete im Umkreise von drei Kilometern Rumänien zugesprochen werde, Rumänien habe aber alle bulgarischen Untertanen zu entschädigen, die innerhalb sechs Monaten auszuwandern wünschten; Bulgarien dürfe an der Grenze zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere keine Befestigungen errichten. Das einzig Interessante an dieser Entscheidung, die so bald ein Fetzen Papier werden sollte, war Sazonoffs warme Unterstüzung der Bulgaren, da sie im grellen Gegensatz zu der Haltung stand, die er einige Monate später Bulgarien gegenüber einnahm. Sie hatte übrigens eine unangenehme Folgeerscheinung für mich selbst. Da ich als Botschafter meinem französischen Kollegen gegenüber der Rangältere war, wurde ich von Sazonoff bestimmt, die bulgarische Frage anzuschneiden, und tat es in dem oben angeführten Sinne. Meine Rede wurde nach Bukarest berichtet. Ich wurde darauf von der jetzigen Königin von Rumänien (damals noch Kronprinzessin), die ich in Darmstadt öfter getroffen hatte, als der vermeintliche Urheber der Stellungnahme der Tripleentente ernstlich zur Rede gestellt, als sie wenige Monate später nach St. Petersburg kam. Ihre königliche Hoheit begann mit der Bemerkung, daß sie sich versucht fühle, nicht mit mir zu sprechen. Sie fragte mich dann, wie ich es hätte wagen können, zu sagen, Rumänien hätte kein Recht auf irgendeine territoriale Kompensation. Ich erwiderte, ich hätte nach einem sorgfältigen Studium der Frage meiner Meinung Ausdruck geliehen. Vielleicht sei diese Ansicht durch die Tatsache beeinflußt, daß Rumänien sich im deutschen Gleise bewege. Würde Rumänien, so fügte ich bei, in den Kreis der Tripleentente eintreten, so fände es an mir stets einen warmen Verteidiger seiner Interessen.

KAPITEL XI

1913–1914

Während der durch den Balkankrieg hervorgerufenen längeren Krise war Rußlands Rolle eine sehr schwierige. Die Richtung seiner Politik hatte wiederholt geschwankt. Im Frühling 1912 war es ihm geglückt, die sich widerstreitenden Ansprüche Serbiens und Bulgariens in Mazedonien zu versöhnen und eine Balkankonföderation ins Leben zu rufen, die Österreich den Zutritt zum Ägäischen Meer verwehren sollte. Es hatte sich eingebildet, diese Konföderation werde nach seiner Pfeife tanzen, indessen hörte sie nicht auf seinen ausdrücklichen Einspruch und erklärte der Türkei den Krieg. Man erwartete, Rußland würde sich als natürlicher Beschützer der Balkanslawen ihrer Interessen annehmen und dafür sorgen, daß sie nicht durch das Eingreifen der anderen Mächte um die Früchte ihres Sieges gebracht würden. Diese seine Beschützerrolle brachte Rußland in scharfen Gegensatz zu Österreich. Bei dem sich entspinnenden Duell wurde Rußland von England und Frankreich, Österreich von Deutschland und Italien sekundiert. Es war hauptsächlich den unermüdlichen Anstrengungen Sir Edward Greys, der stets als Vermittler und Friedenserhalter auftrat, zu danken, daß die beiden Rivalen ihre Streitigkeiten nicht mit dem Schwert in der Hand austrugen und der Europäische Krieg, der mehr als einmal in Sicht war, für eine Zeit abgewendet wurde. Dank ihm war Rußland imstande, sich ohne allzu großen Prestigeverlust von der Stellung zurückzuziehen, die es in den Fragen des serbischen Hafens und von Skutari eingenommen hatte, dann ließ seine Intervention Österreich in der Frage von Dibra und Djakova nachgeben, in der Rußland festzubleiben entschlossen war. Obgleich Rußland mehr als einmal eine Abfuhr erlitt, konnte es leicht in Angelegenheiten von untergeordneter Bedeutung Zugeständnisse machen, da es sich mit dem Gedanken an all die Vorteile trösten konnte, die aus der endgültigen Lösung der Balkanfrage im Sinne der Abmachungen des Londoner Vertrages erwachsen würden. Die Türkei wurde, wenn auch nicht tatsächlich, so doch der Wirkung nach, aus Europa verbannt und ihre europäischen Besitzungen mit Ausnahme Albaniens zwischen Rußlands Hörigen geteilt. Die Balkankonföderation wurde ein neuer internationaler Faktor, mit dem sowohl Deutschland als auch Österreich rechnen mußten. Die slawische Welt hatte daher allen Grund, sich zu freuen, obgleich ihrer Freude, wie die kommenden Ereignisse zeigten, eine nur kurze Lebensdauer beschieden war.

Als Sir Edward Greys Sprachrohr in St. Petersburg war es während der Krise meine Rolle, Mäßigung zu predigen, und sowohl der Zar als auch Sazonoff waren glücklicherweise derart erpicht, den Frieden zu erhalten, solange

es sich mit Rußlands Ehre und Interessen vereinbaren ließ, daß sie diesen Ratschlägen kein taubes Ohr liehen. Die Lage war jedoch eine heikle, weil Deutschland Österreich durch das Versprechen, es im Falle kriegerischer Verwicklungen mit Rußland zu unterstützen, den Rücken gesteift hatte, während die Tripleentente durch den Mangel an Solidarität zwischen ihren Mitgliedern eher im Nachteil war. Daher sagte Sazonoff sowohl während der Balkankrise, als auch während der auf die Ernennung des Generals Liman von Sanders zum Kommandanten des Konstantinopler Armeekorps gefolgten Krise (auf die ich später noch zurückkommen werde) mehr als einmal beißend, Deutschland und Österreich wären Verbündete, Großbritannien und Rußland dagegen bloß Freunde. Rußland, behauptete er, hätte vor Österreich keine Angst, aber es müßte auch mit Deutschland rechnen. Wenn Deutschland Österreich unterstützte, würde Frankreich mit Rußland gemeinsame Sache machen, aber niemand wüßte, was Großbritannien zu tun gedächte. Diese Ungewißheit über unsere Haltung ermutigte Deutschland, die Lage auszubeuten. Großbritannien sei die einzige Macht, die ihm einen tödlichen Streich versetzen könnte, und wenn Deutschland wüßte, daß Großbritannien auf der Seite Frankreichs und Rußlands stände, würde es sich jede Handlung zweimal überlegen, die es in eine Position brächte, aus der kein ehrenvoller Rückzug mehr möglich wäre. Als Österreich im folgenden Jahre sein unheilschwangeres Ultimatum in Belgrad überreichte, führte Sazonoff nahezu dieselbe Sprache. Er erklärte, die Situation könnte nur durch eine Kundgebung unserer vollständigen Solidarität mit Frankreich und Rußland gerettet werden. Es war damals zu spät, denn nichts, was wir hätten sagen oder tun können, würde den Krieg verhindert haben; doch bleibt die Frage strittig, ob eine frühere Umwandlung der Tripleentente in eine formelle Allianz einen Einfluß auf Deutschlands Haltung ausgeübt hätte. Der Zar nahm in dieser Frage denselben Standpunkt ein wie Sazonoff und meinte, die Tatsache, daß wir nicht Rußlands Verbündete seien, hindere uns, ihm dieselbe wirksame Unterstützung angedeihen zu lassen wie Frankreich. Obgleich er wisse, wie schwierig es für Seiner Majestät Regierung sei, einen solchen Schritt zu tun, könne er doch die Besorgnis nicht verstehen, mit der solch ein Bündnis in England betrachtet werde. Es würde auf einen rein defensiven Charakter beschränkt bleiben und uns kein größeres Kriegsrisiko als gegenwärtig aufbürden. Auf diese Frage zurückkommend, schrieb ich in einem Privatbriefe an Sir Edward Grey folgendes:

„So unausführbar die Idee eines Bündnisses im gegenwärtigen Moment von unserem Standpunkt aus auch wäre, so ist zweifellos ein guter Teil Wahrheit in Sazonoffs Behauptung, Deutschland würde niemals das mit einem solchen Kriege verbundene Risiko auf sich nehmen, wenn es vorher wüßte, daß Frankreich und Rußland auf Englands Unterstützung rechnen könnten. Die Ungewißheit, die in bezug auf unsere Haltung herrscht, befähigt uns gewiß, beide Seiten im Interesse der Erhaltung des Friedens zu beeinflussen, setzt aber die Tripleentente bei den Verhandlungen mit dem Dreibund in Nachteil. Sollte unglücklicherweise jemals Krieg ausbrechen, so würde es für uns fast unmöglich sein, nicht daran teilzunehmen."

Was aber den Weg zu einem englisch-russischen Bündnis wirklich ver-

stellte, war der Umstand, daß die englische öffentliche Meinung einem solchen nicht zugestimmt hätte.

Der Dreibund war auch in anderer Hinsicht in einer besseren Lage als die Tripleentente. Seine Mitglieder erhielten ihre Weisungen im allgemeinen aus Berlin, wogegen vor jedem wichtigeren Schritte der Tripleententemächte soviel Zeit auf Vorbesprechungen verloren ging, daß der psychologische Moment oft schon verpaßt war, wenn endlich die erwünschte Formel gefunden war, oder die Lage sich derart verschoben hatte, daß die beabsichtigte Maßnahme abgeändert werden mußte. Einheit des Kommandos ist in der Diplomatie oft ebenso notwendig wie bei der Führung militärischer Operationen, und während der Balkankriege sowie später während des großen Krieges war die Ententediplomatie häufig durch geteilte Ansichten behindert, während die Politik des Dreibundes durch sein bedeutendstes Mitglied bestimmt wurde. Außerdem war die Richtung dieser Politik — ob sie nun zum Guten oder Bösen führte — nicht durch Meinungsverschiedenheiten der Kabinettsmitglieder gestört, wie es bei uns zuweilen der Fall war. Lehrreich ist in dieser Hinsicht folgende kleine Geschichte: Ich war im Sommer 1912 — glaube ich — von Mr. und Mrs. Asquith zu einem Lunch geladen, der zu Ehren des neuernannten deutschen Botschafters Baron Marschall von Bieberstein und seiner Gemahlin auf Nr. 10 gegeben wurde. Nachdem sich die anderen Gäste verabschiedet hatten, zeigte unsere Gastgeberin den Marschalls und mir den Sitzungssaal des Kabinettsrates. Die Botschafterin sah den langen grünen Tisch von etwa zwanzig Sesseln umgeben und fragte: „Wieviele Minister sind in dem Kabinett?“ Mrs. Asquith antwortete und fragte dann: „Und wieviele haben Sie in Berlin?“ „Einen“, war die kurze Antwort.

Im Frühling wurde mir ein Postenwechsel angeboten. Das russische Klima und die Anstrengungen einer so verantwortungsreichen Arbeit hatten meine Gesundheit ernstlich erschüttert. Ende April schrieb mir Sir Edward Grey, der immer einer der rücksichtsvollsten Vorgesetzten war, folgenden Brief:

Foreign Office, 27. April 1913.

Mein lieber Buchanan!

Wachsende physische Schwäche Cartwrights wird es unmöglich machen, seine Bestallung in Wien, die mit November abläuft, zu erneuern.

Ich weiß, daß Ihre Gesundheit in St. Petersburg gelitten hat, und würde, wenn Sie wirklich einen Wechsel notwendig halten, Sie für Wien vorschlagen.

Gleichzeitig möchte ich Ihnen offen sagen, daß ich es im öffentlichen Interesse nicht für gut erachtete, wenn Sie St. Petersburg verließen, außer Ihre Gesundheit verlangt es. Sie haben Ihre Arbeit dort so gut gemacht, daß ich jeden Wechsel bedauern würde. Wer immer Ihr Nachfolger würde, er brauchte eine gewisse Zeit, um sich die Position zu schaffen, die Sie sich zu erringen wußten. Kurz, ich ließe Sie gerne in St. Petersburg!

Wenn aber St. Petersburg wirklich Ihrer Gesundheit schadet, würde ich es nicht für gerecht halten, daß der Wiener Posten besetzt wird, ohne daß ich Sie gefragt habe, ob Sie ihn nicht für sich wünschen. Wenn Sie glauben, Sie können in St. Petersburg bleiben, würde ich nicht nur befriedigt, sondern erleichtert sein. Ihr gez. E. Grey.

Das Anerbieten war ein sehr verlockendes. Im Begriff, auf Urlaub nach England zu gehen, bat ich um Bedenkzeit. Am Tage nach meiner Ankunft in London wurde ich vom König in Audienz empfangen. Da Seine Majestät gnädig das Anerbieten wiederholte, nahm ich es im Prinzip an. Am folgenden Tage mußte ich aber Sir Grey gestehen, daß mein Arzt, den ich am Vormittag konsultiert hatte, der Meinung war, ich könnte ohne ernstliche Schädigung meiner Gesundheit weitere zwei Jahre in Petersburg bleiben. Darauf schlug mir Sir Edward vor, dort zu bleiben und mit Sir Maurice Bunsen, der nach Wien ging, zu tauschen, falls ich vor Ablauf der zwei Jahre krank würde. Andernfalls sollte ich, wenn ich die zwei Jahre durchzuhalten vermöchte, nach Ablauf der Amtsdauer Sir E. Goschens als dessen Nachfolger Botschafter in Berlin werden. Ich stimmte bei und blieb in der Tat durch weitere fünf Jahre in St. Petersburg. Dazu wäre ich indessen nicht imstande gewesen, wäre nicht rechtzeitig entdeckt worden, daß die Neuralgien und anderen Beschwerden, an denen ich gelitten, durch Pyorrhoe verursacht wurden. Dank der geschickten Behandlung meines Freundes Sir Kennet Goadby wurde ich diese hinterlistige Krankheit wieder los und war imstande, die vier anstrengenden, arbeitsreichen Kriegsjahre auszuhalten, ohne auch nur einmal heimzureisen. Nach Beendigung des ersten Balkankrieges war Sir Edward Grey so liebenswürdig, mich für das Großkreuz des St. Michael- und St. Georgs-Ordens in Vorschlag zu bringen.

Doch zurück zu ernsteren Dingen!

Der Londoner Vertrag hatte den Frieden mit der Türkei wieder hergestellt, aber nicht die Balkankrise beendet, die nur von einer gefährlichen Phase in die andere geriet. Die Sieger stritten fleißig wegen der Teilung der Beute. Da sich im Vertrage von 1913 sowohl Serbien als auch Bulgarien verpflichtet hatten, bei jeder Streitigkeit, die sich bei Auslegung der Bedingungen ergeben würde, Rußlands Entscheidung anzurufen, forderte Sazonoff die beiden Regierungen auf, diese Verpflichtung einzuhalten. Er wußte, daß Serbien einen nur auf die strikte Auslegung dieses Vertrages gegründeten Schiedsspruch nicht annehmen würde, da in diesem Fall das Urteil zu Bulgariens Gunsten ausfallen mußte. Er bemühte sich daher, Bulgarien trotz Anerkennung seiner ethnographisch und historisch begründeten Ansprüche zu einigen Konzessionen zu bewegen. Als von keiner der beiden Regierungen eine befriedigende Antwort kam, gab der Zar anfangs Juni in einem sehr eindringlichen Telegramm an die Könige von Serbien und Bulgarien seinem Erstaunen Ausdruck, daß sein Vorschlag einer Konferenz der vier verbündeten Premierminister in St. Petersburg bisher wirkungslos geblieben sei. Er warnte sie vor einem Bruderkrieg, bei dem sich Rußland unbekümmert um den Ausgang volle Aktionsfreiheit vorbehalten würde. König Peters Antwort war mehr oder minder zufriedenstellend, obgleich sie dabei beharrte, daß Serbiens Forderungen nicht auf die Abmachungen des Vertrages von 1912 beschränkt bleiben könnten. König Ferdinand aber bemerkte bloß, daß er bereits Rußlands Schiedsspruch angerufen habe und daß Serbien sich bemühe, Bulgarien um die Früchte seiner Siege zu bringen. Am 25. Juni benachrichtigte der bulgarische Gesandte Herrn Sazonoff, seine Regierung könnte nur einen Schiedsspruch auf Grund des Vertrages von 1912 an-

nehmen und hätte überdies beschlossen, ihren Gesandten von Belgrad abzuberufen. Da dies in St. Petersburg als gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung und als Verrat an der slawischen Sache angesehen wurde, kündigte Rußland in aller Form den Vertrag von 1902, in dem es die Unverletzlichkeit Bulgariens gegen einen Angriff Rumäniens garantiert hatte. Einige Tage später nahm die bulgarische Regierung Rußland als Schiedsrichter an, ohne auf ihren früheren Bedingungen zu bestehen, doch wurde im letzten Augenblicke die Abreise ihrer Delegierten nach St. Petersburg rückgängig gemacht. Am 29. Juni gab General Savoff Befehl zur Vorrückung auf der ganzen Linie.

In russischen militärischen Kreisen überwog zuerst die Ansicht, Bulgarien sei stark genug, die vereinigten Armeen der Griechen und Serben zu schlagen. Obgleich ein solcher Ausgang den Vorteil gehabt hätte, die Gefahr einer Intervention Österreichs auszuschließen, wurde die Aussicht auf ein zu mächtiges Bulgarien mit einer gewissen Besorgnis betrachtet, die begreiflicherweise durch seine vollkommene Mißachtung der russischen Wünsche und Ratschläge noch verstärkt wurde. Sowohl der Zar als auch Sazonoff hatten überdies dem Prinzen Nikolaus von Griechenland Gehör geschenkt. Dieser war eigens nach St. Petersburg gekommen, um Rußland zu veranlassen, seinen Einfluß für ein Eingreifen Rumäniens im kommenden Kriege geltend zu machen. Die Bitte um Unterstützung, die Bulgarien jetzt an Rußland richtete, traf daher taube Ohren, und, ferne davon, Rumänien zurückzuhalten, ermutigte Rußland es indirekt zum Feldzuge. Zwischen dem Zaren und König Carol wurden freundschaftliche Botschaften gewechselt, in denen die Gemeinsamkeit der Interessen Rußlands und Rumäniens betont wurde. Mag Rußland auch anfangs durch die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens in diese Richtung gedrängt worden sein, so lag ihm doch die Idee nicht fern, Österreich durch die Loslösung Rumäniens vom Dreibunde schachmatt zu setzen und Bulgarien zu verhindern, seine Vorherrschaft am Balkan aufzurichten. Es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, Rumäniens Aktion auf die Besetzung der Linie Turtukai—Baltschik zu beschränken. Der rumänische Vormarsch auf Sofia beraubte Bulgarien jeder Möglichkeit, sein anfängliches Mißgeschick wettzumachen. Nach den Bestimmungen des Vertrages von Bukarest, der am 10. August 1913 unterzeichnet wurde, mußte es die Teilung Mazedoniens zwischen Serbien und Griechenland mit ansehen und Rumänien einige achttausend Quadratkilometer an Gebiet abtreten.

Der ursprüngliche Gedanke der russischen Regierung war folgender gewesen: Den Kriegführenden sollte wohl erlaubt sein, ihren eigenen Friedensvertrag aufzusetzen, dieser Vertrag jedoch einer Revision durch die Großmächte unterworfen werden. Alle Revisionsideen wurden aber nach der Veröffentlichung des Telegramms fallen gelassen, in dem Kaiser Wilhelm den König Carol zu den Erfolgen seiner weisen Politik beglückwünschte.

Mittlerweile hatte die Türkei, dem Beispiele Rumäniens folgend, ihre Truppen über die Linie Enos—Midia vorgeschoben und Adrianopel besetzt. Rußland protestierte sofort und erklärte der Pforte, es könne nicht erlauben, daß eine befreite christliche Bevölkerung wieder unter ottomanische Herrschaft käme. Es war jedoch um so weniger geneigt, diesen Einspruch durch eine militärische Aktion zu unterstützen, als es vom Standpunkt seiner

materiellen Interessen gegen ein Verbleiben Adrianopels in türkischen Händen nichts einzuwenden hatte. Anders war es, als die Türkei einen Schritt weiter ging und ihre Truppen die Maritza überschreiten ließ. Da wurde Sazonoff sofort vom Zaren ermächtigt, den russischen Botschafter in Konstantinopel abzuberufen und mit seinen Kollegen die weiteren Maßnahmen zu vereinbaren, die Rußland ergreifen sollte. Dieses Mal war es Rußland wirklich ernst. Hätte die türkische Regierung nicht nachgegeben und ihre Truppen nicht über die Maritza zurückgenommen, so wäre den Befehlen des Zaren Nachdruck verliehen worden. Als Ergebnis der nachfolgenden Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei bekam diese den größeren Teil von Thrazien zurück, das Bulgarien ungefähr sechs Monate besetzt gehalten hatte.

Der Ausbruch des zweiten Balkankrieges hatte eine ganz neue Situation geschaffen und — nicht zum erstenmale — gezeigt, wie wenig Respekt man in Sofia und Belgrad vor Befehlen aus Petersburg hatte. Berauscht durch ihre Siege und an einer akuten Form von Größenwahn leidend, waren die Balkanverbündeten entschlossen, alle Gebiete zu behalten, die ihre Armeen der Türkei entrissen hatten. Bulgarien hatte die Hauptlast des Krieges getragen. Es hatte an der Ostfront dem Gros der türkischen Armee entgegenzutreten gehabt, daher überschritten seine Verluste an Toten und Verwundeten bei weitem die seiner Verbündeten. Auf Grund seiner Siege wollte es die große und fruchtbare Provinz Thrazien annektieren. An eine solche Gebietserweiterung gegen Osten hatte man nie gedacht, als Bulgarien und Serbien im Jahre 1912 ihre Einflußsphären abgrenzten. Griechenland und Serbien behaupteten daher, daß Bulgarien auf seine Vertragsrechte zugunsten seiner Verbündeten verzichten müßte. Es seien ihre Armeen gewesen, die Mazedonien vom türkischen Joche befreit hätten und Serbien würde überdies durch die beabsichtigte Schöpfung eines autonomen Albanien gewisser ihm zuerkannter Distrikte beraubt werden. Sie vergaßen indessen, die Tatsache in Rechnung zu stellen, daß Bulgarien seit dem kurzlebigen Frieden von San Stefano seine Augen beständig auf Mazedonien als auf sein rechtmäßiges Erbe gerichtet und während der Zwischenjahre nach und nach seine Stellung in dieser Provinz befestigt hatte. Bulgarien anderseits war übel genug beraten, als es auf der strikten Durchführung des Vertrages von 1912 bestand und sich weigerte, Konzessionen zu machen, die unter den veränderten Umständen nur vernünftig gewesen wären. War doch auch der erste Balkankrieg entgegen den Wünschen seiner Verbündeten ungebührlich verlängert worden, um Bulgariens territoriale Ambitionen zu befriedigen! Überdies betrachtete Bulgarien die zwischen Griechenland und Serbien abgeschlossene Militärkonvention als eine direkte Herausforderung, in der Absicht ersonnen, es zum Verzicht auf den langbegehrten Preis zu bringen. Zum Schluß machte es noch den ungeheuren, groben Fehler, sich durch den Angriff auf Serbien in den Augen der zivilisierten Welt ins Unrecht zu setzen. Nach der Art und Weise, in der Bulgarien Rußlands Rat verworfen hatte, war es nur natürlich, daß dessen Sympathien auf Serbiens Seite waren, aber mit der Ermutigung Rumäniens, in den Streit einzugreifen, steuerte Rußland einen Kurs, der — wie ich Sazonoff damals auch sagte —

viele Gefahren für die Zukunft barg. Wenn auch Bulgarien, wie ich bereitwillig zugebe, für die Eröffnung der Feindseligkeiten verantwortlich war, konnte doch Griechenland und Serbien nicht von dem Vorwurfe absichtlicher Provokation freigesprochen werden. Prinz Nikolaus von Griechenland hatte mich während seines Besuches in Petersburg gedrängt, meine Regierung zu überreden, all ihren Einfluß zu gebrauchen, nicht nur Rumänien, sondern sogar auch die Türkei in den Krieg zu ziehen, den er als unmittelbar bevorstehend erachtete. Die Tatsache, daß Griechenland, das im ersten Balkankriege ohne die Siege der Bulgaren über die Türken eine gar traurige Rolle gespielt hätte, bereit war, den alten Feind der Balkanchristen zur Vernichtung seines früheren Verbündeten einzuladen, ist bezeichnend für den skrupellosen allgemeinen Hang nach Vergrößerung, der den zweiten Balkankrieg heraufbeschwor. Aber nicht aus solchen ethischen Gründen, sondern aus Erwägungen jener Art, welche die Deutschen „Realpolitik" nennen, riet ich Sazonoff ab, auf Prinz Nikolaus zu hören. Bulgarien war trotz seiner schweren Verluste im ersten Balkankriege noch immer ein wichtiger Faktor auf dem Balkan, während weder auf Rumäniens noch auf Griechenlands Unterstützung für Serbien zu rechnen war, wenn dieses einmal von Österreich angegriffen werden sollte. Unternähmen wir, führte ich aus, je einen Schritt, der uns Bulgarien für alle Zeiten entfremdete und es in die Arme des Dreibundes triebe, so würde die Barrière niederbrechen, die Rußland mit soviel Mühe gegen den österreichisch-deutschen „Drang nach dem Osten" errichtet habe.

Der Vertrag von Bukarest wurde von Kaiser Wilhelm aus guten Gründen mit Befriedigung begrüßt. Dieser Vertrag warf alles um, was der erste Balkankrieg aufgebaut hatte und schuf eine Situation, die Deutschland bei Ausbruch des großen Krieges zugute kam. Nach seiner Unterzeichnung soll König Ferdinand gesagt haben: ‚*Ma vengeance sera terrible*!' — und er hielt sein Wort!

Während des größeren Teiles des Herbstes 1913 war ich auf Krankheitsurlaub. Ich fand gegen Ende des Jahres, bei meiner Rückkehr nach St. Petersburg, die russische Regierung sehr aufgeregt vor, sowohl wegen der Ernennung des Generals Liman von Sanders zum Kommandanten des türkischen Armeekorps in Konstantinopel als auch wegen der Berufung einer großen Zahl deutscher Offiziere auf führende Posten der ottomanischen Armee. Die russische Regierung meinte, daß eine solche Ernennung Konstantinopel und den Schlüssel zu den Meerengen einem deutschen General in die Hände gäbe. Wir hatten Rußland unsere diplomatische Unterstützung in dieser Frage zugesagt, doch wurden die Vorstellungen, die von den Botschaftern der Tripleentente hätten erhoben werden sollen, auf sein Ersuchen noch eine Zeitlang hinausgeschoben. Tatsächlich wurden wir erst gebeten, in Aktion zu treten, als ein den General von Sanders zu dem in Frage stehenden Kommando berufender kaiserlicher Irade erschienen war. Inzwischen eingeholte Informationen gaben uns Grund zur Annahme, daß der Wichtigkeit dieses Kommandos übertriebene Bedeutung beigemessen werde. Wir waren außerdem dadurch ernstlich behindert, daß der Kommandant der türkischen Flotte ein britischer Admiral war, worauf auch die deutsche Regierung nach-

drücklichst hinwies. Wir waren daher nicht geneigt, ganz so weit zu gehen, wie Herr Sazonoff anfänglich wünschte. Die an Sir Louis Mallet gesandten Instruktionen mußten folglich abgeschwächt werden. Als Sazonoff davon hörte, gab er seiner lebhaften Enttäuschung Ausdruck. Seiner Meinung nach war dies die erste Rußlands Interessen ernstlich berührende Frage, derentwegen es sich um Unterstützung an England gewendet hätte, und deshalb ein Prüfstein für die Tripleentente. Die Entente, drängte er, sei eine stärkere Mächtegruppe als der Dreibund. Wenn Großbritannien, Frankreich und Rußland die Türkei merken ließen, daß es ihnen ernst sei, würde letztere nachgeben und Deutschland nichts tun. Anstatt aber fest zusammenzuhalten, verrate die Entente immer ihre nervöse Angst vor dem Kriege; sie würde eines Tages erkennen, daß sie so selbst den Krieg heraufbeschworen hätte. In dieser Ansicht war ein Körnchen Wahrheit. Während der Balkankriege hatte sich Rußland mehr als einmal aus Positionen zurückziehen müssen, die es etwas übereilt eingenommen hatte. Die Ansicht, es würde niemals Krieg führen, war in Konstantinopel so fest eingewurzelt, daß sogar die Türken dem deutschen Botschafter sagten, er möge keine Besorgnisse wegen einer russischen Aktion hegen. Sazonoff hatte indessen unrecht, wenn er zu verstehen gab, die Tripleentente hätte bei dieser Gelegenheit einen Fehler gemacht, denn Sir Edward Grey hatte wieder erfolgreich den Vermittler gespielt und den vielen Diensten, die er Rußland und Europa in der Friedensfrage geleistet hatte, einen neuen hinzugefügt. Es war, wie Sazonoff selbst später dankbar anerkannte, Greys ernster Aussprache mit dem Fürsten Lichnowsky zu danken, daß schließlich eine Verständigung zustande kam, nach der General Liman von Sanders das Kommando des Konstantinopler Armeekorps niederlegte, allerdings aber zum türkischen Feldmarschall ernannt wurde und Führer der deutschen Militärmission blieb.

KAPITEL XII

1910–1914

Ich habe im vorstehenden ausschließlich die Frage behandelt, die Rußlands internationale Position und seine Beziehungen zu den fremden Mächten berührten. Ehe ich jedoch fortfahre und mich auf einen Überblick auf das schicksalsschwere Jahr einlasse, das den Ausbruch eines Weltkrieges sah, muß ich der inneren Lage des Zarenreiches einige Zeilen widmen.

Als ich Ende des Jahres 1910 nach Rußland kam, war eine politische Unruhe hauptsächlich unter den Studenten der Universitäten und anderen Hochschulen zu bemerken. An vielen von diesen waren Streiks ausgebrochen und Vorlesungen aufgehoben worden. Man hatte bei diesen Gelegenheiten zur Anwendung von giftigen Gasen und sonstigen terroristischen Mitteln gegriffen, um Studenten, die ihre Studien fortsetzen wollten, am Erscheinen zu hindern. Anderseits waren von der Regierung strenge Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung getroffen worden. Aber die Professoren hielten ihre Vorlesungen unter dem Schutz der Polizei in der Regel vor leeren Bänken. Gelegentlich eines Gespräches, das ich anfangs März mit Herrn Stolypin hatte, teilte mir dieser mit, daß die Regierung die Selbstverwaltung der Universitäten nicht aufgehoben, sondern in allen rein administrativen Fragen unberührt gelassen habe. Sie könne indessen nicht einer Anzahl heißköpfiger Jungen das keiner anderen Klasse von russischen Untertanen gewährte Recht zuerkennen, ohne Erlaubnis der kompetenten Behörden politische Versammlungen abzuhalten, oder eine Rückkehr zu den Verhältnissen von 1905 zulassen, wo ein Professor eine Vorlesung über die Anfertigung von Bomben gehalten hätte. Nach Stolypin wollten weder die Bauern noch die Armee mehr etwas von revolutionärer Propaganda hören, so daß die Universitäten eigentlich das einzige Feld für die Betätigung der Komitees in Paris und anderen Städten blieben, die eine neue Erhebung zu organisieren trachteten. Sobald der Streik seinen Zweck erreicht hatte, die Öffentlichkeit auf die Zustände in russischen Erziehungsinstituten aufmerksam zu machen, wurde er abgebrochen. Die disziplinären Maßnahmen der Regierung und die Ausweisung einiger Studenten und mehrerer Professoren hatten indessen die Feindseligkeit erhöht, mit der viele Mitglieder der Duma die Politik der Regierung beobachteten. Während der Budgetdebatte wurde die gewohnheitsmäßige Zuflucht der Regierung zu Ausnahmegesetzen und ihr System administrativer Verbannungen in heftigen Reden verdammt. Während einer Reichsratsdebatte über eine Vorlage betreffend die Lokalregierungen für die sechs westlichen Provinzen wurde die Regierung von ganz unerwarteter Seite angegriffen und in die Minorität gedrängt. Ziel dieser

Vorlage war, den Einfluß der großen polnischen Grundbesitzer zu beschränken. Um dies zu erreichen, war vorgeschlagen worden, daß die Wahl der Abgeordneten der Grundbesitzerklasse für den Bezirks- und Landrat in zwei Kurien stattfinden solle, einer russischen und einer polnischen, und die Zahl der zu wählenden polnischen Mitglieder durch Gesetz zu bestimmen sei. Tatsächlich verkörperte die Vorlage den nationalen Gedanken, der seit langen Jahren Grundprinzip der Regierungspolitik war. Es mag daher erwartet worden sein, daß er den Rechtsparteien genehm sein würde, die unermüdlich für den Grundsatz eingetreten waren: „Rußland für die Russen". Diese hatten indessen schon seit geraumer Zeit nach einer passenden Gelegenheit gesucht, Stolypin zu Fall zu bringen. Einer von Trepoff und Durnovo geführten Kabale gelang es, die Regierungsvorlage mit einer Majorität von 24 Stimmen zu werfen. Am folgenden Tage, 18. März, bot Stolypin seine Demission an. Man glaubte einen Augenblick, der Zar hätte sie angenommen. Doch wurde dank der Intervention der Kaiserin-Witwe eine Ministerkrise abgewendet. Stolypin zog sein Demissionsgesuch zurück. Zwei Tage später veröffentlichte das Amtsblatt einen kaiserlichen Ukas, der kraft Artikel XCIX der Staatsgrundgesetze die Sitzungen der Duma und des Reichsrates für drei Tage vertagte. Zur selben Zeit wurde bekannt, daß Trepoff und Durnovo, den Führern des Angriffes auf Stolypins Vorlage, ein Urlaub vom 1. bis 14. Januar bewilligt worden sei. Diese Stolypin gegebene persönliche Genugtuung wurde nur wenig kritisiert, außer seitens der Freunde jener zwei Herren. Anders dagegen war es hinsichtlich des Ukas, der die Sitzungen der zwei Kammern vertagte. Der Sinn dieses Ukas war, die Regierung instand zu setzen, das Gesetz über die Regierung der Westprovinzen durch Verwaltungsdekret gemäß Artikel LXXXVII der Staatsgrundgesetze in Kraft treten zu lassen. Nach diesem konnte die Regierung solche Dekrete im Dringlichkeitsfalle kundmachen, wenn die Duma nicht tagte. Wie allgemein erwartet, wurde obengenanntes Gesetz sofort in der von der Duma abgelehnten Form durch einen kaiserlichen Ukas promulgiert und — wie man gleichfalls vorausgesehen hatte — legte darauf der Oktobristenführer Gutschkoff seine Stelle als Dumapräsident nieder. Sein Nachfolger wurde Rodzianko. Die Preßorgane der Regierung verteidigten Stolypins Maßnahme mit der Begründung, das Recht zu bestimmen, ob die Verhältnisse normal seien oder nicht, stehe nur der höchsten Behörde zu, nur diese allein könne entscheiden, ob die Verhältnisse eine Anwendung des Artikels LXXXVII der Staatsgrundgesetze rechtfertigten oder nicht. Es kann freilich nicht bestritten werden, daß Stolypin nicht nur einen unkonstitutionellen und unzulässigen Gebrauch von diesem Artikel gemacht, sondern auch einen schweren taktischen Fehler begangen hatte. Wäre er mit der Genugtuung, die ihm durch die Kaltstellung seiner beiden ärgsten Gegner gewährt wurde, zufrieden gewesen, und hätte er geduldig einige Monate zugewartet, bis die Vorlage Gesetz geworden wäre, was bei einer Wiedervorlage in der Duma im normalen konstitutionellen Wege sicher zu gewärtigen war, so hätte er die überwiegende Mehrheit dieses Vertretungskörpers für die Regierung gewonnen. So aber entfremdete er sich in dem Augenblick, wo er der reaktionären Partei im Reichsrate den Fehdehandschuh hingeworfen

hatte, die Sympathien seiner Hauptstützen in der Duma. Er trachtete ganz vergeblich, Gutschkoff und die Oktobristen zu überzeugen, daß er mit seiner Handlungsweise nur die Rechte der Duma verteidigt hätte, deren Gesetzentwurf durch die zweite Kammer verworfen worden sei. Beide Kammern faßten Beschlüsse, in denen sein Vorgehen mißbilligt wurde.

Der Termin von zwei Monaten, innerhalb dessen die Regierung gesetzlich verpflichtet war, jedes durch kaiserlichen Ukas eingeführte Gesetz der Duma zu unterbreiten, lief am 26. Mai ab. Erst an diesem Tage wurde das strittige Gesetz der Kammer vorgelegt, gleichzeitig aber, um die Gefahr einer Ablehnung zu vermeiden, die Duma bis zum Herbst vertagt. Es wäre zweifellos der große Zankapfel der Herbstsession geworden, hätte sich nicht inzwischen die bedauernswerte Tragödie abgespielt, die Stolypin vom Schauplatz verschwinden ließ.

Am 9. September verließ der Zar mit der kaiserlichen Familie Peterhof, um in Kiew ein Denkmal Alexanders II. zu enthüllen. Am Abend des 14. wohnte der Zar mit den jungen Großfürstinnen einer Galavorstellung im Opernhause bei. Der Ministerpräsident und einige seiner Kollegen, die im Gefolge waren, nahmen Plätze in der ersten Reihe der Sperrsitze ein. Während des zweiten Zwischenaktes stand Stolypin mit dem Rücken zum Orchester. Er betrachtete das Publikum und sprach mit einem Kollegen, als sich ihm ein junger Mann im Abendanzug, durch den schmalen Gang zwischen den Sperrsitzen vom rückwärtigen Raum des Hauses herkommend, näherte. Stolypin scheint ihn angesehen zu haben, als ob er nach seinem Begehren fragen wollte, da zog der junge Mann einen Revolver und feuerte aus nächster Nähe zweimal auf den Minister. Es folgte eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung, während der es dem Mörder beinahe gelungen wäre, zu entkommen. Der Zar, der sofort an seine Logenbrüstung trat, wurde enthusiastisch akklamiert, und auf Verlangen des Publikums wurde die Nationalhymne vom gesamten Opernensemble auf der Bühne kniend gesungen. Stolypin wurde in einem Krankenwagen in das nächste Spital gebracht, wo er vier Tage später starb. Der Mörder, ein getaufter Jude namens Madko Bogrov, war in den Jahren 1906 und 1907 Mitglied des revolutionären Komitees der Studentenvertreter und als solches mehr als einmal auf kurze Zeit eingekerkert gewesen. Er war, wie der berühmte Azeff, gleichzeitig Agent der Geheimpolizei, deren Vertrauen er sich durch den Verrat einiger Gesinnungsgenossen erschlichen hatte. Anscheinend hatte Bogrov bei einem verheirateten Bruder in St. Petersburg gelebt und war erst einen Tag vor seinem Verbrechen in Kiew angekommen. Er hatte sofort Oberstleutnant Kuliabko, den Chef der Geheimpolizei in dieser Stadt, besucht, und ihm mitgeteilt, das St. Petersburger Komitee der Sozialrevolutionäre hätte beschlossen, den Ministerpräsidenten und den Unterrichtsminister zu töten, und wolle sich dazu einer Frau namens Nina Alexandrowna und eines Mannes, der unter dem Namen Nikolaus bekannt sei, bedienen. Oberstleutnant Kuliabko vertraute den Worten Bogrovs und betraute ihn sogar mit der Aufgabe, über Stolypins Sicherheit zu wachen und die Verhaftung der Leute zu veranlassen, die den Mord beabsichtigten. Zur selben Zeit hatte er Stolypins Sekretär vor dem Komplott gewarnt, hinzufügend, daß alle notwendigen

Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Kiew war als Treibhaus der revolutionären Bewegung, in der stets Juden eine hervorragende Rolle spielten, bekannt. Man erzählte sich, der Gouverneur hätte einen Befehl erlassen, demzufolge keinem Juden der Eintritt in das Theater zu gestatten war. Trotzdem wurde Bogrov ein Paß gegeben und er nicht einmal einer Leibesvisitation nach Waffen unterzogen. Wenn man bedenkt, daß die weitestgehenden Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, um jeder verdächtigen Person den Eintritt zu verwehren, so scheint es unglaublich, daß Kuliabko gerade Bogrov nicht überwachen ließ und daß er dem Wort eines Mannes unbedingtes Vertrauen schenkte, dessen einstige enge Beziehung zur revolutionären Partei er kennen mußte.

Stolypin war im Juli 1906 Ministerpräsident geworden, zu einer Zeit also, da Rußland noch in den Krämpfen der Revolution lag und ein konstitutionelles Regieren infolge der Unversöhnlichkeit der Kadetten und der Parteien der äußersten Linken fast unmöglich war. Obgleich er den kaiserlichen Ukas in Kraft setzte, welcher die erste Duma auflöste, war er nicht derjenige gewesen, auf dessen Rat ihn der Zar unterschrieben hatte. In seinen in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlichten „Souvenirs de mon Ministère" erzählt uns der verstorbene Iswolsky, daß Stolypin, damals Minister des Innern, für eine Koalitionsregierung gewesen sei, in der sowohl die Duma als auch der Reichsrat ausreichend vertreten sein sollten. Ministerpräsident Goremykin, der anscheinend von den Pourparlers gehört hatte, die schon mit einigen führenden Mitgliedern der Duma begonnen hatten, teilte plötzlich seinen Kollegen seine Absicht mit, einen diese Versammlung auflösenden Ukas zur kaiserlichen Unterschrift zu unterbreiten. Er bat sie, ihn am nächsten Abend nach seiner Rückkehr von der Audienz treffen zu wollen und überraschte sie dann durch die Nachricht, daß er den kaiserlichen Ukas gezeichnet zurückbrächte, der Zar aber geruht habe, ihn von seinem Posten zu entheben und Stolypin mit seiner Nachfolge zu betrauen. Dieser Schritt, vom Zaren in der Hoffnung unternommen, den schlechten Eindruck abzuschwächen, den eine Auflösung der Duma hervorrufen mußte, erbitterte nur alle Parteien gleichmäßig. Die Reaktionäre waren unwillig über Goremykins unvermittelte Entlassung, während die Liberalen aller Schattierungen in der Auflösung der Duma den ersten Schritt zur Beseitigung der Verfassungsurkunde von 1905 sahen. In einer Krise, wie sie Rußland damals durchmachte, hatte Stolypin keine andere Wahl, als sich dem vom Zaren erteilten Auftrage zu unterziehen, obgleich er die Auflösung der Duma bedeutete. Der Auflösung folgten sofort erneute Anstrengungen der Kadetten und ihrer Verbündeten, Unordnung hervorzurufen. Aus dieser Zeit stammt auch die Proklamation von Viborg, mit der das Volk aufgefordert wurde, die Militärdienstleistung und die Steuerzahlungen zu verweigern. Die Bauern wurden zu Agrarunruhen aufgehetzt, die Häuser der Grundbesitzer geplündert und niedergebrannt, terroristische Verbrechen folgten einander in rascher Folge, und schließlich wurden Stolypins Sommersitz in die Luft gesprengt, seine Tochter auf Lebenszeit verstümmelt und ungefähr fünfzig Personen getötet oder verwundet.

Die zweite Duma, die im Frühling 1903 zusammentrat, war gemäßigter

als die erste, doch die revolutionären Lehren, welche die Sozialdemokraten predigten, zwangen Stolypin, die Kammer um ihre Einwilligung zu einem gerichtlichen Verfahren gegen 55 Mitglieder dieser Partei zu ersuchen. Auf den Versuch der Duma, eine direkte Antwort auf dieses Verlangen durch seine Verweisung vor eine Kommission zu umgehen, erwirkte er vom Zaren einen Ukas, der die Duma auflöste. Stolypin erkannte, daß ihm nur ein Weg offenbliebe: das Wahlrecht einzuschränken. Seine Absicht war, die Vertretung der besten Klassen zu festigen und den Grundbesitzern sowie jenen, bei denen materielle Interessen auf dem Spiele standen, eine Stimmenmehrheit in der Volksvertretung einzuräumen. Ein neues Wahlgesetz mit einschneidenden Änderungen wurde demgemäß mit der Absicht eingeführt, soviel konservative oder gemäßigt liberale Elemente als nur möglich in das Haus zu bringen und die Vertretung aller nichtrussischen Nationalitäten auszuschalten oder zu verringern.

Dieser neue Vorstoß setzte Stolypin dem Vorwurf aus, er habe die Duma des Charakters einer Volksvertretung entkleidet. Seine Ankläger waren eben geneigt, die Schwierigkeiten zu vergessen, denen er gegenüberstand. Einerseits schrie die reaktionäre Partei nach der Abschaffung jeglicher Form parlamentarischer Einrichtungen mit der Begründung, solche seien erprobt und unbrauchbar befunden worden. Anderseits konnte er nicht hoffen, aus einem ignoranten Bauernvolk, das nach fremdem Lande hungerte und nur an seine persönlichen Interessen dachte, das Material für eine Kammer zu schöpfen, die ihm helfen würde, den Anarchismus auszurotten und gemäßigte, nützliche Reformen auszuarbeiten. In seinem Wunsch, der nationalen Politik, zu deren Vorkämpfer er sich gemacht hatte, Vorschub zu leisten, neigte er sich zu sehr zur Rechten und beging, wie schon erwähnt, den ernsten Fehler, vom Artikel LXXXVII des Staatsgrundgesetzes einen verfassungswidrigen Gebrauch zu machen. Er besaß soviel Selbstvertrauen, eine so eiserne Entschlossenheit, ohne Rücksicht auf eigene Sicherheit und Interessen das zu tun, was er für das Heil seines Landes ansah, daß er gar zu gerne mit starker Hand regierte. Er stützte sich zu sehr auf die Polizei und unterdrückte jeden Ausbruch von Unzufriedenheit, ohne aber deren Ursachen zu beseitigen. Seine Fehler und Irrtümer wurden indessen durch seine Verdienste reichlich aufgewogen. Trotzdem es ihm nicht gelang, die revolutionäre Saat zu zerstören, die unterirdisch fortkeimte, rettete er Rußland vor der Anarchie und dem Chaos. Obgleich er gezwungen war, die wieder zugestandenen Vertretungskörper einzuschränken, bewahrte er sie doch vor dem vollkommenen Untergange, der ihnen einen Augenblick lang drohte. Er war ein guter Patriot und trotz seiner Fehler ein großer Minister. In ihm vereinigte sich ein selten starker Charakter mit einem einfachen, heiteren Wesen, das mich anzog und gewann. Bei meiner Ankunft reichte er mir die Freundeshand, die ich rasch ergriff, und bis zu seinem Todestage war ich in steter Fühlung mit ihm. Er war für geschäftliche Unterhandlungen ein idealer Minister. Frei und offen ging er direkt auf den Kernpunkt der Sache los. Er vergeudete niemals die Zeit mit leeren Worten, was bei einem Manne ungewöhnlich ist, der in einem so hohen Grade die Rednergabe besaß wie er. Wenn er etwas versprach, hielt er es. Sein Tod war nicht nur für sein eigenes

Land, sondern auch für das unsere ein unersetzlicher Verlust; denn wäre sein Leben verschont geblieben und hätte er bei Kriegsausbruch an der Spitze der Regierung gestanden, so wäre viel von dem Unglück verhütet worden, das Rußland seither heimgesucht hat. Seine Agrarreform, die eine unschätzbare Wohltat für die Landbevölkerung bedeutete, war ein großer Erfolg. Die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. hatte den russischen Bauern ihre persönliche Freiheit gegeben, zugleich waren sie mit Land belehnt worden. Die Regierung hatte indessen in dem Wunsche, die Bildung eines agrarischen Proletarierstaates zu verhindern, dieses Land nicht den einzelnen Bauern zuerkannt, sondern es auf die verschiedenen Gemeinden aufgeteilt, um es in einem System allgemeinen Gemeindebesitzes zusammenzuhalten. Jede Gemeinde, „Mir" genannt, verteilte dann das ihr zugewiesene Land an ihre Mitglieder auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf die Grundstücke wieder neu aufgeteilt wurden. Ein solches System war mit den Anforderungen moderner Landwirtschaft unvereinbar, da es die Bauern jedes Ansporns beraubte, den Boden, dessen Pächter sie nur eine Zeitlang waren, zu verbessern. Um nun die Bauern an ihrem Boden persönlich zu interessieren, und in der Absicht, eine konservative Klasse von bäuerlichen Landwirten zu schaffen, führte Stolypin Agrarreformen ein, die den Zweck hatten, das Gemeindeland allmählich in persönlichen Grundbesitz überzuführen. Ferner erleichterte er den Bauern durch die Einrichtung der Bauernbanken den Ankauf von Land, das dem Staate oder den kaiserlichen „Apanages" gehörte. Der Erfolg von Stolypins Agrarpolitik übertraf alle Erwartungen. Zur Zeit seines Todes waren fast neunzehn Millionen Morgen Landes durch die Landkommissionen an einzelne bäuerliche Gutsbesitzer aufgeteilt worden.

Kokovtseff, der Stolypin als Ministerpräsident folgte, war ein Mann ganz anderer Art. Ein Repräsentant des besten Typus altrussischer Beamtenschaft, anständig, arbeitsam und von bemerkenswerter Intelligenz, hatte er als Finanzminister Rußlands finanzielle Position bedeutend verbessert. Es war in hohem Maße seiner fähigen Verwaltung sowie auch der fortschreitenden Entwicklung der russischen Industrie und Agrikultur zu danken, wenn 1914 die ordentlichen Staatseinkünfte, die sich während der vorhergehenden Jahre rasch erhöht hatten, auf über £ 370000000 eingeschätzt wurden und die Goldreserve auf £ 150000000 stieg. Der einzige ernste Schandfleck im russischen Budget war die Tatsache, daß £ 95000000 der ordentlichen Staatseinkünfte dem Alkoholmonopol der Regierung zu verdanken waren. Kokovtseff stand mit der Duma auf besserem Fuße als sein Vorgänger oder die Mehrzahl seiner Kollegen. Er hatte bei mehr als einer Gelegenheit den Wunsch bewiesen, mit ihr zusammen zu arbeiten. Doch veröffentlichte er knapp nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten eine Erklärung, in der er kundtat, daß Stolypins Politik in ihrer Gänze und unbeeinflußt durch die Handlungen der Terroristen weiter verfolgt werden müsse und von der Abschaffung irgendeiner Regierungseinrichtung nicht die Rede sein könne. In der äußeren Politik war er eine starke Stütze der englisch-russischen Verständigung. Ich hatte eine hohe persönliche Achtung für ihn und unsere offiziellen Beziehungen waren immer die besten. Er besaß

wie Stolypin eine große Beredsamkeit, doch hatte er unglücklicherweise nicht dessen Gabe, seine Wünsche mit wenigen Worten darzulegen, so daß ich mich nach Unterhaltungen mit ihm oft fragte: „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" Auch hatte er nicht Stolypins Befehlshabernatur. Seine Zusicherungen waren nicht so wertvoll, da er nicht immer imstande war, seine Ansichten bei seinen Kollegen durchzusetzen.

Stolypins Ermordung hatte natürlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die ungewöhnlichen und gesetzwidrigen Methoden der Ochrana oder Geheimpolizei gelenkt — diesen dunkelsten aller dunklen Schandflecken des alten Regimes. Obgleich es fast unglaubwürdig klingt, hatte die Regierung tatsächlich die Gewohnheit, Kreaturen von der Art Azeffs anzustellen, die als ihre Agents provocateurs zu Mord und anderen Verbrechen aufreizten und dann ihre arglosen Opfer in die Hände der Polizei lieferten. Sie behielt diese Männer auch noch in ihrem Solde, wenn sie wußte, daß sie aktive Revolutionäre seien, die selbst bei der Ermordung hochgestellter Staatsbeamten eine Rolle gespielt hatten. Während der Herbsttagung der Duma wurde eine durchgreifende Reform der Ochrana dringend, aber vergebens gefordert.

Während des Jahres 1912 war, mit Ausnahme einer Anzahl von Streiks ausgesprochen politischen Charakters, seitens der Revolutionäre keine offene Kundgebung der herrschenden Unzufriedenheit erfolgt. Die Bauern waren mit der Aufgabe beschäftigt, sich die ihnen aus Stolypins Agrarreform erwachsenden Vorteile zu sichern. Nichtsdestoweniger setzten die revolutionären Organisationen ihre unterirdische Arbeit still, aber eifrig und mit dem Ergebnis fort, daß in der Ostsee- und Schwarzes Meer-Flotte wie auch unter den Truppen in Taschkent Meutereien ausbrachen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Im September wurde die dritte Duma nach viereinhalbjährigem Bestande aufgelöst. Die Neuwahlen änderten aber wenig die Zusammensetzung dieser Kammer. Die Oktobristen hielten, wenn sie auch an Zahl etwas eingebüßt hatten, noch immer das Gleichgewicht zwischen den Parteien der Rechten und der Linken, doch hatte sie der fortwährende Aufschub aller Verfassungsreformen so unzufrieden gemacht, daß sie nach und nach gegenüber der Regierung eine selbständigere Haltung annahmen. Der wachsende Ernst der inneren Lage war in der Tat eine der Ursachen, welche die Regierung bestimmten, ihre friedliche Haltung während der Balkankrise nicht aufzugeben.

Im Juni des folgenden Jahres — 1913 — brachte die Duma mit großer Majorität eine Resolution ein, welche die Regierung wegen der Verlängerung des Ausnahmezustandes wie auch wegen des Aufschubs von Verfassungsreformen tadelte. Das fortwährende Hinausschieben dieser Reformen im Verein mit der Härte des von Maklakoff, dem neuen Minister des Innern, verschärften administrativen Regimes hatte die unbemittelten Klassen derart erzürnt, daß, wie Gutschkoff bemerkte, die russische Gesellschaft und das russische Volk wie noch nie zuvor von revolutionärem Geist durchdrungen waren. Die gesetzgeberische Arbeit der Duma wurde fortwährend gestört durch die Verwerfung oder radikale Abänderung ihrer Vorlagen seitens des Reichsrates und dadurch, daß die Regierung ihr keine wichtigen Vorlagen zur Beschlußfassung vorlegte. Um nur ein Beispiel anzuführen: Ein

von der Duma beschlossenes Gesetz über die Reform der Gemeindeverwaltungen in Polen wurde vom Reichsrat dahin abgeändert, daß der Gebrauch der polnischen Sprache in den Gemeinderatssitzungen verboten wurde. Obgleich der Ministerpräsident selbst den Vorschlag unterstützt hatte, den Gebrauch der polnischen Sprache zu erlauben, wurde ihm von den reaktionären Ministern für Justiz und Inneres und dem Prokurator des Heiligen Synods erfolgreicher Widerstand geleistet. Die reaktionäre Partei in der Regierung gewann bald die Oberhand. Während all der folgenden Monate bis zum Kriegsausbruch wurde die Lage immer schlechter. Kokovtseff bekam unvermittelt seinen Abschied und Goremykin, der für die Auflösung der ersten Duma verantwortlich war, wurde noch einmal zum Ministerpräsidenten ernannt. Ein liebenswürdiger, alter, völlig verbrauchter Herr, war er nicht mit der Zeit gegangen. Er sah die Duma noch immer als einen bedeutungslosen Faktor an, den man ruhig ignorieren könne. Die vollendete Geschicklichkeit des geborenen Hofmannes hatte ihn befähigt, sich bei der Zarin beliebt zu machen, obgleich außer seinen ultramonarchistischen Anschauungen nichts für ihn sprach. Die Erinnerung an seine Amtsführung im Jahre 1906 schloß, solange er sich des Vertrauens des Zaren erfreute, jede Hoffnung auf Verfassungsreformen aus. Die Unzufriedenheit wurde allgemein und heftig, Streiks folgten einander in so schneller Folge und nahmen so gefährliche Dimensionen an, daß die Prophezeiung des Deutschen Botschafters, mit der Kriegserklärung würde die Revolution ausbrechen, kaum überraschte.

KAPITEL XIII

1896 – 1914

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln einige meiner Unterredungen mit dem Zaren Nikolaus geschildert, und es ist nun an der Zeit, daß ich einen kurzen Überblick über meine persönlichen Beziehungen zu Seiner Majestät und der kaiserlichen Familie im allgemeinen gebe. Obgleich ich mich augenblicklich nur mit der Vorkriegszeit befasse, werde ich gelegentlich Ereignisse späteren Datums vorwegnehmen oder auf sie hinweisen müssen.

Meine Beziehungen zur kaiserlichen Familie reichen in die Zeit zurück, wo ich — ungefähr siebzehn Jahre vor meiner Ernennung zum Botschafter in St. Petersburg — bei dem Bruder der Zarin, dem Großherzog von Hessen, als Chargé d'affaires beglaubigt war. Prinzessin „Alix" — unter diesem Namen kannte man die Zarin vor ihrer Heirat allgemein — war damals ein schönes, wenn auch scheues und verschlossenes Mädchen. Waren aber einmal die Schranken der Zurückhaltung gefallen, dann wurde man gewahr, wie reizend sie sein konnte. Ihre natürliche Herzensgüte zeigte sich auf mannigfache Weise, in unserem Falle ganz besonders durch die Hilfsbereitschaft, die sie uns mehr als einmal bekundete, wenn wir solcher bedurften. Ihr Gesicht war auffallend schön. Es hatte zuweilen einen traurigen, rührenden Ausdruck, den Koppay lebensgetreu in dem Porträt festhielt, das er bald nach ihrer Hochzeit malte. Es lag etwas darin, was den Gedanken an eine bevorstehende Tragödie erweckte. Ich erinnere mich, dieses Gefühl gehabt zu haben, als ich zuerst einen Kupferstich jenes Bildes sah.

Während eines Besuches Ihrer Majestäten in Darmstadt im Jahre 1896 hatte ich zum ersten Male die Ehre, dem Zaren vorgestellt zu werden. Es war in einem der Zwischenakte während einer Galavorstellung im Hoftheater. Unter gewöhnlichen Umständen würde mich eine solche Vorstellung nicht aufgeregt haben. Aber ich war von Lord Salisbury mit einer etwas delikaten Mission beauftragt worden und fürchtete, mich im Verlaufe einer nur wenige Minuten währenden Unterhaltung meines Auftrages nicht entledigen zu können. Lord Salisbury hatte mit dem Zaren während dessen Besuches in Balmoral über die armenische Frage gesprochen, die gerade eine ihrer gefährlichen Phasen durchlief, und Zar Nikolaus, der noch nach Paris gehen wollte, hatte versprochen, ihm das Ergebnis der Unterredungen, die er über diesen Gegenstand mit den Mitgliedern der französischen Regierung haben sollte, durch unseren Botschafter wissen zu lassen. Da der Zar in seiner Unterhaltung mit Lord Dufferin Armenien nicht erwähnt hatte, war ich beauftragt worden, wenn möglich zu ermitteln, ob es in Paris zu einer Entscheidung gekommen sei. Ich hatte gehofft, den Zaren

durch eine Anspielung auf die Zusammenkunft in Balmoral an sein Versprechen zu erinnern, ohne durch ein initiatives Berühren dieses Themas die Regeln der Hofetikette verletzen zu müssen. Der Zar erwähnte, wie sehr er den Besuch bei der Königin, von der er in den wärmsten Ausdrücken sprach, genossen hätte, fuhr dann fort, über Dinge örtlichen Interesses zu sprechen, und brachte mich durch die Bemerkung, er habe gehört, ich hätte eine reizende Tochter, ganz aus der Fassung. Ich gestehe, daß ich damals meine Tochter verwünschte, denn ihre Erwähnung raubte mir die letzte Aussicht, der Unterhaltung die von mir gewünschte Wendung geben zu können. Ich hatte daher keine andere Wahl, als dem Zaren, da er mich entlassen wollte, gerade heraus zu sagen, Lord Salisbury wäre glücklich zu erfahren, ob und welche Entscheidungen in Paris getroffen worden seien. Zu meiner großen Erleichterung beruhigte mich der Zar sofort durch die Weisung, Lord Salisbury zu benachrichtigen, die kurze Zeit seines Pariser Aufenthaltes sei durch so viele andere Dinge in Anspruch genommen worden, daß er keine Möglichkeit gehabt habe, die armenische Frage mit den französischen Ministern zu besprechen.

Im Herbst des folgenden Jahres verbrachten Zar und Zarin mehrere Wochen mit dem Großherzog und der Großherzogin in Wolfsgarten und wir waren gelegentlich dort oder in den Darmstädter Tennisklub geladen, wo der Zar zuweilen spielte, während die Zarin dabei saß und zuschaute. Der Zar empfing mich auch in Privataudienz und sprach mit mir über die verschiedensten Dinge. Er begann beim Tennis, sprach dann über Jagd, erzählte mir von den Elchen, Hirschen, Auerochsen und wilden Bären, die er kürzlich in Polen erlegt, und erwähnte, daß er an seinem erfolgreichsten Tage 1400 Fasanen geschossen habe. Er fand dies für ganz ausreichend. Als die Unterhaltung mehr ins politische Fahrwasser geriet, machte ich die Bemerkung, daß nach deutschen Pressemeldungen Seiner Majestät Regierung eine weitsichtige macchiavellistische Politik in der Absicht verfolge, einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, während sie in Wirklichkeit weder eine bestimmte Politik habe, noch auch Weitblick an den Tag lege. Der Zar lachte und meinte, einer der Nachteile einer parlamentarischen Regierung sei, daß die Politik der heutigen Regierung von der der morgigen verworfen werden könne. Auf diese Weise komme keine feste Richtlinie für ihre Außenpolitik zustande. Fremde Regierungen könnten daher kein volles Vertrauen in unsere Freundschaft setzen, doch läge es infolge unserer insularen Lage zweifellos in unserem Interesse, volle Aktionsfreiheit zu bewahren und uns von allen Lasten und Gefahren eines Bündnisses fernzuhalten. Anknüpfend an meine Bemerkung über die deutsche Presse sagte der Zar, nichts interessiere ihn mehr, als zu lesen, was man über ihn und seine Regierung denke. Er fragte mich dann nach dem Stand der Dinge an der indischen Grenze. Als ich ihm sagte, die Ordnung würde dort nach und nach wieder hergestellt, fuhr er fort, über unsere Beziehungen in Asien zu sprechen. Er hielt nichts von Pufferstaaten, wenn sie nicht stark und unabhängig wären. Persien mit seiner altersschwachen und bestechlichen Regierung sei zu schwach, die Rolle eines solchen Staates erfolgreich zu spielen. Rußland habe schon so viel Gebiet, als es vertragen könne, und er wünsche

nicht, noch mehr zu bekommen. Er glaube, unsere Beziehungen würden bei weitem freundlicher und befriedigender sein, wenn kein Persien zwischen uns stünde. Er fürchte überdies, die britische öffentliche Meinung sei noch immer nicht geneigt, England und Rußland als Nachbarn zu betrachten, obgleich — wie er mit Freude feststelle — unser altes Mißtrauen gegen sein Reich allmählich schwände. Bis zum Schluß sprach dann der Zar über die Bergwerke von Klondyke und Sibirien, über seine Reise durch dieses Land, dessen Klima und Vegetation. Bei meinem Abschiede von Seiner Majestät ahnte ich nicht, wieviele Audienzen ich in den kommenden Jahren bei ihm noch haben würde und daß ich gelegentlich eine Sprache würde führen müssen, wie sie vor mir ein Botschafter einem Autokraten gegenüber wohl noch nie hatte wagen dürfen.

Jedenfalls wirkte die Tatsache, daß der Zar und die Zarin meine Frau und mich persönlich kannten, sehr zu unseren Gunsten, als wir dann nach St. Petersburg kamen.

Ich hatte, wie ich schon im Kapitel VIII sagte, die Geschäfte der Botschaft in einem Augenblicke übernommen, wo das englisch-russische Einvernehmen infolge der Potsdamer Vereinbarung etwas getrübt war, und machte es mir von allem Anfang an zur Regel, mit dem Zaren vollkommen frei und offen zu sprechen. Dem Zaren war es sehr darum zu tun, das Einvernehmen ungeschmälert zu erhalten. Er würdigte meine Offenheit und beehrte mich mit seinem Vertrauen. Während der folgenden Jahre nahmen meine Beziehungen zu ihm nach und nach einen intimeren Charakter an und ich attachierte mich ihm innig. Seine Majestät hatte eine so bezaubernde Art, daß ich in Audienzen meinte, ich spräche mit einem Freunde und nicht mit dem Zaren. Es bestand — wenn ich es ohne Überhebung so nennen darf — etwas wie gegenseitige Sympathie zwischen uns. Da er wußte, daß ich bei Behandlung der internationalen Fragen von dem Wunsche beseelt war, die englisch-russische Freundschaft zu vertiefen, und in der inneren Politik stets nur sein eigenstes Interesse vor Augen hatte, nahm er mir meine rückhaltlose Sprache niemals übel.

Bei offiziellen Festen, mit Ausnahme des Neujahrsempfanges, sprach der Zar selten mit einem der Botschafter. Er reichte ihnen die Hand, ohne sich in ein Gespräch einzulassen, ging dann von einer Gruppe von Russen zur anderen und sprach, mit wem er gerade wollte. Bei einer Gelegenheit — es war im Jahre 1911 anläßlich eines Diners, das zu Ehren des Königs von Serbien in Peterhof gegeben wurde, — versetzte er mich in eine geradezu peinliche Lage. Ich war eingeladen, um den Prinzen Artur von Connaught, der bei dem Zaren und der Zarin zu Besuch war, zu treffen, und war der einzige anwesende Botschafter. Im letzten Augenblicke jedoch sagte der Zar dem königlichen Prinzen, er möge lieber pirschen gehen, denn das Diner würde ihn nicht unterhalten. Daher gab es keine raison d'être mehr für meine Anwesenheit, und ich erinnere mich, wie der arme Stolypin — der einige Wochen später ermordet wurde — mich fragte, was ich denn „en cette galère" suchte? Nach dem Diner kam einer der Kammerherrn vom Hofe und ersuchte mich, an einer der Langseiten des Raumes, wo der Zar vorbeigehen würde, Aufstellung zu nehmen, denn Seine Majestät würde mich zweifellos sprechen

wollen. Ich tat so, aber Seine Majestät ging, anscheinend ohne mich zu sehen, an mir vorüber. Mein Freund führte mich auf einen andern Platz, der geeignet war, Seiner Majestät Blick auf mich zu ziehen — wieder ergebnislos. Als er aber das Experiment zum dritten Male wiederholen wollte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß der Zar ja stets nach mir senden könne, wenn er mich zu sprechen wünschte, daß ich ihm aber nicht nachlaufen würde. Erst als der Zar sich zurückzog, reichte er mir im Vorübergehen die Hand und wünschte mir eine gute Nacht. Tatsächlich hatte er vergessen, daß ich von ihm zum Diner geladen war, als er Prinz Artur auf die Jagd schickte, und empfand folglich meine Gegenwart einigermaßen als eine Verlegenheit.

Nur einmal hatte ich bei einer öffentlichen Gelegenheit den Mut, mich dem Zaren zu nähern und ihn anzusprechen, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Es war während des Krieges beim Stapellauf eines Schlachtkreuzers. Seine Majestät stand, die Vorbereitungen beobachtend, allein da, ich aber mußte ihm dringend etwas sagen, ging daher auf ihn zu und sprach ihn an. Er empfing mich sehr gnädig und unterhielt sich mit mir bis zum Beginn der Feierlichkeit.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß trotz des althergebrachten Zeremoniells und der traditionellen Etikette des kaiserlichen Hofes Botschafter manchesmal ziemlich anmaßend behandelt wurden. Es war so arg, daß kurz nach meiner Ankunft eine Versammlung der Botschafter einberufen wurde, die den Doyen beauftragte, deshalb Vorstellungen zu erheben.

Nach dem ungeschriebenen Gesetz, das diese Fragen regelt, speist ein Botschafter an der Allerhöchsten Tafel, wenn er zum Diner oder Frühstück in den Palast geladen ist. Als ich daher am Vorabend meiner ersten Audienz eine telephonische Benachrichtigung aus Zarskoje Selo des Inhaltes erhielt, daß ich zum Lunch bleiben sollte, bildete ich mir natürlich ein, ich würde mit der kaiserlichen Familie speisen. Doch ich befand mich im Irrtum. Nach Beendigung meiner Audienz wurde ich zum Frühstück an die Tafel des Gefolges geführt. Ich sagte damals nichts, denn ich dachte, es stünde einem neugebackenen Botschafter nicht wohl an, allzu genau zu sein. Im folgenden Jahre wurde ich nach Zarskoje Selo berufen, um Ihren Majestäten die Mitglieder der kürzlich angekommenen britischen Abordnung vorzustellen, und trotz versuchter Entschuldigung gezwungen, wieder mit dem Gefolge zu frühstücken. Da meine Kollegen und ich beschlossen hatten, solche Einladungen nicht mehr anzunehmen, hielt ich es an der Zeit, zu protestieren. Sobald das Frühstück beendet war, sprach ich daher mit dem Oberst-Zeremonienmeister. Ich sagte ihm, er hätte mich in eine sehr unangenehme Lage versetzt. Ich wäre in meiner amtlichen Eigenschaft als Seiner Majestät Botschafter in den Palast gekommen und er müßte so gut wie ich wissen, daß es unter solchen Umständen gegen alle Regeln der Etikette sei, mich zu einem Frühstücke mit dem Gefolge zu laden. Ich erwartete daher, daß er solche Einladungen in Zukunft nicht wiederholen und mir gleich nach Beendigung meiner Audienzen die Rückkehr nach St. Petersburg ermöglichen würde. Graf Hendrikoff mußte mir recht geben und bei allen späteren Gelegenheiten wurde mir ein Sonderzug zur Verfügung gestellt, der in der Station Zarskoje Selo wartete, bis ich in die Stadt zurückkehren konnte.

Seit dem Ausbruche der Revolution, die dem japanischen Kriege gefolgt war, hatten Zar und Zarin ziemlich zurückgezogen in Zarskoje Selo gelebt und kamen nur nach St. Petersburg, wenn Staatsgeschäfte oder religiöse Feiern ihre Gegenwart notwendig machten. Der Hof spielte im Gesellschaftsleben der Hauptstadt keine Rolle mehr. Die prachtvollen Bälle, deren Schauplatz der Winterpalast gewesen, waren zu einer Tradition der Vergangenheit geworden. Von Zeit zu Zeit — wie beispielsweise gelegentlich der Dreihundertjahrfeier des Hauses Romanoff — gab es in der Oper Galavorstellungen. Das Haus bot dann mit dem von prachtvollen Uniformen erfüllten Parkett und seinen von gutgekleideten, juwelenschimmernden Frauen besetzten Logen einen wundervollen Anblick. Nur einmal in der ganzen Zeit meiner Betrauung waren die Tore des Winterpalais für etwas anderes geöffnet als für den förmlichen Neujahrsempfang und die Zeremonie der Wasserweihe um Epiphanias. Es war im Winter 1913—1914, als die Chefs der Missionen und die führenden Mitglieder der russischen Gesellschaft eingeladen wurden, einer Aufführung von „Parsifal" in dem von der Kaiserin Katharina erbauten Privattheater in der Eremitage beizuwohnen. Es war eine in jeder Hinsicht schöne Vorstellung, auf welche selbst die große Katharina hätte stolz sein können. Ich persönlich bin unmusikalisch und es wurde mir später von der Zarin Marie und den jungen Großfürstinnen vorgeworfen, ich hätte während der ganzen Aufführung friedlich geschlummert, wogegen ich versicherte, ich hätte nur die Augen geschlossen, um der Musik besser lauschen zu können. Das Diner indessen, das in einer der Pausen im Winterpalais serviert wurde, entsprach kaum den Erwartungen, die man sich nach allen Schilderungen der Pracht solcher Veranstaltungen in der Vergangenheit gemacht hatte. Weder als Schauspiel, noch vom gastronomischen Standpunkte aus konnte es mit einem Staatsbankett im Buckingham-Palast verglichen werden.

In ihrer Zurückgezogenheit zu Zarskoje Selo führten Zar und Zarin ein einfaches, häusliches Leben. Die Zarin gestattete keinem Außenstehenden, sich in ihren glücklichen Familienkreis einzudrängen. Das Zarenpaar sah bloß selten Gäste bei sich. Nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, wie bei Ankunft des Generals Sir Arthur Paget in einer Spezialmission, beim Besuche des Admirals Sir David Beatty mit dem ersten Schlachtkreuzergeschwader oder bei Zusammentritt der Konferenz der Alliierten zu Petrograd am Vorabend der Revolution, hatte ich die Ehre, mit der kaiserlichen Familie zu frühstücken oder zu dinieren. Einmal — im Jahre 1916 — war ich in Zarskoje zu einer privaten Vorführung von Lichtbildern geladen, welche die Rolle der britischen Armee und Flotte im Weltkriege darstellten, doch wurde ich, obwohl ich während der Vorführung, die bis nach acht Uhr dauerte, zwischen Zar und Zarin saß, nicht aufgefordert, zum Diner zu bleiben. Dem französischen Botschafter, der einige Tage später eingeladen war, der Vorführung eines französischen Kriegsfilms beizuwohnen, erging es ebenso. Als Botschafter hatte ich daher nur wenig Gelegenheit zu ernsten Gesprächen mit dem Zaren, außer wenn ich einen Vorwand zur Erlangung einer besonderen Audienz finden konnte.

Anders war es mit der Zarin Marie. Ihre Majestät sah gerne Menschen. Obgleich sie seit dem Tode des Zaren Alexanders III. kein großes Haus mehr

führte, gab sie gerne kleine zwanglose Frühstücke, zu denen oft eingeladen zu werden ich den Vorzug hatte. Ihre ganze Persönlichkeit war so anziehend und sympathisch, daß sie von jedem, der sich ihr näherte, geliebt wurde. Sie hatte auch die große Gabe, jeden sich behaglich fühlen zu lassen. Ihr Sinn für Humor nahm den Gästen jede Scheu, so daß die Unterhaltung bei diesen Frühstücken nie schleppend wurde und in der Regel sehr heiter war. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, mit Ihrer Majestät die innere Lage zu besprechen, die sie mit umso größerer Besorgnis erfüllte, je länger der Krieg dauerte. Die Gefahr des Kurses, den der Zar steuerte, erkennend, gab sie wiederholt Ratschläge zur Mäßigung, und es wäre Rußland viel Leid erspart geblieben, hätte man ihrem Rate gefolgt. Aber das Schicksal wollte es anders!

Unter den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses nahm die Großfürstin Maria Pawlowna, die Witwe des Großfürsten Wladimir, den ersten Platz ein. In ihren Palästen zu St. Petersburg und Zarskoje hielt Ihre kaiserliche Hoheit einen eigenen kleinen Hof. Für das gesellschaftliche Leben war dieser geradezu ein Ersatz en miniature für den kaiserlichen Hofhalt, wie er bestand, ehe ihn das zurückgezogene Leben von Zar und Zarin ganz ausgeschaltet hatte. Eine grande dame im besten Sinne des Wortes, doch ohne jede Prätension auf strikte Einhaltung der Hofetikette, spielte die Großfürstin in bewunderungswürdiger Weise die Rolle der die Honneurs des Hofes machenden Gastgeberin. Mit großer Unterhaltungsgabe ausgestattet, war sie nicht nur selbst voll verve und entrain, sondern besaß auch die Gabe, sie anderen einzuflößen. Ihre Veranstaltungen, ganz gleich welcher Art, waren niemals langweilig. Bei ihren Diners und Empfängen traf man viele jüngere Mitglieder der kaiserlichen Familie und der Elite der russischen Gesellschaft, besonders die lebenslustigen, sowie auch einige Vertreter der offiziellen und Künstlerkreise. Denn die Großfürstin hatte trotz ihrer Vorliebe für Geselligkeit auch andere und ernstere Interessen. So war sie Präsidentin der russischen Akademie der Künste, und noch dazu eine gar rührige. Während des Krieges widmete sie sich ganz dem Dienste des Roten Kreuzes, war aber trotzdem ausnehmend gut über alle politischen und militärischen Fragen informiert, für die sie sich lebhaft interessierte.

Großfürstin Viktoria, die Gattin des Großfürsten Kyrill, die uns schon als Großherzogin von Hessen begünstigte, und die Großfürstin Xenia, des Zaren Schwester, deren Freundlichkeit ich nie vergessen werde, empfingen auch ziemlich viel. Manchen angenehmen Abend haben wir bei ihren gemütlichen Diners und Tanzunterhaltungen verbracht. Einer der anziehendsten Züge des russischen Charakters war — denn ich kann von der Gegenwart nicht sprechen — eine Einfachheit sondergleichen. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie waren so einfach und natürlich als nur möglich. Sie pochten nie auf ihre Würde und liebten es nicht, mit zuviel Zeremoniell behandelt zu werden. Am liebsten kamen sie in die Botschaft zu zwanglosen Unterhaltungen, und am besten gefiel ihnen ein diner dansant mit runden Tischen, an denen sie ohne Zurückhaltung mit ihren Freunden plaudern konnten. Niemand aber hätte einfacher und natürlicher sein können als der Zar selbst. Ich erinnere mich, wie er beim diplomatischen Neujahrsempfang im Jahre 1912 nach Besprechung einiger politischer Fragen zu mir sagte: „Meine

Schwestern sagen mir, daß sie heute abends zu Ihnen gehen. Geben Sie einen Ball?" Auf meine Erwiderung, daß wir keinen regulären Ball, sondern nur ein Diner an runden Tischen für etwa 150 Personen gäben, nach dem getanzt werden würde, rief seine Majestät aus: „Wie lustig wird das werden!" Ich hätte ihn nur allzugerne gebeten, auch zu erscheinen, wußte aber, daß es zwecklos wäre, denn weder er noch die Zarin gingen je in Gesellschaft.

Von den Großfürsten, die ich in der Gesellschaft oder im Yachtklub traf, wo ich gelegentlich dinierte, kannte ich den Großfürsten Nikolaus Michailowitsch am besten. Ein liberal denkender, kultivierter Mann, ragte er auch als Schriftsteller — er hatte eine bewunderungswürdige Geschichte der Regierung Alexanders I. geschrieben — und als Sammler von Bildern und Miniaturen hervor, deren erfahrener Kenner er war. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und ich werde später noch Gelegenheit haben, seiner in Anhänglichkeit zu gedenken. Er fuhr immer in einem gewöhnlichen „Isvostschik" (Kutsche) herum. Seine fortschrittlichen politischen Ansichten und seine demokratische Art hatten ihm den Spitznamen „Philippe Egalité" eingetragen.

KAPITEL XIV

1914

In seinem Buch über den Krieg behauptet der verstorbene Herr von Bethmann Hollweg, Großbritannien hätte durch seinen Beitritt zur Entente Frankreich und Rußland in ihren kriegerischen Absichten bestärkt. Diese Behauptung ist vollkommen unbegründet. Vor allem wünschte Rußland, mit dem ich mich ausschließlich beschäftige, nicht den Krieg. Der Grundton seiner Politik während der langwierigen Balkankrise der Jahre 1912 und 1913 war auf Erhaltung des Friedens abgestimmt. Trotz gelegentlicher Mißgriffe seiner Regierung zögerte der Zar niemals, das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale des Friedens zu werfen, wenn er einer Situation gegenüberstand, welche die Frage Krieg oder Frieden bedeutete. Er ging in seiner Friedenspolitik so weit, war so sehr geneigt, Zugeständnisse zu machen, wenn er dadurch nur die Schrecknisse des Krieges verhindern konnte, daß sich am Ende des Jahres 1913, wie ich im 9. Kapitel darlegte, die Vorstellung verbreitete, Rußland würde nie Krieg führen, — eine Vorstellung, die Deutschland unglücklicherweise ermutigte, die Situation auszubeuten. Zweitens ist die Ansicht, Seiner Majestät Regierung habe Rußland je angetrieben, sich in eine Abenteurerpolitik einzulassen, durch die Tatsachen widerlegt. Das direkte Gegenteil war der Fall! Niemand hat sich während dieser zwei kritischen Jahre mehr bemüht, den Frieden zu erhalten, als Sir Edward Grey. Es war seinen unermüdlichen Anstrengungen, seinem Einfluß, seinen Ratschlägen zur Mäßigung, die er sowohl in St. Petersburg als auch in Wien erteilte, zu danken, daß der Krieg vermieden wurde. Wenn irgend jemand zu tadeln war, so war es Deutschland selbst. Denn es war seine Politik, Europa durch fortgesetzte Rüstungen seinen Willen aufzuzwingen, die Großbritannien, Frankreich und Rußland zwang, gemeinsam auf den Schutz ihrer Interessen Bedacht zu nehmen. Es ist auch nicht wahr, daß die Entente die Macht hatte, Deutschland mit eisernem Ring zu umschließen. Die Abmachungen, die England und Rußland trafen, um alle weiteren Ursachen zu Mißverständnissen zu beheben, waren nicht von einem Gefühl der Feindseligkeit gegen Deutschland eingegeben, im Gegenteil gaben beide wiederholt Beweise ihres Wunsches, freundliche Beziehungen zu pflegen: Rußland durch den Abschluß der Potsdamer Vereinbarung und Großbritannien durch die Aufnahme von Verhandlungen, welche die englisch-deutschen Beziehungen freundlicher gestalten sollten.

Ich möchte das, was ich bisher gesagt habe, durch Wiedergabe der Unterredungen über die internationale Lage ergänzen, die ich in den Jahren 1912 bis 1914 mit dem Zaren hatte.

In einer Audienz am 23. Februar 1912 teilte ich dem Zaren mit, daß der kürzlich stattgehabte Besuch Lord Haldanes in Deutschland hauptsächlich die Schaffung besserer Beziehungen zwischen London und Berlin bezweckt habe. Diese Mitteilung veranlaßte den Zaren zu den nachdrücklichsten Versicherungen seiner Zufriedenheit mit dem Ereignis. Rußland, sagte er, habe mit Deutschland ein Abkommen getroffen, das seine Beziehungen zu diesem Reiche sehr verbesserte, und es sei nicht nur natürlich, sondern im Interesse des Weltfriedens sogar notwendig, daß zwischen Deutschland und Großbritannien Beziehungen freundschaftlicher Natur geschaffen werden. Ein Volk möge sich zu einer Nation mehr hingezogen fühlen als zu einer anderen, das sei aber kein Grund, daß es mit der letzteren nicht gut auskommen sollte. Seine Majestät fuhr dann fort, er habe keinen Grund, Deutschland zu mißtrauen, außer im Hinblick auf seine türkische Politik. Wenn die osmanische Armee jemals ins Feld zöge, würde es entweder gegen Rußland oder einen der Balkanstaaten geschehen. Es sei daher kein freundlicher Akt seitens Deutschland, die Türkei mit militärischen Instruktoren zu versehen, dank denen diese Armee im Begriffe stünde, einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit zu erreichen. Er hätte Kaiser Wilhelm mehr als einmal darüber interpelliert, aber nie eine befriedigende Antwort erhalten.

Bei einer anderen Audienz am 14. April 1913 sagte der Zar im Gespräch über Skutari, er sei überzeugt, daß Deutschland mit Österreich gemeinsame Sache machen würde. Er habe keine Lust, wegen einer elenden albanischen Stadt mit diesen zwei Reichen Krieg zu führen. Indem Rußland die Ansprüche der Balkanstaaten mit einer Beharrlichkeit vertreten habe, die Seiner Majestät Regierung manche Verlegenheit bereitet haben möge, hätte es nur seine geschichtliche Mission als Beschützer dieser Staaten erfüllt. Er freue sich, feststellen zu können, daß die Krise beide Regierungen einander näher gebracht habe und sei besonders Sir Edward Grey für die Dienste dankbar, die er der Sache des Friedens geleistet habe. Als ich bemerkte, Seiner Majestät Regierung wünsche Rußland jede nur mögliche Unterstützung zu gewähren, sei aber gleichzeitig darauf bedacht, gute und freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland aufrechtzuerhalten, erwiderte der Zar, er verstünde das vollkommen und wünsche dasselbe zu tun. Er würde bald nach Berlin gehen, um der Hochzeit im Kaiserhause beizuwohnen, und freue sich schon, unseren König dort zu treffen. Während dieses Besuches würde er zweifellos wie bei früheren Gelegenheiten von Kaiser Wilhelm mit Fragen und Vorschlägen geplagt werden. In diesem Falle würde er ruhig anhören, was Kaiser Wilhelm ihm zu sagen hätte, und sich hüten, eine Meinung zu äußern; er finde, das sei immer das klügste. Noch einmal auf den Balkankrieg zurückkommend, erzählte mir der Zar, die Bulgaren hätten sich bei der beabsichtigten Besetzung Konstantinopels ursprünglich mit dem Gedanken getragen, diese Stadt zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für die Befreiung vom Türkenjoche Rußland anzutragen. Er habe ihnen aber deutlich zu verstehen gegeben, daß Rußland eine solche Gabe unmöglich annehmen könne, und habe sie beschworen, jeden Gedanken an Besetzung aufzugeben. Als die Unterhaltung sich dann der deutschen Wehrgesetzvorlage und den durch die neue militärische Lage her-

vorgerufenen Gegenmaßnahmen Frankreichs zuwandte, fragte ich den Zaren, ob nach seiner Meinung die hierdurch verursachte finanzielle Belastung in den beiden Ländern so schwer werden würde, daß eines oder das andere die Geduld verlöre und einen Krieg vom Zaune bräche, und ob es den Mächten, wenn diese Gefahr wirklich bestünde, möglich wäre, etwas zu deren Abwendung zu tun. Der Zar erwiderte, er habe 1899 die Initiative zur Berufung der Friedenskonferenz im Haag ergriffen, doch sei seine Anregung fälschlicherweise so ausgelegt worden, als ziele sie auf eine allgemeine Abrüstung hin. Er sei daher nicht versucht, dieses Experiment zu wiederholen, und werde sich bei dieser Gelegenheit jeglichen Vorschlages enthalten. Er verstehe wohl die Gründe, die zu der beabsichtigten Erhöhung des deutschen Heeresetats geführt hätten, doch müßte die deutsche Regierung bedenken, daß sie nur ein Beispiel gäbe, welchem andere Staaten zu folgen gezwungen wären. Man würde wahrscheinlich keine Schwierigkeiten haben, das Menschenmaterial zu finden, eine andere Frage aber wäre es, ob das Land lange imstande sein würde, die erhöhten Steuern zu tragen. Rußland dagegen habe unbegrenzte Hilfsquellen an Menschen und Geld und geradeso, wie Seiner Majestät Regierung das Kräfteverhältnis zwischen der britischen und deutschen Flotte mit sechzehn zu zehn festgesetzt habe, sei er entschlossen, das gleiche Verhältnis zwischen der russischen und deutschen Armee aufrechtzuerhalten. Es sei unmöglich vorauszusehen, was geschehen würde, aber es sei notwendig, alles vorzubereiten, um der Gefahr entgegenzutreten, wenn sie hereinbräche. Der Zar sprach über Österreich ohne Bitterkeit, doch sah er Deutschlands Verpflichtung, die österreichische Balkanpolitik zu unterstützen, als eine Schwächung Deutschlands und als eine Gefahr für den Frieden an. Er gab ferner der Meinung Ausdruck, daß der Zerfall des Kaiserreiches Österreich nur eine Frage der Zeit und der Tag nicht ferne sei, da wir ein Königreich Ungarn und ein Königreich Böhmen hätten. Die Südslaven würden wahrscheinlich von Serbien, die transsylvanischen Rumänen von Rumänien aufgesaugt und die deutschen Provinzen Österreichs Deutschland einverleibt werden. Der Umstand, daß es dann kein Österreich mehr gäbe, das Deutschland zu einem Balkankrieg verführen könnte, würde zum Frieden beitragen. Ich wagte zu bemerken, daß eine solche Änderung der europäischen Landkarte wohl kaum ohne einen allgemeinen Krieg durchgeführt werden könnte.

Die „Nowoje Wremja" veröffentlichte im März 1914 eine Reihe von Gesprächen mit einem russischen Staatsmann, in dem leicht Graf Witte zu erkennen war, und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf Rußlands internationale Lage. Diese Gespräche gaben der Meinung Ausdruck, daß die einzige Hoffnung auf einen Dauerfrieden in einer Neugruppierung der Mächte läge. Graf Witte hatte immer ein enges Einvernehmen mit Deutschland als Grundlage für die russische Außenpolitik empfohlen und folglich das englisch-russische Abkommen als eine Beeinträchtigung der russischen Aktionsfreiheit getadelt. Sehr ähnliche Anschauungen hatte die deutschfreundliche Partei bei Hofe. Sie stellte die materiellen Vorteile, die aus einem Bündnisse mit Deutschland erwachsen würden, den etwas problematischen Benefizien gegenüber, die eine Verständigung mit Großbritannien bieten konnte. Selbst uns wohlgesinnte Personen fingen an, sich zu fragen,

welchen praktischen Wert eine Verständigung mit einem Lande habe, auf dessen Unterstützung man bei Ausbruch eines Krieges nicht rechnen könnte.

Ich war daher nicht überrascht, als der Zar selbst in einer Audienz, die ich am 3. April hatte, die Frage der englisch-russischen Beziehungen anschnitt. Wir hatten über die von Graf Witte in der „Nowoje Wremja" entwickelten Ansichten geplaudert und Seine Majestät hatte sich über den Gedanken einer Neugruppierung der Mächte lustig gemacht. So sehr er wünsche, mit Deutschland auf einem guten Fuße zu stehen, erklärte er, wäre doch ein Bündnis außer Frage, denn — abgesehen von anderen Gründen — bemühe sich Deutschland, in Konstantinopel eine Position zu erringen, die es in den Stand setzen würde, Rußland im Schwarzen Meere vollständig einzusperren. Nach der Bemerkung, die internationale Lage sei infolge der Teilung Europas in zwei Lager beunruhigend, sagte der Zar: „Was ich gerne sähe, wäre ein engeres Zusammenhalten zwischen England und Rußland, etwa ein Bündnis von rein defensivem Charakter." Auf meine Erwiderung, daß das, wie ich fürchtete, gegenwärtig undurchführbar sei, schlug der Zar vor, jedenfalls ein ähnliches Abkommen zu schließen, wie es zwischen England und Frankreich bestehe. Obgleich er die Bestimmungen dieser Abmachung nicht kenne, glaube er, daß wir, wenn schon nicht eine regelrechte Militärkonvention mit Frankreich abgeschlossen, so doch mit diesem erwogen und festgesetzt hätten, was jeder der Staaten im gegebenen Falle zu tun hätte. Ich sagte, daß ich nichts über unsere Vereinbarungen mit Frankreich wüßte, daß es aber aus materiellen Gründen unmöglich wäre, Truppen für ein gemeinsames Vorgehen mit der russischen Armee zu entsenden. „Ich habe Soldaten übergenug," erwiderte der Zar, „und ein Expeditionskorps wäre daher ganz überflüssig; doch dürfte es vorteilhaft sein, das Zusammenwirken der britischen und russischen Flotte im voraus abzumachen." „Unser Einvernehmen", fuhr Seine Majestät fort, „ist bis jetzt auf Persien beschränkt, aber meiner Ansicht nach sollte es erweitert werden: entweder durch eine Abmachung von der Art, wie ich sie eben vorgeschlagen habe, oder durch die Fixierung einer Formel, welche die Tatsache eines englisch-russischen Zusammenwirkens in Europa verkünden würde." Ich erwiderte dem Zaren, ich persönlich würde jedes Abkommen freudigst begrüßen, welches das englisch-russische Einvernehmen zu befestigen geeignet wäre, doch müßte ich mich fragen, ob England Rußland als Verbündeter im Jahre 1913 wirksamere Dienste hätte leisten können, als es als Freund getan. Es hätte während der Balkankrise bei mehreren Gelegenheiten in Berlin und Wien als Vermittler auftreten können. Dank seiner freundschaftlichen Intervention hätte man eine mehr oder weniger befriedigende Erledigung der Konflikte wegen Serbiens und ein Nachgeben Österreichs im Streite um Dibra und Djakova erreicht, die sonst den Weg zur Lösung der überaus wichtigen Frage von Skutari versperrt hätten. Es sei zweifelhaft, ob wir in Berlin und Wien ebenso erfolgreich gewesen wären, wenn wir uns den beiden Regierungen als Verbündeter Rußlands genähert hätten, und nicht als ein Freund, der zum Verbündeten werden könnte, wenn Deutschland und Österreich Rußland den Krieg aufzwingen würden. Der Zar anerkannte die Stärke dieses Argumentes, sagte aber, er würde trotzdem

vorziehen, wenn das englisch-russische Einvernehmen einen präziseren und bestimmteren Charakter annähme.

Mir fiel kürzlich der folgende Satz in Admiral Tirpitz' Erinnerungen auf: (Englische Ausgabe, Band 1, Seite 256): „Während jenes englischen Flottenbesuches in Kiel, Ende Juni 1914, hatte der britische Botschafter in St. Petersburg, Buchanan, eine englisch-russische Marinekonvention bekanntgegeben". Es muß nach dem Zusammenhang erscheinen, als hätte ich dadurch beabsichtigt, die freundliche Geste Seiner Majestät Regierung abzuschwächen, die in der Entsendung einer britischen Eskader nach Kiel lag. Wenn Admiral Tirpitz je Sheridans Schauspiel „The Critic" gelesen hat, wird er sich erinnern, wie der Kommandant von Fort Tilbury seine Tochter unterbrach, die das Nahen der Armada mit vielen Worten schilderte, indem er bemerkte:

„*The Spanish fleet Thou canst not yet see — because*
It is not yet in sight."

In gleicher Weise kann ich antworten, daß ich kein englisch-russisches Abkommen bekanntgegeben habe, weil ein solches nie bestand. Ich kann ferner den tapferen Admiral belehren, daß ich mit der russischen Regierung nicht einmal Verhandlungen über den Abschluß einer Marinekonvention geführt habe, und daß es nur der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland zuzuschreiben war, wenn schließlich Großbritannien Rußlands Verbündeter zu Wasser und zu Lande wurde.

Ich habe die obigen Unterredungen wiedergegeben, um zu zeigen, wie völlig unbegründet die von so vielen hochstehenden Deutschen erhobenen Anschuldigungen sind, die Rußland und Großbritannien des Chauvinismus zeihen.

Nicht ein Wort äußerte jemals der Zar, das den Wunsch verraten hätte, eine aggressive Haltung gegen Deutschland einzunehmen. Er ließ sich im Gegenteil nie eine Gelegenheit entgehen, seinem ernstlichen Wunsche nach guten Beziehungen zu Deutschland Ausdruck zu geben. Erst als er die Richtung der deutschen Politik und die Bedeutung der stets gesteigerten Rüstungstätigkeit erkannte, unternahm er Schritte, um sich gegen die in der Zukunft liegenden Eventualitäten zu schützen. Er erhöhte den Friedenseffektivstand und schlug die Umwandlung des englisch-russischen Einvernehmens in ein Bündnis rein defensiven Charakters vor. Anderseits, denke ich, ist die Art, wie ich des Zaren verlockenden Vorschlag behandelte, eine hinreichende Antwort an jene, die Seiner Majestät Regierung beschuldigen, Rußland zum Einschlagen eines kriegerischen Kurses ermutigt zu haben. Es darf nicht vergessen werden, daß Deutschland im Jahre 1913 durch eine Vermögensabgabe für militärische Zwecke £ 30000000 einhob und Rußland Gegenmaßnahmen zur Selbstverteidigung treffen mußte. Ich erinnere mich, wie Delcassé, damals Botschafter in St. Petersburg, mir warnend sagte, Deutschland würde niemals zu so drastischen Finanzmaßregeln gegriffen haben, wenn es nicht entschlossen wäre, in naher Zukunft Krieg zu führen. Ich gab diese Warnung nach London weiter, aber sie traf taube Ohren, denn niemand hielt Deutschland einer solchen verbrecherischen Narrheit fähig. Die allgemeine Ansicht schien, wie ein Freund mir schrieb, zu sein, daß die „financiers", die gegen einen Krieg wären, schließlich bremsen würden. Dem Deutschen Kaiser wurde zur selben Zeit der Wunsch zugeschrieben, vor der Nachwelt als Be-

wahrer des europäischen Friedens dazustehen. Der Standpunkt deutscher Schriftsteller in der Frage der russischen militärischen Vorbereitungen erinnert mich an das Sprüchlein, das ein witziger Franzose viele Jahre vorher schrieb: *Cet animal est bien méchant. Quand on l'attaque il se défend.*

Die letzte Audienz, die ich vor Ausbruch des Krieges beim Zaren hatte, ist schon im 9. Kapitel wiedergegeben. Es wurden dabei nur Fragen besprochen, die sich ausschließlich auf Persien, Tibet und Afghanistan bezogen, wo britische und russische Interessen leicht zusammenstoßen konnten. Der Zar sagte nichts über Deutschland, drängte aber, daß die zwischen unseren beiden Regierungen schwebenden einschlägigen Besprechungen möglichst rasch zu einem Abschluß kommen sollten. „Damit wir", wie Seine Majestät meinte, „ruhig in unseren Betten schlafen können, ohne Furcht vor irgend einem Bruch des englisch-russischen Einvernehmens."

Diese letzte Audienz fand am 15. Juni statt, nach dem Frühstück, das der Zar in Zarskoje Selo dem Admiral Beatty und den Offizieren des ersten Schlachtkreuzergeschwaders gab, die gerade zu einem Höflichkeitsbesuch in Kronstadt eingetroffen waren. Die Aufnahme, die ihnen sowohl seitens des Zaren als auch der breiten Öffentlichkeit zu teil wurde, war die denkbar wärmste, während die Marine- und Gemeindebehörden sie mit echt russischer Gastfreundschaft bewirteten. Der Zar besichtigte das aus „Lion", „Queen Mary", „Princess Royal" und „New Zealand" bestehende Geschwader und beehrte Admiral Beatty mit seinem, der Zarin und seiner vier Töchter Erscheinen beim Frühstück auf dem Flaggenschiffe. Niemals habe ich glücklichere Gesichter gesehen als die der jungen Großfürstinnen, da sie von einer Bande kleiner Seekadetten, die eigens zu ihrer Unterhaltung befohlen waren, über den „Lion" geführt wurden. Wenn ich sie mir in Erinnerung rufe, wie ich sie damals sah, erscheint mir die tragische Geschichte ihres Sterbens wie ein böser Traum.

Am 20. Juli kam der Präsident der französischen Republik, Herr Poincaré, zu einem offiziellen Besuche an den russischen Hof. Es gab die üblichen Paraden, Bankette und Toaste. Der nicht sehr beruhigende Ausblick auf die internationale Lage war natürlich der Gegenstand der vertraulichen Unterhaltungen des Zaren und Poincarés. Doch glaubte der Zar trotz aller Besorgnisse noch an Kaiser Wilhelms friedliche Absichten. Am 21. empfing der Präsident die Chefs der fremden Missionen. Während ich darauf wartete, in den Raum geführt zu werden, in dem er die Botschafter empfing, zog mich der serbische Gesandte in ein Gespräch. In großer Erregung sprechend, machte er mich auf die drohende Haltung Österreich-Ungarns aufmerksam. Er fügte hinzu, Serbien mache jetzt die ernsteste Krise seiner Geschichte durch. Poincaré, dem ich wiederholte, was mir Spalaikowitsch gesagt hatte, schnitt nachher diese Frage in seiner Unterhaltung mit dem österreichischen Botschafter an, konnte ihm aber keine befriedigende Versicherung über Österreichs Haltung entlocken. Am 23. abends trat der Präsident seine Heimreise an.

Da einige Wochen seit der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand ohne einen Schritt Österreichs verstrichen waren, schien die Hoffnung berechtigt, daß es der Idee irgendwelcher Strafmaßnahmen entsagt habe. Ich selbst hatte Urlaub bekommen und auch schon die Karten für unsere Reise nach

England besorgt. Als ich am nächsten Morgen (am 24.) in meinem Arbeitszimmer saß und mir ausmalte, was ich während meiner kommenden Ferien alles tun wollte, wurde ich durch das Läuten des Telephons aufgestört. „Wer ist da?" fragte ich. „Sazonoff", war die Antwort. „Österreich hat in Belgrad ein Ultimatum überreicht mit Bedingungen, die den Krieg bedeuten. Bitte, treffen Sie sich in einer Stunde auf der französischen Botschaft mit mir, ich muß die Sache mit Ihnen und Paléologue besprechen."

KAPITEL XV

1914

Österreich hatte die Zeit für die Überreichung seines Ultimatums sorgfältig gewählt. Sie sollte mit dem Antritt der Reise des Präsidenten der französischen Republik und des französischen Ministerpräsidenten von St. Petersburg nach Frankreich zusammenfallen, einer Reise, die wenigstens vier Tage dauern mußte. Ich wußte, daß Österreichs Handlungsweise in St. Petersburg als eine direkte Herausforderung Rußlands angesehen werden würde, und war daher froh, noch eine Stunde für die Überlegung aller möglichen Konsequenzen vor mir zu haben, besonders da ich voraussah, daß die Unterhaltung auf der französischen Botschaft sich um die qualvolle Frage der britischen Solidarität mit Frankreich und Rußland drehen würde.

Ich irrte mich nicht. Nachdem Sazonoff darauf hingewiesen hatte, wie völlig unannehmbar einige von Österreichs Forderungen wären, bemerkte er, daß Österreich nie ein solches Ultimatum überreicht haben würde, wenn es sich vorher nicht der Billigung und Unterstützung Deutschlands versichert hätte. Er fragte dann, ob auch Rußland auf die Unterstützung seiner Partner in der Tripleentente zählen könne. Der französische Botschafter, an den er diese Frage zuerst gerichtet hatte, versicherte ihm, Frankreich würde Rußland seine diplomatische Unterstützung leihen und, wenn notwendig, auch allen Bündnisverpflichtungen nachkommen. „Und Ihre Regierung?" fragte darauf Sazonoff, sich zu mir wendend. Ich erwiderte, wenn ich auch nicht im Namen Seiner Majestät Regierung sprechen könnte, so zweifelte ich doch nicht, daß sie Rußland alle in ihrer Macht stehende diplomatische Unterstützung gewähren würde. Da indessen britische Interessen nicht direkt berührt seien, könne ich keine Hoffnung auf eine Solidaritätserklärung machen, welche die Verpflichtung einschlösse, Frankreich und Rußland wegen eines Landes wie Serbien mit Waffengewalt zu unterstützen. Eine solche Abmachung würde von der britischen öffentlichen Meinung nicht sanktioniert werden und keine britische Regierung könnte, ohne die öffentliche Meinung hinter sich zu haben, die Verantwortung auf sich nehmen, ihr Land zu einem Kriege zu verpflichten. Sazonoff warf dagegen ein, wir sollten nicht vergessen, daß die serbische Angelegenheit ein Teil der allgemeinen europäischen Frage sei, und daß wir uns in Anbetracht der auf dem Spiele stehenden Lebensinteressen doch nicht gänzlich fernehalten könnten. Ich antwortete ihm, es schiene mir sein Wunsch zu sein, daß wir uns Rußland anschlössen und Österreich bekanntgäben, wir würden ein Eingreifen in Serbiens innere Angelegenheiten nicht dulden. Ich müßte jedoch fragen, ob es denn die Absicht der russischen Regierung sei, ohne weiteres den Krieg zu erklären, falls Österreich dessen-

ungeachtet militärische Maßnahmen gegen Serbien ergriffe. Sazonoff erwiderte, seiner persönlichen Meinung nach werde Rußland mobilisieren müssen, doch die ganze Frage würde von einem Ministerrate unter dem Vorsitze des Zaren geprüft werden. Ich betonte, das erste und wichtigste wäre, Österreich zu einer Verlängerung der Frist von 48 Stunden zu bestimmen und gleichzeitig in Erfahrung zu bringen, inwieweit Serbien den Forderungen der österreichischen Note nachkommen wolle. Sazonoff stimmte mir bei und fügte hinzu, daß Serbien zweifellos einige von Österreichs Forderungen annehmen könnte.

Die Unterredung, die mittags begonnen hatte, wurde nach dem Lunch fortgesetzt, wobei Sazonoff und Paléologue nochmals in mich drangen, die britische Solidarität mit Frankreich und Rußland zu erklären. Abgesehen von dem Umstande, daß die Abgabe einer Erklärung, die Seiner Majestät Regierung verpflichtet hätte, meine Machtbefugnisse überschritt, war ich selbst entschlossen, nicht ein Wort zu sagen, das als eine Ermutigung Rußlands zu einer Kriegserklärung an Österreich ausgelegt werden könnte. Dies hätte nicht nur die Aussicht auf eine friedliche Lösung der Frage verringert, sondern wäre auch, wie ich wußte, von Deutschland als ein Beweis aufgegriffen worden, daß wir Rußland in den Krieg gehetzt hätten — was Deutschland ja noch jetzt zu beweisen trachtet. Daher beschränkte ich mich darauf, zu sagen, ich dächte, Seiner Majestät Regierung würde sich bereit finden, in Berlin und Wien ernste Vorstellungen zu erheben und darauf hinzuweisen, daß ein Angriff Österreichs auf Serbien Rußland ins Feld riefe und es für Großbritannien im Falle eines allgemeinen Krieges schwer wäre, beiseitezustehen. Dies befriedigte Sazonoff nicht, der behauptete, die Kriegsgefahr erhöhte sich, wenn wir nicht sofort gemeinsame Sache mit Rußland und Frankreich machten.

Auf meinen telegraphischen Bericht erwiderte Sir Edward Grey: „Sie beurteilten in sehr schwieriger Lage die Haltung Seiner Majestät Regierung vollkommen richtig. Ich billige alles, was sie sagten, und kann im Namen der Regierung nicht mehr versprechen."

Es würde ein eigenes Buch erfordern, wollte man alle in den kritischen Tagen nach Überreichung des österreichischen Ultimatums in den verschiedenen Hauptstädten geführten Konversationen und Depeschenwechsel wiedergeben. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, jene aufzuzählen, die eine besondere Beziehung auf Rußlands Haltung und auf unsere an St. Petersburg erteilten Ratschläge haben, um darzulegen, wie unberechtigt die Behauptungen gewisser deutscher Schriftsteller sind, die sich bemüht haben, Großbritannien und Rußland mit der Verantwortung für den Weltkrieg zu belasten.

Um nur zwei davon anzuführen: Herrn von Bethmann Hollweg und Baron von Schoen, den damaligen Botschafter in Paris.

Ersterer behauptet in seinen „Betrachtungen zum Weltkriege", daß Deutschland alles getan habe, um Österreich zurückzuhalten, wir uns dagegen enthalten hätten, in St. Petersburg Ratschläge zur Mäßigung zu erteilen. Baron Schoen geht sogar in seinen „Erinnerungen eines Botschafters" ein gutes Stück weiter. Er klagt Rußland an, den Krieg heraufbeschworen zu haben, um die Gefahr innerer Komplikationen abzuwehren, und macht uns den Vorwurf,

niemals die leiseste Neigung gezeigt zu haben, in St. Petersburg für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Er stellt uns hin, als hätten wir im Gegenteil Rußland zur Intransigenz ermutigt und dadurch die Bemühungen Deutschlands vereitelt, zwischen St. Petersburg und Wien eine direkte Verständigung einzuleiten. Ferner behauptet er, nur das Bewußtsein, es könne auf unsere Unterstützung rechnen, habe Rußland zu mobilisieren bestimmt. Anderseits ist die Rechtfertigung des Verhaltens seiner Regierung so einleuchtend, daß ich versucht bin, sie wiederzugeben. Er sagt, Österreich habe mit Rußland um die Vorherrschaft auf dem Balkan gebuhlt, während Deutschland im eigensten Interesse hinter seinem Verbündeten gestanden habe. Die österreichische Regierung sei entschlossen gewesen, die weitestgehende Sühne für den Mord in Sarajevo zu fordern, der die Notwendigkeit bewiesen hätte, die in den südöstlichen Teilen der Habsburger Monarchie tätigen umstürzlerischen Elemente in ihrem Zentrum Belgrad ein für allemal zu treffen. Um sich wirksame Garantien für die Zukunft zu verschaffen, seien die Forderungen des Ultimatums möglichst hart gefaßt worden, so daß sich Serbien entweder Österreich völlig zu unterwerfen, einiger seiner Souveränitätsrechte zu begeben und seine Abhängigkeit von Rußland abzuschütteln oder aber die Folgen zu tragen gehabt hätte. Deutschland sei befragt worden und habe eingesehen, daß es sich um die radikale Beseitigung von Gefahren handelte, welche die Existenz seines Bundesgenossen und indirekt auch seine eigene bedrohten. Es habe vernünftigerweise seine Einwilligung und Unterstützung nicht verweigern können, denn Österreich hätte, falls es infolge der Unterwühlungsarbeit der Serben zerfallen wäre, für Deutschland als Verbündeter keinen Wert mehr gehabt. Deutschland habe daher seine Absicht bekanntgegeben, die Bündnispflicht loyal zu erfüllen und jedes unheilvolle Dazwischentreten anderer zu verhindern. Es habe die Lokalisierung des Konfliktes vorgeschlagen, doch sei sein Vorschlag dadurch gegenstandslos geworden, daß sich Rußland zu Serbiens Beschützer aufgeworfen und erklärt habe, dieser Konflikt könne es nicht gleichgültig lassen. Baron Schoen tadelt schließlich Sir Edward Grey, weil er die Einberufung einer Konferenz der vier nicht unmittelbar interessierten Mächte vorgeschlagen und dadurch das Prinzip der Nichteinmischung umgestoßen habe, auf das Deutschland so großes Gewicht gelegt hätte. Kurz gesagt: Nach Baron Schoen wollte Deutschland Wache stehen, während Österreich Serbien zu seinem Vasallen machte, obwohl es seit der Balkankrise wissen mußte, daß Rußland niemals einen österreichischen Angriff auf Serbien dulden würde.

Die folgende Wiedergabe meiner häufigen Unterredungen mit Sazonoff wird zeigen, wie anders die Haltung der russischen und britischen Regierung tatsächlich war.

Am 25. Juli nahmen wir unsere Unterredung vom vorhergegangenen Tage wieder auf. Sazonoff behauptete, Österreich trachte danach, seine Vorherrschaft auf dem Balkan aufzurichten. Seine Aktion in Belgrad sei gegen Rußland gerichtet. Deutschlands Haltung würde durch die unsere bestimmt werden. Solange Deutschland glaube, daß es auf unsere Neutralität rechnen könne, werde es sich beliebig weit vorwagen, wenn wir aber fest zu Frankreich und Rußland stünden, würde es nicht zu einem Kriege kommen. Unter-

ließen wir dies, so würden Ströme von Blut fließen und wir schließlich doch in den Krieg gezogen werden. Obgleich ich die Bestätigung seiner Vorhersage fürchtete, konnte ich nur wiederholen, was ich dem Zaren in einer meiner schon geschilderten Audienzen gesagt hatte. Wir könnten als Freunde eine bessere Vermittlungsrolle spielen, als wenn wir sofort unsere vollkommene Solidarität mit Rußland erklärten, denn ein Freund, dessen Ratschläge zur Mäßigung nicht beachtet würden, könnte sich in einen Verbündeten verwandeln. Gleichzeitig gab ich der ernsten Hoffnung Ausdruck, daß Rußland Seiner Majestät Regierung Zeit ließe, ihren Einfluß zur Erhaltung des Friedens geltend zu machen, und nicht die Dinge durch eine Mobilisierung überstürzte. Ich warnte ihn vor Deutschland, das sich nicht auf eine Gegenmobilisierung beschränken, sondern Rußland sofort den Krieg erklären würde. Sazonoff erwiderte, Rußland könne Österreich nicht erlauben, Serbien zu vernichten, doch möge ich versichert sein, daß Rußland ohne absoluten Zwang keine militärische Aktion unternehmen werde.

Am folgenden Tag — am 26. Juli — teilte er mir mit, er habe in einer Unterredung mit dem österreichischen Botschafter eine direkte Verhandlung zwischen Wien und St. Petersburg vorgeschlagen, um eine Formel zu finden, die Österreichs wichtigste Forderungen befriedigen und für Serbien annehmbarer sein würde. Er habe dem Grafen Szapary gesagt, daß er die Gründe, die Österreich zur Überreichung seines Ultimatums veranlaßt hätten, vollkommen begreife und daß es sicher nicht schwer fiele, zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, wenn Österreich nur die Revision einiger Punkte desselben zulassen wollte. Eine Frage, die Sazonoff während der Besprechung an mich gerichtet hatte, beantwortete ich dahin, daß Sir Edward Grey meine Ausführungen vom 24. Juli als richtige Definition der Haltung Seiner Majestät Regierung gebilligt habe. Diese würde, fügte ich bei, ihren ganzen Einfluß geltend machen, einen Krieg zu verhindern. Um aber ihre Bemühungen erfolgreich zu gestalten, sei es wichtig, daß Rußland nur im äußersten Notfalle mobilisiere.

Am 27. Juli übermittelte ich Sazonoff Sir Edward Greys Vorschlag zu einer Konferenz der vier Botschafter in London. Der Minister erwiderte: Ich habe mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter eine Konversation unter Bedingungen aufgenommen, die mir geeignet erscheinen, eine Revision des österreichischen Ultimatums an Serbien herbeizuführen. Sollten sich direkte Verhandlungen mit Wien als unmöglich herausstellen, so bin ich bereit, Sir Edward Greys oder jeden anderen Vorschlag anzunehmen, der eine günstige Lösung des Konfliktes erhoffen läßt.

Infolge der bedrohlichen internationalen Lage hatte die in Portland versammelte britische Flotte den Befehl erhalten, nicht auf Manöverübungen zu gehen. Als Sir Edward Grey dem russischen Botschafter hiervon Mitteilung machte, war er so vorsichtig zu erklären, man möge darin nicht mehr als ein Vorzeichen für eine diplomatische Aktion erblicken.

Am 28. Juli nahmen die Dinge eine entschiedene Wendung zum Schlechteren. Graf Berchtold wies Sazonoffs Vorschlag zu direkten Verhandlungen der beiden Regierungen zurück und Österreich erklärte Serbien den Krieg. Keine wie immer geartete Versicherung Österreichs, die Unverletzlichkeit

und Unabhängigkeit Serbiens respektieren zu wollen, kann, sagte mir Sazonoff, Rußland befriedigen und die Mobilisierungsorder gegen Österreich wird an dem Tage ergehen, wo österreichische Truppen die serbische Grenze überschreiten. Trotzdem beschwor ich ihn nochmals, sich jeder militärischen Maßnahme zu enthalten, die Deutschland als Herausforderung hinstellen könnte. Ich wiederholte meinem französischen Kollegen, der im Vorzimmer auf seinen Empfang wartete, das Wesentliche dieser Unterredung und bat ihn, im gleichen Sinne zu sprechen. Die Lage, sagte ich, werde kritisch. Rußland sei ernstlich entschlossen, Österreich die Vernichtung Serbiens nicht zu gestatten. Wenn aber Rußland der Krieg aufgezwungen würde, wäre es wichtig, Deutschland keinen Grund zu geben, Rußland als den Angreifer hinzustellen. Denn ohne die Überzeugung, daß Deutschland die ganze Verantwortlichkeit für den Krieg treffe, werde die britische öffentliche Meinung niemals unsere Teilnahme daran billigen.

Baron Schoen übersetzt in seinen „Erinnerungen" eine Stelle aus „La Russie des Tsars pendant la grande guerre", in der Paléologue meine oben erwähnten Bemerkungen wiedergibt, und liest daraus einen Sinn, der ihnen nicht innewohnte. Er läßt mich sagen: „Rußland ist zum Kriege entschlossen. Wir müssen nun Deutschland die ganze Verantwortlichkeit und die Initiative des Angriffes zuschieben; so wird die öffentliche Meinung in England für den Krieg zu gewinnen sein." Er stellte es ferner so dar, als hätte ich Rußland in den Krieg gehetzt und mich gleichzeitig bemüht, alle Schuld auf Deutschland abzuwälzen. Das ist eine absichtliche Entstellung meiner Haltung, da ich ja, wie schon dargelegt, alles nur irgendmögliche getan hatte, um die Mobilisierung aufzuhalten, wußte ich doch, daß sie Deutschland den nötigen Vorwand für eine Kriegserklärung an Rußland liefern würde.

Der deutsche Botschafter in St. Petersburg stand während der ganzen Zeit unter dem Eindruck, das russische Volk nehme an dem österreichisch-serbischen Konflikt keinen großen Anteil und nur eine kleine Clique von Chauvinisten bemühe sich, ihm einen gefährlichen Charakter zu geben. Als er am 28. mit mir auf der Botschaft frühstückte, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm über die wachsende Gefahr die Augen zu öffnen. Er bat mich, Sazonoff zur Vorsicht zu mahnen, und ich antwortete ihm, ich täte dies schon vom Anbeginn der Krise an. Es sei, fügte ich hinzu, für den deutschen Botschafter in Wien an der Zeit, mit Graf Berchtold ein ernstes Wort zu sprechen, denn falls Deutschland Österreich erlaube, Serbien anzugreifen, würde ein allgemeiner Krieg das unvermeidliche Ergebnis sein. Graf Pourtalès, der ob dieser Bemerkung sehr betroffen war, beteuerte, daß Rußland und nicht Deutschland für die bestehende Spannung verantwortlich sei. Ich glaube, er persönlich hätte den Krieg gerne vermieden gesehen und war wahrscheinlich über die wahren Absichten seiner Regierung im Dunklen gelassen worden. Aber seine Haltung war nicht danach angetan, die Dinge zu glätten. Nach seiner Ansicht hätte Österreich Serbien eine strenge Züchtigung zu verabfolgen, während Rußland in der Rolle eines teilnahmslosen Zuschauers verharren sollte. Wenn Rußland dagegen seine projektierte Mobilisierung durchführte, würde es den Frieden Europas gefährden. Vergebens legte ich dar, daß Rußland seine friedlichen Absichten bewiesen habe, indem es den

Vorschlag einer conférence à quatre angenommen und sich bereit erklärt habe, sich einer jeden Entscheidung zu unterwerfen, welche die Zustimmung Frankreichs und Großbritanniens fände. Er wollte auch nicht hören, als ich ihn daran erinnerte, daß Österreich nicht nur teilweise mobilisiert, sondern Serbien tatsächlich den Krieg erklärt habe. Er erwiderte: „Ich kann nicht über eine Handlung Österreichs diskutieren."

Obgleich Österreich schon am 26. gegen Serbien zu mobilisieren begonnen hatte, traf Rußland erst am 28. die Vorbereitungen zu einer Mobilisierung in den Militärbezirken Kiew, Odessa, Kasan und Moskau, und erst am 29. Juli um 3 Uhr nachmittags wurde der Befehl zu einer teilweisen Mobilisierung gegen Österreich erlassen.

Am selben Nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr hatte Graf Pourtalès eine Zusammenkunft mit Sazonoff, bei der er diesen darauf aufmerksam machte, daß eine solche teilweise Mobilisierung Rußlands eine Mobilisierung Deutschlands gemäß seinem Bündnisvertrage mit Österreich automatisch auslösen würde. Am gleichen Abend um 7 Uhr sprach Graf Pourtalès noch einmal im Ministerium des Äußeren vor, um Sazonoff ein Telegramm des deutschen Kanzlers zu übermitteln, in dem mitgeteilt wurde, daß weitere militärische Vorbereitungen Rußlands Deutschland zu Gegenmaßnahmen nötigen würden, was den Krieg bedeutete.

Solche Sprache klang fast wie ein Ultimatum, und da inzwischen das russische Kriegsministerium Nachrichten über geheime, ausgedehnte militärische Vorbereitungen Deutschlands sowie auch über Österreichs allgemeine Mobilisierung erhalten hatte, mußte die Gesamtlage von neuem erwogen werden. Im Laufe des Abends gab der Zar dem Drucke seiner militärischen Ratgeber nach. Er ordnete widerwillig die allgemeine Mobilisierung an. Einige Stunden später erhielt er vom Deutschen Kaiser folgendes Telegramm:

„Ich halte eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien für möglich und wünschenswert und, wie ich Dir schon telegraphiert habe, setzt meine Regierung ihre Bemühungen fort, diese Verständigung zu fördern. Natürlich würden militärische Maßnahmen von seiten Rußlands, die Österreich als Drohung ansehen würde, ein Unheil beschleunigen, daß wir beide zu vermeiden wünschen."

Zar Nikolaus erwiderte darauf:

„Dank für Dein versöhnliches und freundschaftliches Telegramm. Dagegen war die heute von Deinem Botschafter meinem Minister übergebene offizielle Mitteilung in einem ganz anderen Ton gehalten. Bitte Dich, diese Verschiedenheit aufzuklären. Es würde sich empfehlen, das österreichisch-serbische Problem der Haager Konferenz vorzulegen. Vertraue auf Deine Weisheit und Freundschaft."

Nach Absendung dieses Telegrammes telephonierte Nikolaus den Kriegsminister und den Chef des Generalstabes an: Er widerrief die allgemeine Mobilisierung. Sie hatte indessen schon begonnen. Sie aufzuhalten, würde, wie beide Generale darlegten, den ganzen militärischen Apparat in Unordnung bringen. Doch der Zar bestand darauf. Ungeachtet seiner kategorischen Befehle ließen indessen die militärischen Behörden die allgemeine Mobilisierung ohne sein Wissen weiter gehen.

Mittlerweile hatte der deutsche Botschafter erfahren, was vorging. Er sprach am 30. Juli um 2 Uhr früh im Ministerium des Äußeren vor. Als er gewahr wurde, daß ein Krieg jetzt nicht mehr zu verhindern sei, brach er zusammen und ersuchte Sazonoff, ihm zu raten, was er seiner Regierung telegraphieren solle. Sazonoff entwarf darauf folgende Formel:

„Wenn Österreich anerkennt, daß der Konflikt mit Serbien zu einer Frage von europäischer Bedeutung geworden ist, und sich bereit erklärt, aus seinem Ultimatum jene Punkte auszuschalten, die Serbiens Souveränität verletzen, verpflichtet sich Rußland, alle militärischen Vorbereitungen einzustellen."

Sazonoff, der durch den Chef des Generalstabes von der telephonischen Unterredung erfuhr, die dieser während der Nacht mit dem Zaren gehabt hatte, begab sich am 30. in den ersten Nachmittagsstunden zu Seiner Majestät. Ehe er nach Peterhof ging, erhielt er die Nachricht von dem Bombardement Belgrads durch die Österreicher und von der Weigerung der deutschen Regierung, die Formel in Erwägung zu ziehen, die er dem Grafen Pourtalès übergeben hatte. Er traf den Zaren sehr beunruhigt durch ein soeben empfangenes Telegramm des Deutschen Kaisers, das ausführte:

„Graf Pourtalès war angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahr und die ernsten Folgen einer Mobilmachung aufmerksam zu machen. Das Gleiche sagte ich in meinem Telegramm an Dich. Österreich hat nur gegen Serbien mobil gemacht, und nur einen Teil seiner Armee. Wenn Rußland gegen Österreich mobilisiert, so wird meine Vermittlerrolle, mit der Du mich gütiger Weise betraut hast und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte übernommen habe, gefährdet, wenn nicht gar unmöglich gemacht werden. Das ganze Gewicht der Entscheidung ruht jetzt ausschließlich auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen."

Zar Nikolaus fühlte den Ernst der Entscheidung, die er zu treffen hatte, so sehr, daß er vor einer allgemeinen Mobilisierung zurückschrak. Sazonoff versicherte ihm, er könne dies mit ruhigem Gewissen tun, da seine Regierung nichts unversucht gelassen habe, den Krieg abzuwenden. Nun erst entschloß sich der Zar endgültig, sein Land nicht wehrlos dem sich bereits vorbereitenden Angriffe der Deutschen auszusetzen. Um 4 Uhr desselben Nachmittages ließ Seine Majestät dem Kriegsminister telephonisch die notwendigen Befehle zukommen.

Er hatte schon am 30. in den frühen Morgenstunden an Kaiser Wilhelm folgendes telegraphiert:

„Sende heute Abend Tatischticheff mit Instruktionen. Die militärischen Maßnahmen, die jetzt in Kraft getreten sind, wurden schon vor fünf Tagen zum Zweck der Verteidigung wegen der Vorbereitungen Österreichs getroffen. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Dein Amt als Vermittler stören werden, das ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit dieses zu einer Verständigung mit uns kommt."

Am folgenden Tage — am 31. — telegraphierte er wieder:

„Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen. So lange die Verhandlungen mit Österreich andauern, werden meine

Truppen keinerlei herausfordernde Handlung unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf."

Kaiser Wilhelm erwiderte:

„In meinem Bestreben, den Frieden zu erhalten, bin ich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Die Verantwortung für das Unheil, das jetzt die ganze zivilisierte Welt bedroht, wird nicht auf mich fallen. Du kannst es in diesem Augenblick noch abwenden. Meine Freundschaft für Dich und Dein Reich, die mir mein Großvater auf dem Sterbebette als Vermächtnis hinterließ, ist mir stets heilig gewesen, und ich habe oft ehrlich zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders während des letzten Krieges. Noch kannst Du den Frieden Europas durch Einstellung Deiner militärischen Vorbereitungen retten."

An demselben Tage, dem 31., machte Sazonoff auf Sir Edward Greys Ersuchen eine letzte Anstrengung, den Frieden zu retten, indem er die Formel abschwächte, die er dem Grafen Pourtalès gegeben hatte, so daß sie jetzt wie folgt lautete:

„Wenn Österreich einwilligt, den Vormarsch seiner Armee auf serbischem Gebiet aufzuhalten, anerkennt, daß der österreichisch-serbische Konflikt zu einer Frage allgemein-europäischen Interesses geworden ist, und gestattet, daß die Großmächte die Genugtuung überprüfen, die Serbien ohne Aufgabe seiner souveränen Rechte und seiner staatlichen Unabhängigkeit leisten kann, wird Rußland eine abwartende Haltung bewahren."

Der Zar, der den deutschen Botschafter am selben Nachmittag in Audienz empfing, bemühte sich vergebens, ihn auf den versöhnlichen Geist der Formel und auf die Aussicht, die sie einer ehrenvollen Erledigung des Konfliktes eröffnete, aufmerksam zu machen.

Um 11 Uhr abends kam Graf Pourtalès ins Ministerium des Äußeren und erklärte Sazonoff, die ganze deutsche Armee würde mobilisiert werden, wenn Rußland seine Mobilisierung nicht bis Mittag des nächsten Tages einstellte. Sazonoff konnte auf seine leidenschaftliche Forderung nach sofortiger Demobilisierung nur die Versicherung wiederholen, daß Rußland, solange die Besprechungen mit Österreich fortgesetzt würden, nicht zum Angriffe schreiten werde. Es gab in jenem Augenblicke Anzeichen für ein Nachlassen der Spannung zwischen Wien und Petersburg. Zwischen den respektiven Außenministern und Botschaftern hatten freundschaftliche Unterredungen stattgefunden, und die österreichische Regierung schien sogar geneigt zu sein, eine Erörterung der Auslegung des Textes ihrer Note an Serbien zuzulassen. Aber Deutschland wollte es anders. Am Morgen des 1. August sandte Zar Nikolaus noch einmal ein Telegramm an Kaiser Wilhelm:

„Ich verstehe, daß Du zu mobilisieren gezwungen bist, aber ich wünsche von Dir die gleiche Garantie zu erhalten, wie ich sie Dir gegeben habe, daß diese Maßnahmen nicht Krieg bedeuten und daß wir fortfahren werden, zu verhandeln zum Heile unserer Länder und des allgemeinen Friedens, der unser aller Herzen teuer ist. Mit Gottes Hilfe muß es unserer langerprobten Freundschaft gelingen, das Blutvergießen zu vermeiden. Voll Vertrauen erwarte ich mit Spannung Deine Antwort."

Kaiser Wilhelm erwiderte darauf nach der Feststellung, daß die Frist abgelaufen und er seine Armee zu mobilisieren gezwungen sei:

„Eine sofortige bejahende klare und nicht mißzuverstehende Antwort Deiner Regierung ist die einzige Möglichkeit, maßloses Elend zu vermeiden. Bis ich diese Antwort erhalten habe, bin ich leider nicht in der Lage, auf den Gegenstand Deines Telegramms einzugehen. Ich muß Dich ernstlich bitten, ohne Verzug Deinen Truppen Befehl zu geben, unter keinen Umständen die geringste Grenzverletzung zu begehen."

Am selben Nachmittag um 5 Uhr erhielt ich vom Foreign Office ein Telegramm, welches mir befahl, sofort eine Audienz nachzusuchen, um dem Zaren eine persönliche Botschaft des Königs Georg zu übermitteln, in der Seine Majestät nach einem Hinweis auf die deutschen Vorstellungen gegen die russische Mobilisierung sagte: „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß irgendein Mißverständnis in diese Sackgasse geführt hat. Ich möchte keine Gelegenheit zur Verhütung des schrecklichen Unglücks, das die ganze Welt bedroht, versäumen. Ich wende mich daher an Dich persönlich mit der Bitte, die Mißverständnisse, die, wie ich fühle, bestehen, aufzuklären und einen Weg zu Verhandlungen und zur Erhaltung des Friedens offen zu lassen. Wenn Du denkst, ich könnte in irgendeiner Weise dieser allerwichtigsten Sache dienen, so will ich alles in meiner Macht Stehende tun, um die Wiederaufnahme der unterbrochenen Verhandlungen der interessierten Mächte zu ermöglichen. Ich vertraue Dir und glaube, Du bist ebenso besorgt wie ich, daß alles nur Mögliche geschehe, um der Welt den Frieden zu sichern."

Ein Viertel nach sieben Uhr rief mich Sazonoff, der mir für zehn Uhr eine Audienz beim Zaren in Peterhof verschafft hatte, telephonisch an und sagte mir, Graf Pourtalès habe ihn soeben verständigt, Deutschland betrachte sich als im Kriegszustand mit Rußland. Er dinierte mit mir um acht Uhr und brachte einen Entwurf für die Antwort auf des Königs Telegramm mit, den ich dem Zaren unterbreiten sollte. Ich verließ die Botschaft um neun Uhr, aber der Chauffeur verirrte sich, weil das elektrische Licht in meinem Auto irgendwie versagt hatte, und ich erreichte Peterhof erst um ein Viertel vor Elf.

Nachdem ich mich beim Zaren wegen der Verspätung entschuldigt hatte, überreichte ich ihm das Telegramm des Königs sowie auch Sazonoffs Entwurf für die Antwort. Als Seine Majestät zu Ende gelesen hatte, wagte ich, ihm vorzuschlagen, er möge dem Könige lieber in eigenen Worten antworten, als in dem offiziellen Stil der vom Ministerium des Äußeren entworfenen Depesche. „Ich will es tun, wenn Sie mir helfen wollen," antwortete der Zar, „denn englisch sprechen ist ganz etwas anderes, als es korrekt schreiben." Seine Majestät lud mich zum Sitzen ein, und wir besprachen länger als eine Stunde die durch das österreichische Ultimatum geschaffene Lage, die erfolglosen Bemühungen der russischen und britischen Diplomatie zur Erhaltung des Friedens und die Gründe, die Rußland zu mobilisieren gezwungen hatten. Seine Mobilisierung, betonte Seine Majestät, müsse nicht unbedingt zu einem Kriege führen, und er habe Kaiser Wilhelm ganz kategorische Versicherungen in diesem Sinne gegeben. Dann erhob er sich und ging zu seinem Schreibtisch. Er nahm einige Telegrammformulare und fing an, mit einem

Bleistift seine Antwort zu schreiben, mich von Zeit zu Zeit, wenn er nach einem Worte suchen mußte, befragend, wie er sich ausdrücken solle. Als er fertig war, gab er mir das selbstgeschriebene Telegramm, damit ich es nach meiner Rückkehr in die Botschaft chiffriere. Der Text lautete:

„Ich würde mit Freuden Deine Vorschläge angenommen haben, wenn der deutsche Botschafter nicht heute Nachmittag meiner Regierung die Kriegserklärung überreicht hätte. Seit der Überreichung des Ultimatums in Belgrad hat sich Rußland bemüht, eine friedliche Lösung der durch Österreichs Handlungsweise aufgeworfenen Frage zu finden. Serbien sollte vernichtet und zu einem Vasallen Österreichs gemacht werden. Das hätte das Gleichgewicht der Mächte auf dem Balkan, das für mein Land von so wesentlichem Interesse ist, gestört. Alle Vorschläge, einschließlich der Deiner Regierung, wurden von Deutschland und Österreich verworfen, und Deutschland zeigte erst Neigung, zu vermitteln, als der günstige Augenblick, auf Österreich einen Druck auszuüben, vorüber war. Selbst dann machte es keinen bestimmten Vorschlag. Österreichs Kriegserklärung an Serbien zwang mich, eine teilweise Mobilisierung anzuordnen, obgleich meine militärischen Ratgeber im Hinblick auf die bedrohliche Lage und in Anbetracht der Schnelligkeit der deutschen Mobilmachung im Verhältnis zur russischen zu einer allgemeinen Mobilmachung geraten hatten. Die vollkommene Mobilisierung Österreichs, das Bombardement Belgrads, die Konzentration österreichischer Truppen in Galizien und die geheimen militärischen Vorbereitungen Deutschlands haben mich genötigt, diesen Weg zu beschreiten. Die plötzliche Kriegserklärung Deutschlands, die ich durchaus nicht erwartet habe, da ich Kaiser Wilhelm ganz kategorische Versicherungen gegeben hatte, daß sich meine Truppen, solange Vermittlungsverhandlungen liefen, nicht rühren würden, hat mir Recht gegeben. In dieser feierlichen Stunde möchte ich Dir noch einmal versichern, daß ich alles in meiner Macht Stehende getan habe, um den Krieg zu verhindern. Jetzt, da er mir aufgezwungen wurde, vertraue ich darauf, daß Dein Land Frankreich und Rußland unterstützen wird. Gott segne und behüte Dich!“

Es war nach ein Uhr nachts, als ich in die Botschaft zurückkehrte und die Tür von einer begeisterten Menge blockiert fand, die begierig war, zu erfahren, ob Rußland auf Englands Unterstützung zählen könne.

KAPITEL XVI

1914

Ich glaube, im letzten Kapitel eine genaue, ehrliche Darstellung der Haltung Rußlands während der neun kritischen Tage, die dem Kriege vorausgingen, nach bestem Wissen und Gewissen gegeben zu haben. Nichts, was es tat oder unterließ, kann als Beweis für seinen *will for war* gelten, wie es Herr von Schoen nennt. Sazonoff verwarf in seinen Bemühungen, den Frieden zu erhalten, nicht eine einzige der ihm gemachten Anregungen. Er akzeptierte nacheinander die Vorschläge einer Konferenz der Vier, einer Vermittlung Großbritanniens und Italiens und direkter Verhandlungen zwischen Österreich und Rußland. Deutschland und Österreich dagegen schlugen entweder die Vorschläge überhaupt aus oder verhinderten ihre Realisierung durch ausweichende Antworten. Eines konnte Sazonoff nicht tun. Er konnte Österreich nicht erlauben, Serbien zu vernichten. Deutschland und Österreich wußten das sehr wohl, denn während der Balkankrisen war ihnen deutlich zu verstehen gegeben worden, daß ein österreichischer Angriff auf Serbien Rußland auf den Plan rufen würde. Es ist wahr, Rußland mobilisierte, aber erst als es durch die Entdeckung der geheimen militärischen Vorbereitungen Deutschlands und durch Österreichs drohende Haltung dazu gezwungen worden war. Deutschland wußte genau, daß das nach der Annahme der deutschen Wehrvorlage von 1913 aufgestellte russische Rüstungsprogramm erst 1918 durchgeführt sein werde und die russische Armee daher für einen modernen Krieg unzulänglich ausgerüstet sei. Es war der psychologische Moment loszuschlagen, und Deutschland wählte ihn. An dem Tage, da Deutschland sein Ultimatum nach Petersburg sandte, sagte ein hoher Beamter des deutschen Auswärtigen Amtes zu dem Vertreter einer damals noch neutralen Macht, das einzige, was seine Regierung fürchte, sei ein Nachgeben Rußlands in elfter Stunde. Es ist bestimmt wahr, denn es wurde mir von dem Vertreter der besagten neutralen Macht in St. Petersburg erzählt. Was unsere eigene Haltung betrifft, habe ich die Gründe für die Sprache, die ich beständig bei Sazonoff führte, bereits dargelegt. Rußland bekam von uns nie das Versprechen einer bewaffneten Unterstützung oder irgendwelche Versicherung, die es hätte ermutigen können, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte sich Seiner Majestät Regierung die volle Handlungsfreiheit, obgleich sie die deutsche Regierung richtigerweise warnte, wegen unserer freundschaftlichen Sprache nicht etwa zu denken, wir würden bei Berührung britischer Interessen beiseite stehen.

Ich bin wider meinen Willen genötigt, eine persönliche Erklärung abzugeben, um gewisse gegen mich gerichtete Angriffe abzuwehren. In seiner

Ausgabe vom 8. April 1922 veröffentlichte der „Graphic" zwei Artikel, in denen zunächst die Worte *Someone has blundered* — (jemand hat einen Schnitzer gemacht) — als geeigneter Titel für ein künftiges Buch vorgeschlagen werden und dann fortgefahren wird: „Menschen mit geringem Vertrauen kommen schlecht davon. Ein typisches Beispiel findet sich in Paléologues neuem Buch über Rußland im Jahre 1914. Von Sir George Buchanan wird erzählt, er habe zu Sazonoff folgendes gesagt: „Ich fürchte, unsere öffentliche Meinung wird noch lange nicht verstehen, daß unser nationales Interesse uns so augenscheinlich vorschreibt, im großen Krieg neutral zu bleiben." (Die gesperrten Worte sind die des „Graphic".) Ich hätte von diesem dummen Artikel keine Notiz genommen, hätte mir nicht bald nachher ein Freund gesagt, man frage sich, wann ich auf diese Anklage Paléologues antworten werde. Ich erwiderte, Paléologue sei ein alter Freund von mir, sei mein Kollege in Petersburg und Sofia gewesen und habe, soviel ich wüßte, nie anderes als Gutes von mir gesagt. Ich würde indessen sein Buch lesen. Als ich dies tat, fand ich eine Stelle, wo er mich am 24. Juli 1914 folgendes sagen läßt: *Mais je crains que notre opinion publique ne soit encore très éloignée de comprendre ce que l'intérêt national nous commande avec tant d'évidence.* Angenommen, ich hätte diese Worte gebraucht, so frage ich, ob Englands öffentliche Meinung an dem Tag, der der Überreichung des österreichischen Ultimatums folgte, hinter der Regierung gestanden wäre, wenn diese ihr Land wegen einer Angelegenheit, die damals als ein Streit zwischen Österreich und Serbien allein angesehen wurde, in einen Krieg verwickelt hätte? Aber abgesehen von dieser Frage hat der „Graphic" den oben angeführten Satz nicht nur falsch übersetzt, sondern durch die Hinzufügung der Worte *remain neutral in the Great War* seinen Lesern zuliebe einen Sinn gegeben, den er unmöglich haben konnte. Das ist durch den Zusammenhang ganz klar. Nach Paléologue sagte Sazonoff: *La neutralité de l'Angleterre équivaut à son suicide. C'est ma conviction*, soll ich geantwortet haben, und der Rest meiner Antwort müßte, korrekt übersetzt, folgendermaßen lauten: *Aber ich fürchte, unsere öffentliche Meinung ist noch weit davon entfernt, zu verstehen, was unser nationales Interesse uns so deutlich zu tun gebietet.* Ich möchte gerne wissen, warum der „Graphic" zu einer so bewußt falschen Darstellung gegriffen hat.

Meine persönlichen Ansichten über unsere Teilnahme am Kriege habe ich seinerzeit in meiner offiziellen Korrespondenz mit dem Ministerium des Äußern ausgedrückt. Als der Zar mir in der Nacht vom 1. auf den 2. August seine Antwort auf des Königs Telegramm übergab, bat er mich, sein Ersuchen um britische Hilfe zu unterstützen, und ich zögerte nicht, es zu tun. Ich wagte, Seiner Majestät Regierung zu sagen, wir würden in Europa ohne Freund bleiben, wenn wir jetzt beiseite stünden; wir könnten um der eigenen Sicherheit willen Deutschland nicht erlauben, Frankreich zu vernichten, wir würden früher oder später doch gezwungen sein, in den Krieg einzugreifen, und der von uns zu bezahlende Preis würde um so höher werden, je länger wir das Eingreifen hinausschöben.

Am Tage nach Deutschlands Kriegserklärung wurde im Winterpalast ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Der französische Botschafter, als Vertreter von Rußlands Verbündetem, war der einzige dazu geladene Fremde.

Nach Schluß des Gottesdienstes las der zelebrierende Priester das kaiserliche Kriegsmanifest vor, in dem der Zar seinem Volke folgendes sagte: „Wir haben nicht nur einem verwandten Land, das ungerechterweise angegriffen wurde, beizustehen, sondern auch die Ehre und Würde Rußlands als Großmacht zu beschützen. . . . In dieser schrecklichen Stunde der Prüfung mögen alle inneren Streitigkeiten vergessen sein! Möge das Band zwischen dem Zaren und seinem Volke enger und stärker werden!"

Dann näherte sich der Zar dem Altar, nahm das Evangelium in seine rechte Hand, wandte sich an die anwesenden Offiziere und sprach: „Ich begrüße in euch meine ganze Armee. Ich schwöre feierlich, solange nicht Frieden zu schließen, als ein einziger Feind auf Rußlands Erde steht."

Als einige Minuten später das Herrscherpaar auf dem Balkon erschien, fiel die ungeheure Menge, die den Platz vor dem Winterpalais füllte, in die Knie und sang die Nationalhymne.

Der vom Zaren Nikolaus geschworene Eid war textlich jenem nachgebildet, den Kaiser Alexander I. bei Napoleons Einfall in Rußland geleistet hatte. In diesem Augenblicke war das russische Volk auch wieder von dem Geiste erfüllt, der seine Vorfahren im Jahre 1812 entflammt hatte. Aber diesmal sollten sich die von ihm verlangten Opfer als unerträglich schwer erweisen.

Wärend der ersten Kriegstage war meine Lage keine sehr angenehme. Eine ungeduldige Menge demonstrierte vor der Botschaft, verlangte Nachrichten aus London und fragte in einem nicht sehr freundlichen Tone, ob Rußland auf unsere Unterstützung zählen könne. Ich befriedigte sie, so gut ich konnte, mit vagen Versicherungen, atmete aber erleichtert auf, als mir am 5. um fünf Uhr früh einer meiner Sekretäre das lakonische Telegramm des Foreign Office brachte: *War-Germany-Act*, das mir sagte daß England sich selbst und seinen Partnern von der Triple-Entente die Treue hielt. Ich telephonierte die gute Nachricht der französischen Botschaft, dem Ministerium des Äußeren und dem Zaren nach Zarskoje Selo. Später wohnte ich als Vertreter von Frankreichs und Rußlands Verbündetem einem Hochamte in der französischen katholischen Kirche bei. Bei meiner Rückkehr zur Botschaft fand ich viele Blumengaben vor, die mir von Russen aller Gesellschaftsklassen als Zeichen der Dankbarkeit gegen ihren neuen Verbündeten dargebracht worden waren.

Während dieser wundervollen Tage zu Anfang August schien sich Rußland vollkommen verwandelt zu haben. Der deutsche Botschafter hatte geweissagt, eine Kriegserklärung würde eine Revolution hervorrufen. Er hatte sogar am Vorabend seiner Abreise den Ratschlag eines Freundes, seine Kunstsammlung zur Aufbewahrung in die Eremitage zu senden, mit der Bemerkung abgelehnt, die Eremitage würde das erste Gebäude sein, das man plündern werde. Zu seinem Unglück gab es im ganzen russischen Kaiserreich nur einen einzigen Ausbruch der Pöbelwut und das war — die vollkommene Ausplünderung der deutschen Botschaft am 4. August. Anstatt eine Revolution hervorzurufen, schmiedete der Krieg ein neues Band um Herrscher und Volk. Die Arbeiter schworen alle Streiks ab und die verschiedenen politischen Parteien ließen ihre Zänkereien beiseite. In der Duma, die der Zar zu einer

außerordentlichen Sitzung einberufen hatte, überboten sich die Führer der verschiedenen Parteien darin, die Regierung zu unterstützen, die sie einige Wochen früher angeklagt hatten. Die Kriegskredite wurden einstimmig bewilligt, und sogar die Sozialisten, die sich der Abstimmung enthalten hatten, ermahnten die Arbeiter, ihr Vaterland gegen die Eindringlinge zu verteidigen. Indem sie sich derart um den Thron scharten, hegten sowohl Liberale als auch Fortschrittler die Hoffnung, daß der Krieg, der den Zaren in engere Fühlung mit dem Volke gebracht hatte, eine neue Ära konstitutioneller Reformen einleiten werde. In Moskau, im Herzen Rußlands, aber war es, wo das Empfinden des Volkes sich laut offenbarte, als der Zar, der Tradition seines Hauses gemäß, vor den heiligen Altären des Kreml seine Andacht verrichtete. Der französische Botschafter, ich, meine Frau und meine Tochter waren eingeladen, den Feierlichkeiten beizuwohnen. Am 6. August morgens zogen wir zum Kreml und wurden auf die große Galerie des Palastes geführt, wo viele hohe Beamte und Würdenträger aller Art, sowie auch Vertreter der Gemeinde und anderer Körperschaften die Ankunft des Herrscherpaares erwarteten. Bald danach erschienen der Zar und die Zarin, gefolgt von der Großfürstin Elisabeth, den vier jungen Großfürstinnen und dem kleinen Zarewitsch (der von einem riesigen Kosaken getragen wurde, weil er sein Bein verletzt hatte). In der Mitte der Galerie blieb der Zar stehen und hielt eine kurze Rede. Er sagte, er wäre nach Moskau gekommen, um Kraft im Gebet zu finden. Dann erwähnte er den wunderbaren Geist, in dem alle Klassen seiner Untertanen seinem Ruf zu den Waffen gefolgt wären. Er schloß, indem er Gottes Segen auf die verbündeten Armeen herabflehte. Dann nahmen wir in der sich formenden Prozession unsere Plätze ein und folgten der kaiserlichen Familie durch mehrere Räume, über die berühmte Rote Stiege hinab zu der Ouspensky Sabor (Himmelfahrtskathedrale), wo die Zaren gekrönt werden. Das Erscheinen der Majestäten wurde mit stürmischem Applaus begrüßt, während die Glocken aller Kirchen Moskaus ein Willkommen läuteten. Der folgende Gottesdienst war unbeschreiblich schön und eindrucksvoll. Die lange Reihe der Erzbischöfe und Bischöfe in ihren goldbrokatenen Gewändern und mit den von kostbaren Steinen funkelnden Mitren, die Fresken an den Wänden mit ihrem goldenen Hintergrunde, die juwelenbesetzten Heiligenbilder, alles das lieh der wundervollen alten Kathedrale Farbe und Glanz. Als wir unsere Plätze hinter der kaiserlichen Familie eingenommen hatten, erklang der tiefe Baß eines Priesters, der die Einleitung zur Liturgie sang, dann fiel der Chor ein und durchflutete, Psalmen und Hymnen des orthodoxen Ritus anstimmend, die Kirche mit Wohlklang. Als der Gottesdienst sich seinem Ende näherte, gingen der Zar und die Zarin, gefolgt von den Großfürstinnen, durch die Kirche, knieten in tiefer Andacht vor jedem Altare nieder und küßten einige besonders heilige Ikons, die ihnen der Metropolit reichte. Als die Tore geöffnet wurden, war die Sonne draußen nicht weniger eindrucksvoll. Über eine etwas erhöhte enge Plattform, auf der ihn nur ein niedriges Geländer von der Menge seiner knienden Untertanen trennte, — einige küßten sogar den Boden, als er vorbeikam, — schritt der Zar, von nicht endenwollenden Hochrufen begleitet, zum anderen Flügel des Palastes. Seine Majestät blieb einen Moment stehen und

lud den französischen Botschafter und mich ein, in seiner Nähe zu bleiben, „denn", sagte er, „dieser Jubel gilt ebenso Ihnen wie mir."

Als ich mit meinem französischen Kollegen nach dem Hotel fuhr, fragte ich mich, wie lange wohl diese nationale Begeisterung dauern werde und wie die Gefühle des Volkes für sein Väterchen sich gestalten würden, wenn der Krieg sich ungebührlich lange hinzöge.

Ich habe nicht die Absicht, den russischen Heeren durch alle Phasen des Krieges zu folgen, da mein Freund und früherer Militärattaché, Generalmajor Alfred Knox, bereits ein vorzügliches Buch darüber geschrieben hat: *With the Russian Armies, 1914—1917.* Ich werde mich daher auf eine kurze Skizze der wichtigsten Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatze mit besonderer Berücksichtigung ihres Einflusses auf die allgemeine Lage in Rußland beschränken.

Dem Drucke seiner Minister nachgebend, hatte der Zar die Absicht, selbst den Oberbefehl zu übernehmen, fallen gelassen und den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch zum Oberbefehlshaber ernannt.

Obgleich Deutschland schon am 1. August an Rußland den Krieg erklärt hatte, folgte Österreich, das den Krieg veranlaßt hatte, erst am 6. seinem Beispiel, indem es seinen Botschafter abberief. Dem Feldzugsplan des Generalstabes gemäß sollte Rußland im Süden sofort die Offensive gegen Österreich aufnehmen und sich im Norden defensiv verhalten, bis alles für das viel ernstere Unternehmen eines Vormarsches nach Deutschland geordnet sein würde. Wenn Rußland nur seine eigenen Interessen im Auge gehabt hätte, wäre dies zweifellos der beste Weg gewesen, aber es hatte auch an seine Verbündeten zu denken. Der deutsche Vormarsch im Westen zwang Rußland zu einer Diversion im Osten. Demgegenüber wurde der ursprüngliche Feldzugsplan abgeändert. Am 17. August, dem Tage nach beendeter Mobilmachung, eröffnete General Rennenkampf die Offensive mit einem Einfall in Ostpreußen. In den ersten zehn Tagen war seinen Operationen ein so vollkommener Erfolg beschieden, daß man hoffte, die ganze Provinz würde bald in seiner Hand sein. Er war indessen weitergegangen, als es unter den gegebenen Verhältnissen klug gewesen wäre. Der deutsche Generalstab, durch die vielen nach Berlin strömenden Flüchtlinge beunruhigt, zog Truppen vom Westen heran und betraute General von Hindenburg mit dem Oberbefehl im Osten. Zu gleicher Zeit erhielt der französische Botschafter wegen des erzwungenen Rückzuges der verbündeten Armeen im Westen den Auftrag, die russische Regierung zu möglichster Beschleunigung der Offensive in Ostpreußen zu drängen. Nach Ansicht der besten russischen Generäle war eine solche Offensive verfrüht und zum Mißerfolg verurteilt. Die Armee war noch nicht vollkommen organisiert, die Transportschwierigkeiten waren ungeheure. Die Truppen waren eigentlich noch nicht recht versammelt und das Land mit seinen Wäldern, Seen und Sümpfen ist ziemlich treffend mit einem Schwamme zu vergleichen, der alles aufsaugt, was in die Nähe kommt. Doch konnte sich Rußland der Bitte eines Verbündeten nicht verschließen, dessen Hauptstadt vom Feinde bedroht war. Samsonoffs Armee bekam demnach den Befehl zum Vorrücken. Das Ergebnis war die Schlacht von Tannenberg. Infolge taktischer Fehler der Kommandanten der Flügelkorps und des Mangels

an Verbindungsmitteln blieben die zwei Korps des Zentrums ohne Unterstützung. Die Russen verloren ihre ganze Artillerie sowie große Mengen von Geschossen und anderem Kriegsmaterial, das sie nur schwer missen konnten. Im Laufe weniger Wochen säuberten dann die Deutschen die ganze Provinz vom Feinde, ihm einen Gesamtverlust von einer Viertel Million Mann beibringend. Nebstbei wurde dadurch die Moral der russischen Armee und das Ansehen ihrer Führer ernstlich erschüttert. Obgleich die Russen später, im gleichen Jahre, Ostpreußen wieder betraten und die Grenzbezirke überfluteten, mußten sie es im folgenden Februar endgiltig räumen.

Das Unglück im Norden wurde bis zu einem gewissen Grade aufgewogen durch die glänzenden Siege im Süden, wo General Iwanoff mit General Alexejeff als Generalstabschef befehligte. Die Österreicher wurden durch die Armeen der Generale Rußki, Brussiloff und Radko Dimitrieff zurückgeworfen. Anfangs September wurde Lemberg eingenommen und im November die starke Festung Przemysl eingeschlossen. Die Österreicher verloren im ganzen 1000 Geschütze und 200000 Gefangene. Dieses schnelle Vorrücken erweckte bei vielen übertriebene Zukunftshoffnungen und mein französischer Kollege war eine Zeitlang so optimistisch, mit mir um fünf Pfund wetten zu wollen, daß der Krieg um Weihnachten beendet sein werde. Doch war die russische Dampfwalze bei ihren Bemühungen, den Druck im Westen zu erleichtern, in ein Tempo geraten, das ihrem schwerfälligen Mechanismus schlecht bekam. Rußland war sehr im Nachteil. Truppen und Nachschub mußten enorme Distanzen auf schlechten Wegen zurücklegen, und in Polen, wo zu Kriegsbeginn die Deutschen eingefallen waren, umschloß feindliches Gebiet allseits den Schauplatz der Kämpfe. Im Oktober standen die Deutschen sozusagen vor den Toren Warschaus. Die Ankunft des sibirischen Kontingents wandte die Lage zum Besseren. Die Russen nahmen die Offensive wieder auf, die Deutschen wurden zurückgeschlagen und entkamen mit knapper Not einer vernichtenden Niederlage bei Lodz. Es retteten sie nur die Verstärkungen, die sie dank ihrem strategischen Eisenbahnnetze noch schnell genug hatten heranbringen können. Die Rollen wurden noch einmal zu ihren Gunsten vertauscht, die Russen mußten sich zurückziehen und Mitte Dezember war ihre Offensive vollständig zum Stillstand gebracht. Der Vorhang hob sich zu dem Vorspiel der großen russischen Tragödie!

Am 25. September hatte General Joffre angefragt, ob Rußland bei dem herrschenden großen Verbrauch genügend Munitionsvorräte besäße, und die beruhigende Versicherung erhalten, es wäre in dieser Hinsicht kein Grund zur Besorgnis vorhanden. Aber am 18. Dezember wurden der französische Botschafter und ich durch den stellvertretenden Chef des Generalstabes ganz unvermittelt benachrichtigt, daß Rußland in seinen Depots wohl übergenug Soldaten habe, um seine kolossalen Verluste auszugleichen, aber keine Gewehre zu ihrer Bewaffnung und daß auch sein Vorrat an Artilleriemunition gänzlich erschöpft sei. General Bielaieff fügte hinzu, es seien zwar Bestellungen im Ausland gemacht und Schritte unternommen worden, um die Produktion der heimischen Fabriken zu steigern, doch würde die militärische Lage für die nächsten zwei bis drei Monate nicht nur schwierig, sondern geradezu kritisch sein. Diese Ankündigung kam wie ein Blitz aus

heiterem Himmel. Im ersten Stadium des Krieges bestand — wenn überhaupt — nur sehr wenig Zusammenwirken in den Plänen der verbündeten Oberbefehlshaber auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Sie waren zu sehr geneigt, dem System der „wasserdichten Abteilungen" zu huldigen. Wollte man im Westen eine Offensive machen, so waren die Russen im Osten in die Defensive gedrängt und vice versa. Die Folge davon war, daß die Deutschen eigene Armeekorps halten konnten, die sie nach Bedarf von einer Front zur anderen warfen. Als ich damals gegen die Vertuschung des Munitionsmangels in Rußland protestierte, wies ich auch nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer engeren Fühlungnahme der verbündeten Generalstäbe hin. Die Russen hatten ihre Berechnungen anscheinend auf ihre Erfahrungen im japanischen Kriege basiert und keine Vorbereitungen für einen Krieg von langer Dauer getroffen. Ich erinnere mich, einst ein hervorragendes Mitglied der Duma, das während der Balkankrisen die Aufnahme einer entschlossenen Ententepolitik befürwortet hatte, gefragt zu haben, ob denn Rußland für einen europäischen Krieg gerüstet sei. „Nein," war seine Antwort, „aber es wird auch nie gerüstet sein!" Der Mann hatte recht. Rußlands Industrie war noch rückständig, es hatte nicht genügend Fabriken und diese litten oft Mangel an den erforderlichen Maschinen und der notwendigen Anzahl ausgebildeter Arbeiter. Die Wiederbewaffnung Rußlands wurde für die Verbündeten in der Tat zu einem der schwierigsten Probleme. Obgleich ich persönlich den Pessimismus, der in Petrograd (so war die Hauptstadt umgetauft worden) Wurzel gefaßt hatte, nicht teilte, schätzte ich doch die Chance eines Marsches durch Schlesien nach Berlin sehr gering ein. Ich sah Rußlands zukünftige Rolle in der Zermürbung und allmählichen Zerstörung der feindlichen Kräfte durch einen Erschöpfungskrieg.

Zu der durch die militärische Lage verursachten Entmutigung gesellte sich die von Graf Witte und seinem germanophilen Kreis geführte Friedenskampagne als ein jedenfalls beunruhigendes Symptom. Graf Witte war, wie ich schon im 13. Kapitel dargelegt, immer der Ansicht gewesen, daß Rußlands Interessen ein inniges Einvernehmen mit Deutschland erheischten, und erklärte jetzt offen, Rußland könne durch die Fortsetzung des Krieges nichts gewinnen und müsse Frieden schließen. In einer unserer Unterredungen mit Sazonoff Anfang November wies mein französischer Kollege nachdrücklich darauf hin, daß es für den Zaren an der Zeit wäre, etwas gegen diese Kampagne zu veranlassen, die schon gefährliche Formen annehme. Sazonoff schlug darauf vor, der französische Botschafter solle diese Sache selbst dem Zaren vortragen, und versprach, ihm für diesen Zweck eine Audienz zu vermitteln. In dieser Audienz, die eine Woche später stattfand, erwähnte der Zar Graf Wittes Namen nicht, weshalb Paléologue nicht wagte, selbst das Thema anzuschneiden. Da Graf Wittes Angriffe hauptsächlich gegen Großbritannien gerichtet waren, entschloß ich mich, seine Herausforderung anzunehmen, und hielt zu Sylvester im englischen Klub folgende Rede: „Wir werden von gewissen wohlbekannten Germanophilen angeklagt, Rußland aus selbstischen Gründen in den Krieg getrieben zu haben und es nun den ganzen Anprall allein aushalten zu lassen. Wir werden von diesen Herren fortwährend gefragt: ‚Wo ist Eure Flotte? Was macht Eure Armee?' Ich

werde es ihnen sagen." Ich sprach nun über die Taten der britischen Armee und Flotte, zählte alle Dienste auf, die sie der Sache der Verbündeten geleistet hatten, und führte schließlich Deutschland — den besonderen Freund unserer Kritiker — als Zeugen für die Wahrheit meiner Darstellung ins Treffen. Gegen England seien der deutschen Poeten Haßgedichte gerichtet und über England gössen die deutschen Professoren die ganze Schale ihres Zornes aus. Das täten sie, weil sie wüßten, daß das britische Reich den Weg zur Weltbeherrschung verstelle, von der das Vaterland träumte. Diese Rede hatte einen enormen Erfolg. Sie wurde nicht nur in allen russischen Zeitungen in extenso abgedruckt, sondern auch zum Gegenstande langer Leitartikel gemacht, in denen mir zu dem Mut gratuliert wurde, das Geschwür zu öffnen, an dem Rußland litt. Der Zar, den ich kurz darauf sah, sagte mir, er habe sich sehr über meine freimütige Rede gefreut. Sie hatte noch ein Nachspiel. Einige Tage später erhielt ich den Besuch eines bekannten Journalisten, der mich im Namen des gerade kranken Grafen Witte fragte, ob meine Rede an Graf Wittes Adresse gerichtet gewesen sei. Ich erwiderte, ich müsse auf diese Frage die Antwort verweigern, da es in St. Petersburg gar viele Germanophile gebe. Diese alle könnten die gleiche Frage an mich richten, ich aber könnte doch wahrlich nicht jedem persönlich antworten. Mein Journalist war nicht befriedigt und sagte, Graf Witte bestünde auf einer Antwort. Da meinte ich: Sie können Graf Witte von mir ausrichten, ich hätte, als ich meine Rede hielt, an alle jene gedacht, die die von mir getadelte Sprache führten und — wenn ihm der Rock paße, könne er ihn ja anziehen.

KAPITEL XVII

1914—1915

Sofort nach Eröffnung der Feindseligkeiten streckte Sazonoff Fühler aus, um sich die wohlwollende Neutralität jener Staaten zu sichern, die infolge ihrer geographischen Lage oder ihrer territorialen Aspirationen leicht in den Konflikt gezogen werden konnten. Bulgarien wurden gewisse Distrikte von Serbisch-Mazedonien für den Fall angeboten, daß Serbien nach einem glücklichen Ausgange des Krieges einen Zugang zur Adria bekäme. Rumänien wurde durch die Zusicherung des größeren Teiles von Transsylvanien und der Hälfte der Bukowina gelockt. An Italien wurden im Hinblicke auf die Italia irredenta Annäherungsversuche gemacht und Seiner Majestät Regierung forderte man auf, Verhandlungen mit Japan zu eröffnen. Japan trat am 22. August in den Krieg ein, aber Rumänien blieb unter dem Vorwande der guten Freundschaft, die zwischen König Carol und Kaiser Franz Joseph solange bestanden habe, ferne. Erst nach König Carols Tode im folgenden Oktober wurden in Bukarest die endlosen Verhandlungen aufgenommen, die schließlich zu Rumäniens Eintritt in den Krieg führten, als es — zu spät war. Eine Frage von allergrößter Bedeutung war für Rußland, besonders nach der Durchfahrt der „Göben" und „Breslau" durch die Meerengen, die Haltung, die die Türkei einnehmen würde. Es wurden sofort Verhandlungen in Konstantinopel eröffnet, um die Neutralität der Türkei zu erkaufen. Aber Deutschlands Einfluß, erhöht durch das Prestige seiner Siege und seiner zwei Kriegsschiffe vor Konstantinopel, überwog jenen der Entente und trug den Sieg davon. Anfangs Oktober wurden die Meerengen gesperrt und einige Wochen später drangen zwei türkische Torpedoboote in den Hafen von Odessa ein, wo sie ein russisches Kanonenboot versenkten.

Die Sperrung der Dardanellen war ein schwerer Schlag für Rußland. Mit nur zwei Häfen — Wladiwostok im fernen Osten und dem im Winter zugefrorenen Archangelsk im Norden — war es nun eigentlich von jeder Verbindung mit seinen Verbündeten im Westen abgeschnitten. Die Notwendigkeit eines freien Zuganges zum Meere wurde so dem russischen Volke zum Bewußtsein gebracht und seine Blicke richteten sich auf Konstantinopel als höchsten Siegespreis. Moskau war in dieser Hinsicht führend, und der Zar sagte seinem Volke in dem Manifest, das nach der Abberufung der verbündeten Botschafter aus Konstantinopel erlassen wurde: „Die unverantwortliche Einmischung der Türkei bereitet nur den Weg zur Lösung der uns von unseren Vätern an den Gestaden des Schwarzen Meeres hinterlassenen Aufgabe." Wir verhandelten damals gerade mit Rußland über

Persien. Obgleich wir weder gegen die beständige Anwesenheit russischer Truppen in Aserbeidschan, die dort die Ordnung aufrechterhalten sollten, noch gegen deren Durchmarsch für den Fall eines türkischen Angriffes auf Persien eine Einwendung erhoben, wünschten wir doch nicht, daß Rußland dem Beispiele Deutschlands in Belgien folge und Persiens Neutralität verletze. Seiner Majestät Regierung hatte aber immerhin der neuen, durch den Eintritt der Türkei in den Krieg geschaffenen Lage Rechnung zu tragen und mußte den Aspirationen des russischen Volkes Zugeständnisse machen. Ich erhielt daher anfangs November die Ermächtigung, die russische Regierung zu benachrichtigen, daß die Frage Konstantinopels und der Meerengen im Falle der Besiegung Deutschlands den russischen Interessen gemäß entschieden werden würde. Diese von Sazonoff dankbarst gewürdigte Erklärung befriedigte aber die russische Regierung nicht lange, weil sie nicht deutlich genug gehalten war. Während der Wintermonate nahm die Bewegung an Stärke zu. In der Duma wurden die Anspielungen der Minister auf Rußlands glänzende Zukunft an den Ufern des Schwarzen Meeres mit Beifall aufgenommen. Anfangs März sprach Sazonoff mit dem französischen Botschafter und mit mir über die Erregung, welche die Frage von Konstantinopel im ganzen Lande auslöse, und über die Notwendigkeit ihrer radikalen Lösung. Der Zar, bemerkte er, empfinde, daß er nach all den seinem Volke auferlegten Opfern nicht mehr zögern könne, seine Verbündeten für den Fall des Sieges um die definitive Zusicherung ihrer Einwilligung zu der Angliederung Konstantinopels an das Russische Reich zu ersuchen. Am 13. März erhielt ich den Befehl, den Zaren persönlich zu benachrichtigen, daß Seiner Majestät Regierung bereit wäre, diese Zusicherung unter gewissen Bedingungenzu geben. Sie sei wohl noch nicht in der Lage, alle eigenen Desiderata zu definieren, Rußland müßte jedenfalls die Revision des englisch-russischen Abkommens von 1907 zugestehen und die neutrale Zone in Persien als britische Sphäre anerkennen. Was Konstantinopel anbeträfe, müßte England die Bedingung der freien Durchfahrt von Handelsschiffen durch die Dardanellen stellen und einen Freihafen für Transitwaren von und nach nichtrussischem Gebiet am Schwarzen Meere verlangen. Die britische Regierung erwarte ferner, Rußland werde alles in seiner Macht stehende tun, um Rumänien und Bulgarien die Teilnahme am Kriege gegen die Türkei und die Zentralmächte zu erleichtern.

Da der Zar am nächsten Morgen an die Front gehen wollte, arrangierte Sazonoff, daß ich ihn nach Zarskoje begleitete und vom Herrscher am Abend in Audienz empfangen werden sollte. Der Zar empfing uns in seinem Arbeitszimmer und fragte mich nach einigen freundlichen Worten der Begrüßung: „Sie haben mir eine Mitteilung zu machen?“ Ich erwiderte, ich hätte eine Botschaft auszurichten, deren Empfang ihm, wie ich glaubte, ebensoviel Freude machen würde, wie mir die Übermittlung, nämlich daß Seiner Majestät Regierung einwillige, Rußlands hundertjährige Aspirationen auf Konstantinopel und die Dardanellen unter Bedingungen zu verwirklichen, deren Annahme ihm keine Schwierigkeiten machen würde. Ich zählte dann diese Bedingungen auf. Der Zar beauftragte mich hierauf, Seiner Majestät Regierung seinen wärmsten Dank zu übermitteln, und erkundigte sich nach

der bestehenden Abmachung betreffs der neutralen Zone. Ich erklärte in großen Zügen das Wesen der Vereinbarung, hinzufügend, daß die Einverleibung der neutralen Zone in die britische Sphäre eine Ursache beständiger Reibungen zwischen den beiden Regierungen beseitigen und einen großen Fortschritt auf dem Wege zur endgültigen friedlichen Lösung der persischen Frage bedeuten würde. Als der Zar noch immer zögerte, wagte ich zu bemerken: „Hätte ich Eurer Majestät vor einem Jahre Konstantinopel für eine Erklärung des russischen Desinteressements an der neutralen Zone angeboten, so würde ich über Eurer Majestät Antwort keinen Zweifel gehabt haben." Der Zar lachte und gab mir recht. Auf meine Frage, ob ich meine Regierung benachrichtigen dürfe, daß Seine Majestät ihre Bedingungen im Prinzipe annehme, bemerkte Sazonoff, Rußland müsse dafür vollkommene Bewegungsfreiheit in seiner eigenen Sphäre erhalten, Rußland hege nicht das Verlangen, Nordpersien zu annektieren, möchte aber den Vorstellungen, die wir fortwährend gegen sein Vorgehen dort erhöben, ein Ende setzen. Ich erwiderte, daß auch wir nicht die leiseste Absicht hätten, die neutrale Zone zu annektieren, daß es im Gegenteil unser Ziel wäre, Persiens Unverletzlichkeit zu sichern. Das würde leichter zu erreichen sein, wenn durch ein neues Abkommen ehrgeizige russische Konsuln verhindert würden, den Wünschen ihrer Regierung entgegen eine Draufgängerpolitik zu verfolgen. Gleichzeitig könnten die russischen und britischen Vertreter in Teheran einen Vertrag ausarbeiten, der Rußland in seiner eigenen Sphäre genügende Bewegungsfreiheit verschaffte, ohne Persiens Unabhängigkeit zu verletzen. Ich sagte dann, mich an den Zaren wendend, nach dem Kriege würden Rußland und Großbritannien die zwei mächtigsten Reiche der Welt sein. Mit der Lösung der persischen Frage würde der letzte Grund zur Reibung zwischen ihnen verschwinden und der Weltfriede wäre gesichert. Der Zar stimmte herzlich zu. Seine Majestät ermächtigte mich schließlich, meiner Regierung bekanntzugeben, daß er unsere Bedingungen im Prinzip angenommen habe. Das Ende der Audienz galt der Besprechung der italienischen Forderungen nach Kompensationen in Dalmatien und sonst an der Adria. Einen Atlas öffnend, folgte der Zar Sazonoffs Bericht, er wies mit einer Schnelligkeit, die mich überraschte, auf jede Stadt oder jeden Bezirk hin.

Die Verhandlungen mit Italien wurden durch die Tatsache erschwert, daß viele seiner Forderungen sich mit denen Serbiens kreuzten. Es war die alte Frage slawischer Interessen, und in Rußland gab es eine starke Partei, der auch so einflußreiche Persönlichkeiten wie Großfürst Nikolaus angehörten, die der Annahme der italienischen Forderungen widerstrebte. Sie behauptete, Rußland könne Italien nicht gestatten, an der Adria eine Position zu erringen, die Serbien zu seinem Vasallen machte, und es würde in nicht ferner Zukunft mit neuen Unruhen, wenn nicht gar mit einem Kriege zu rechnen sein, wenn man Serbiens Wünsche unbefriedigt ließe. In Anbetracht der großen Wichtigkeit einer Mitwirkung Italiens mußte ich mich bemühen, diese Einwände zu zerstreuen und die russische Regierung für die nötigen Konzessionen zu gewinnen. Glücklicherweise war Sazonoff großzügig genug, Rußlands besondere Interessen den allgemeinen der Verbündeten unter-

zuordnen. Er nahm schließlich die Abmachung an, der zufolge Italien am 23. Mai in den Krieg trat.

Zur selben Zeit wurden Verhandlungen mit Rumänien, Griechenland und Bulgarien angeknüpft.

Die Sprache Bratianus gab uns anfangs Grund zur Hoffnung, daß Rumänien Italiens Beispiel sogleich folgen werde. Aber obgleich Rumänien wußte, daß Italien im Begriffe stand, Österreich den Krieg zu erklären, ließ es sich den günstigen Augenblick im Frühling 1915 entgehen. Damals hielten die Russen die wichtigsten Karpathenhöhen besetzt und Rumäniens Mitwirkung würde die Situation gerettet haben. Der Krieg hatte sich jetzt zu Deutschlands Gunsten gewendet. Je weiter sich die Russen zurückzogen, desto weniger Lust hatte Rumänien, den Mittelmächten den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sieht man von der militärischen Frage ab, so zogen sich auch die Verhandlungen über den für Rumäniens Intervention zu zahlenden Preis monatelang hin. Bratianu verlangte den Pruth und die Theiß als zukünftige Grenzen, ein Verlangen, das die Einverleibung der Bukowina und des Banats in Rumänien bedeutete. Rußland war vom Standpunkte seiner eigenen Interessen gegen eine Erwerbung der ganzen Bukowina durch Rumänien, und weder Rußland noch seine Verbündeten fühlten sich berechtigt, durch Überlassung des ganzen Banats das rumänische Gebiet bis fast vor die Tore Belgrads auszudehnen. Aber Not ist ein harter Lehrmeister! Wir konnten den Deutschen nicht erlauben, der Türkei über Rumänien Kriegsmaterial zu senden. Zuerst gestand Sazonoff Rumänien den größeren Teil der Bukowina zu, dann beugte er sich den Wünschen der Alliierten und gab auch in der Frage des Banats nach. Die letzte Konzession wurde an verschiedene Bedingungen, die Sir Edward Grey zum Schutze der Interessen Serbiens und seiner Hauptstadt vorschlug, sowie an die Abmachung geknüpft, daß die Alliierten Serbien durch die Erleichterung seiner Vereinigung mit Kroatien entschädigen würden, wenn dieses einwilligte. Ferner stellte Sazonoff die Bedingung, daß Rumänien binnen fünf Wochen ins Feld ziehen solle. Das lehnte Bratianu ab. Er war bereit, auf obiger Basis ein politisches Übereinkommen abzuschließen, bestand jedoch darauf, den Zeitpunkt des Inkrafttretens von der militärischen Lage und von Bedingungen, die in einer Militärkonvention festgelegt werden sollten, abhängig zu machen. Tatsächlich war die militärische Lage Ende Juli eine solche, daß Bratianu mit seinem Ausspruch, Rumänien würde in sein Unglück rennen, wenn es jetzt marschierte, wahrscheinlich recht hatte.

Anders wäre es gewesen, wenn es uns gelungen wäre, Bulgarien auf unsere Seite zu ziehen, denn seine Intervention würde die Situation derart gebessert haben, daß Rumänien das Risiko hätte auf sich nehmen können. Umgekehrt hätte eine definitive Zusage Rumäniens unsere Verhandlungen mit Bulgarien erleichtert. Aber wir hatten uns, wie Sazonoff zu mir bemerkte, in einem circulus vitiosus bewegt. Wir hatten uns, sagte er, bemüht, einem jeden zu gefallen und dadurch Bankerott gemacht, denn auf dem Balkan wäre es unmöglich, den einen zu befriedigen, ohne die anderen zu beleidigen. Wir müßten uns also fragen, wer von ihnen uns den größten Beistand leisten und wer uns als Feind am gefährlichsten werden könnte. Griechenland wäre

jede Ausflucht recht, nur um Serbien keinen Beistand leisten zu müssen. Auf seine Mitwirkung wäre nicht zu zählen, es könnte sich aber auch nicht Deutschland anschließen, da seine Küsten sonst den Verbündeten auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert wären. Serbien könnte niemals gemeinsame Sache mit den Mittelmächten machen, und es würde uns auch nicht berühren, wenn es aus Groll die Offensive gegen Österreich verzögerte. Der wichtigste Faktor wäre Bulgarien. Die Forcierung der Dardanellen wäre sowohl aus politischen als auch aus nationalen Gründen von größtem Interesse für Rußland und die Mitwirkung der bulgarischen Armee würde diese Aufgabe sehr erleichtern. Wir sollten daher alle unsere Bemühungen darauf richten, uns dieses Beistandes zu versichern, selbst auf die Gefahr hin, die anderen Staaten zu beleidigen. Seiner Majestät Regierung hatte von allem Anfang an die Wichtigkeit einer Mitwirkung Bulgariens erkannt, aber trotz niemals nachlassender Bemühungen gelang es nicht, die Regierungen von Belgrad und Athen zu den notwendigen Opfern zu bringen. Griechenland weigerte sich, Kawalla aufzugeben, und Serbien erklärte, es könne nationales Territorium nicht ohne Bewilligung der Großen Skupschtina abtreten, deren Einberufung wegen des Krieges nicht möglich sei. Rumänien dagegen hatte der eventuellen Abtretung von Dobritsch und Baltschik zugestimmt. Im Laufe der Verhandlungen wurde es klar, daß der Mindestpreis für die Erlangung der bulgarischen Mitwirkung die Überlassung der sogenannten unbestrittenen Zone in Mazedonien wäre. Diese Zone war Bulgarien durch den serbisch-bulgarischen Vertrag von 1912 zuerkannt worden, nach dem zweiten Balkankrieg aber, im Frieden von Bukarest, Serbien zugefallen. Ende Juli wurde auf Sir Edward Greys Anregung beschlossen, daß die Vertreter der Alliierten in Belgrad an die serbische Regierung dringend appellieren sollten, für Bulgariens sofortige Mitwirkung die Zone nach Beendigung des Krieges abzutreten. Die Alliierten — sollten sie beifügen — würden sich verpflichten, Serbien so weitgehende Kompensationen zu sichern, daß seine wichtigsten politischen und ökonomischen Aspirationen voll erfüllt und auch seine territoriale Verbindung mit Griechenland aufrechterhalten würde. Um diesem Appell mehr Nachdruck zu verleihen, bekam ich die Weisung, um eine Audienz anzusuchen und Seiner Majestät vorzuschlagen, er möge den Prinzregenten daran erinnern, daß dieser zu Beginn des Krieges sein Schicksal in die Hand des Zaren gelegt habe, und eine Weigerung der serbischen Regierung, sich unserem Ersuchen zu fügen, den ganzen Verlauf des Krieges gefährden könnte. Der Zar empfing mich am 28. Juli in Audienz. Nachdem ich ihm die Lage erklärt hatte, sagte er, er anerkenne vollkommen, wie wichtig es wäre, den Beistand der bulgarischen Armee zu erlangen, um unseren Operationen an den Dardanellen den Erfolg zu sichern, doch könne er dem Prinzregenten ein solches Telegramm nicht schicken. Es sei wohl wahr, daß wir durch Serbien in den Krieg verwickelt worden seien, aber Serbien sei unser Verbündeter, und wir hätten es nicht immer ganz gerecht behandelt. Wir hätten, ohne es zu fragen, einige seiner wichtigsten Interessen geopfert, um Italien zu befriedigen, und seien jetzt daran, Rumänien den Banat zuzusprechen. Eine Weigerung des Prinzregenten würde ihn in eine recht unangenehme Lage bringen. Ich erwiderte, Serbiens Heldenmut

finde unsere uneingeschränkte Bewunderung und wir anerkennten voll die Dienste, die es uns in den ersten Stadien des Krieges geleistet habe, doch sei es seit einigen Monaten nicht in der Lage gewesen, irgendeine Aktion von Bedeutung durchzuführen. Die Verbündeten anderseits hätten niemals aufgehört, enorme Opfer zu bringen. Serbien könnte nicht erwarten, daß sie es ohne Gegenleistungen uneingeschränkt weitertäten. So sehr wir auch mit ihm sympathisierten, wären wir durchaus berechtigt, von ihm eine Konzession zu verlangen, die den Krieg abzukürzen vermöchte. Während des ersten Balkankrieges wäre ein Ausgang zur Adria und nicht Mazedonien der Hauptgegenstand seiner Ambition gewesen und diese sollte jetzt in einem nie geträumten Maße befriedigt werden. Mazedonien indessen gehörte erst seit dem Sommer 1913 zu Serbien, während es vor diesem Zeitpunkte, im Jahre 1877, durch Zar Alexander II. und im Jahre 1912 durch Serbien selbst Bulgarien zuerkannt worden sei. Wir verlangten auch nur etwas, was für Serbiens Sicherheit notwendig sei, denn wenn sich Bulgarien den Mittelmächten anschlösse, stünde seine Existenz als Nation auf dem Spiele. Meine Rede machte auf den Zaren Eindruck. Er versprach, sich die Sache zu überlegen, hinzufügend, es würde für ihn leichter sein, in dem vorgeschlagenen Sinne zu handeln, wenn König Georg, der König von Italien und Präsident Poincaré Depeschen ähnlichen Inhalts an den Prinzregenten richteten. Sazonoff, dem ich über diese Unterredung Bericht erstattete, stimmte dem Vorschlage des Zaren, der schließlich angenommen wurde, vollkommen bei. Sazonoff bemerkte auch, er freue sich über die von mir geführte Sprache, denn des Zaren ganze Sympathien seien auf Serbiens Seite. Die Antwort Serbiens auf die Mitteilungen der verbündeten Mächte war eine Art Kompromiß. Es war im Prinzip eine Annahme, doch mit so vielen Vorbehalten, daß sie für unseren Zweck wertlos wurde. Die Bulgaren hätten sich doch nur mit der ganzen unbestrittenen Zone zufrieden gegeben. Griechenland und Serbien hatten in einem im Frühjahr 1913 abgeschlossenen Bündnisvertrage vereinbart, keinen westlich des Wardars gelegenen Distrikt abzutreten. Griechenland, das sorgfältig vermied, Serbien die Unterstützung zu leihen, zu der es durch den Vertrag verpflichtet gewesen wäre, bestand auf der Einhaltung dieser besonderen Klausel. Obgleich man die Verhandlungen in Sofia und Belgrad fortführte, wurde die Aussicht mit jedem Tage geringer. In Sofia hatte man die Haltung Rußlands während des zweiten Balkankrieges nicht vergessen. Seit dem Falle Warschaus und Kownos sah man zudem die Sache der Verbündeten als verloren an. König Ferdinand, der schon die ganze Zeit mit den Mittelmächten geliebäugelt hatte, war nicht der Mann, sich auf die Seite des Unterliegenden zu schlagen, ganz besonders, da Deutschland bereit war, ihm für seinen Beistand doppelt soviel als die Alliierten zu zahlen. Er hielt auch unsere Vorschläge für zu unsicher. Nichts als eine unbedingte Zuerkennung der unbestrittenen Zone an Bulgarien hätte den Lauf der Dinge aufhalten können, denn der Gedanke, mit Serbien die alte Rechnung auszugleichen, war in der Armee populär. O'Beirne, der als Botschaftsrat mit mir in Petrograd gewesen war und später auf der Reise nach Rußland mit Lord Kitchener sein Leben einbüßte, wurde als bevollmächtigter Minister nach Sofia geschickt, aber leider zu spät, um die Fehler seines

Vorgängers wettmachen zu können. Er hatte anfangs September der Meinung Ausdruck gegeben, Serbien würde wohl einige unserer Forderungen zurückweisen, sie aber doch annehmen, wenn sie ihm einfach aufgezwungen werden würden. Nach meiner Ansicht hatte er recht. Ich hatte selbst in meinen täglichen Unterredungen mit Sazonoff und meinem französischen Kollegen in dem gleichen Sinne gesprochen. Paléologue dagegen war der Ansicht, wir könnten mit einem Verbündeten weder in einem solchen Tone sprechen, noch ihm eine derartige Erniedrigung zufügen. Doch der Einsatz, um den wir spielten, war zu hoch, als daß wir unsere Politik durch Rücksichten auf die Empfindlichkeiten irgendeiner Regierung beeinflussen lassen durften. Hätten wir einmal Bulgarien auf unsere Seite zu ziehen vermocht, so würde Rumänien sicherlich im Herbst 1915 sein Los mit dem unsrigen verknüpft haben. Das Schicksal der Türkei wäre dann besiegelt gewesen, und der Krieg hätte einen ganz anderen Verlauf genommen. Serbiens Zögern, ein Gebiet abzutreten, das es als sein Eigen betrachtete, war vielleicht natürlich, aber anders wäre es gewesen, wenn die Regierungen der Alliierten es diktiert hätten. Wie weit immer König Ferdinand in seinen Verhandlungen mit den Mittelmächten gegangen sein mochte, es ist zweifelhaft, ob Bulgarien gegen uns marschiert wäre, wenn ihm die Alliierten die Besetzung der „unbestrittenen Zone" — selbst in elfter Stunde noch — zugestanden hätten. Bestimmt würde sich Bulgarien zurückgehalten haben, wenn wir früher im Jahre gehandelt hätten. Sazonoff tat den Umständen gemäß sein möglichstes, aber er war nicht ermächtigt, jenen Ton anzuschlagen, der allein in Belgrad wirksam gewesen wäre. Es hätte zweifellos eines starken Druckes bedurft, um dem Zaren, dessen Sympathien natürlich ganz auf der Seite der Serben standen, die Einwilligung zu einem energischen Vorgehen der Mächte in Belgrad abzuringen. Ein solcher Druck würde aber den Krieg beträchtlich abgekürzt und Rußland vielleicht vor den Schrecken der bolschewistischen Revolution bewahrt haben. Nach Bulgariens Anschluß an die Mittelmächte und der gänzlichen Erschöpfung der russischen Armee durch ihren langen Rückzug, konnte ein Eingreifen Rumäniens nicht erwartet werden. Schon vor dem Falle Warschaus, im Laufe der oben erwähnten Audienz, hatte der Zar zugegeben, daß es ein Fehler wäre, Rumänien zu dem Feldzuge zu drängen, ehe die russische Armee die Offensive wieder aufnehmen könnte. Die Verbündeten mußten sich daher mit der politischen Abmachung zufriedengeben und die Bestimmung des Termins für Rumäniens Eintreten in den Krieg einer später abzuschließenden Militärkonvention überlassen.

KAPITEL XVIII

1915

Im April 1915 hatten die Russen die starke Festung Przemysl eingenommen und waren bis auf einige Meilen an Krakau herangekommen. Sie hatten auch die Karpathen überschritten und waren in die ungarische Tiefebene hinabgestiegen. Aber aus Mangel an Geschossen und Gewehren waren sie außerstande, diese Siege auszunutzen. Die Deutschen, die dies erkannten, entschlossen sich, die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatze durch Heranziehung mehrerer Armeekorps aus dem Westen zu ihren Gunsten zu wenden. Mackensen, der mit dem Oberbefehl über die österreichisch-deutschen Truppen betraut worden war, nahm anfangs Mai die Offensive auf. Die russische Armee — einer schrecklichen Beschießung ausgesetzt, die sie nicht erwidern konnte, und geschwächt durch die Entsendung von Truppen in die Karpathen — zog sich auf der ganzen Linie zurück. Sie mußte eine der schwer errungenen Eroberungen nach der anderen aufgeben. Im Juni fielen Przemysl und Lemberg, im August ergaben sich in rascher Folge Warschau, Nowo Georgiewsk, Kowno, Grodno und Brest Litowsk. Während dieses langen, unheilvollen Rückzuges waren die Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen ungeheuer. Der Mangel an Gewehren war so groß, daß ein beträchtlicher Prozentsatz Soldaten unbewaffnet warten mußte, bis er die Gewehre der gefallenen Kameraden aufnehmen konnte. Es war ein reines Wunder, daß die Armee intakt blieb. Einmal war Petersburg selbst in solcher Gefahr, daß Schritte unternommen wurden, die Archive und den Goldschatz nach Vologda zu senden. Man hatte auch daran gedacht, die Kunstschätze aus der Eremitage zu entfernen, doch der Zar erhob Einspruch dagegen, weil er eine Panik befürchtete. Glücklicherweise kam der deutsche Vormarsch zum Stehen. Die Vorbereitungen zur Evakuierung der Hauptstadt wurden eingestellt. Die deutsche Offensive in Kurland war von gleichem Erfolge begleitet. Das Betriebsmaterial der Fabriken von Riga wurde vorsichtshalber nach dem Osten geschafft. In den nächsten neun Monaten hielt die russische Armee im allgemeinen die Linie, die sie gegen Mitte September besetzt hatte, wenn sie auch von Zeit zu Zeit einige glänzende lokale Erfolge zu verzeichnen hatte.

Am 5. September, als die militärische Lage am schlechtesten war, übernahm der Zar den Oberbefehl, mit General Alexejeff als Generalstabschef, obgleich seine Minister ihr möglichstes getan hatten, um ihn von diesem, wie sie meinten, gefährlichen Schritte abzuhalten. Die verbündeten Regierungen erfüllte diese Mitteilung mit großer Besorgnis, konnten aber natürlich den Wunsch nach Beibehaltung des Großfürsten Nikolaus als Ober-

befehlshaber nicht vorbringen, denn das wäre eine Einmischung in eine rein innere Angelegenheit gewesen, in welcher der Zar schon entschieden hatte. Im Februar 1915 hatte ich wohl einmal den Auftrag erhalten, zugunsten eines bekannten Revolutionärs (Burzeff) zu intervenieren, der nach Rußland zurückgekehrt war, um seine Kameraden zu überreden, ihre umstürzlerische Tätigkeit einzustellen und für die erfolgreiche Fortführung des Krieges zu arbeiten, aber verhaftet und zur Deportation nach Sibirien verurteilt worden war. Der patriotische Brief, den Burzeff vor seiner Abreise nach Rußland veröffentlicht hatte, machte, wie ich Sazonoff vertraulich mitteilte, in England einen so günstigen Eindruck, daß man allgemein hoffte, er würde begnadigt werden. Sazonoff übernahm es, Burzeffs Sache beim Zaren zu vertreten, und Seine Majestät geruhte, ihn nach einigem Zögern zu begnadigen. Doch während der Besprechung dieser Angelegenheit mit Sazonoff hatte der Zar bemerkt, es sei merkwürdig, daß die Engländer und Franzosen sich für Rußlands innere Angelegenheiten soviel mehr interessierten als vice versa die Russen — eine sanfte Mahnung für uns, daß uns die Einmengung in Fragen der russischen Verwaltung auf verbotenen Boden führe. In einer Audienz, die mir die Zarin anfangs September gewährte, nahm ich aber doch die Gelegenheit wahr, Ihrer Majestät zu sagen, daß ich die Besorgnisse des Ministerrates bezüglich der Entschließung des Zaren teilte. Seine Majestät würde nicht nur die ganze Verantwortung für jedes neue die Armee treffende Unglück zu tragen haben, sondern nähme durch die Zusammenlegung der Pflichten eines Oberbefehlshabers und der des Selbstherrschers eines großen Reiches eine Last auf sich, die kein Mensch zu tragen vermöchte. Die Zarin widersprach sogleich. Sie sagte, der Zar hätte vom ersten Augenblicke an das Oberkommando ergreifen müssen, und jetzt, da seine Armee soviel gelitten habe, sei sein Platz unbedingt bei seinen Truppen. „Ich habe keine Geduld mit Ministern, die versuchen, ihn von der Ausübung seiner Pflichten zurückzuhalten," fuhr sie fort, „die Lage verlangt Standhaftigkeit. Leider ist der Zar schwach, aber ich bin es nicht und ich werde fest bleiben." Ihre Majestät hielt ihr Wort. Der Zar konnte vom Hauptquartier aus mit seinen Ministern nicht in steter Berührung bleiben, und war viel zu sehr mit militärischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er den Fragen der inneren Politik jene Aufmerksamkeit hätte widmen können, die der zunehmende Ernst der Lage verlangte. Das Ergebnis war, daß eigentlich die Zarin Rußland regierte, besonders seit im Februar Stürmer Ministerpräsident geworden war. Neben anderen Gründen hatte die Furcht, das Ansehen des Großfürsten als Heerführer könnte nach und nach das des Herrschers verdunkeln, die Zarin bewogen, den Zaren zur Übernahme des Oberbefehls anzuspornen. Sie war tatsächlich eifersüchtig. Anderseits hatten des Großfürsten Feinde, darunter Rasputin, ihr möglichstes getan, ihn bei Hof herabzusetzen, indem sie die Niederlagen der russischen Armee seiner fehlerhaften Führung zuschrieben. Rasputin hatte einen besonderen Grund, den Großfürsten zu hassen, denn als er einst, zu Beginn des Krieges, den Großfürsten telegraphisch um die Erlaubnis gebeten hatte, an die Front reisen und die Truppen segnen zu dürfen, hatte dieser ihm geantwortet: „Komm, ich werde dich hängen!"

Über diese verächtliche Persönlichkeit ist schon soviel geschrieben worden, daß für mich nur wenig zu sagen erübrigt. In Petersburg erzählte man einmal, daß Rasputin während einer meiner Audienzen in Zarskoje plötzlich das Zimmer betreten und ich mich sofort verabschiedet hätte, als der Zar ihn mir vorstellte. Es ist überflüssig zu sagen, daß diese wie viele andere Geschichten über Rasputins Tun und Lassen ins Reich der Fabel gehören. Es gab indessen in Petersburg viele Salons, in denen er ein geehrter Gast und der Gegenstand der Verehrung eines Kreises von Damen war, trotzdem er tatsächlich nicht nur wie ein Bauer gekleidet war, sondern sich auch darin gefiel, ungewaschen und ungekämmt zu erscheinen. Mein Freund Paléologue erzählt in seinem Buch über Rußland, wie er ihn einst in einem dieser Häuser getroffen und wie ihn Rasputin am Schlusse ihrer Unterhaltung an seine Brust geschlossen habe: *Me serra contre sa poitrine.* — Ich selbst versuchte niemals, meine Neugierde durch ein derartiges Zusammentreffen zu befriedigen, denn ich hielt es nicht für richtig, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen.

Rasputin stammte aus einem sibirischen Dorfe und war der Sohn eines ungebildeten Muschik. Wegen seines ausschweifenden Lebenswandels hatte er den Spottnamen „Rasputin" („Wüstling") erhalten. Der russische Bauer ist eine merkwürdige Zusammensetzung von Gut und Böse. Er ist voller Widersprüche, kann sanft und brutal, fromm und lasterhaft sein. Rasputin war keine Ausnahme von dieser Regel. Ein Trunkenbold und Wüstling, dessen schlummernde Neigung zum Mystizismus früh durch die Vorstellungen eines Priesters geweckt wurde, den er einmal nach einem entfernten Dorfe fuhr. Er nannte diese Fahrt selbst seine Reise nach Damaskus, denn wie zum heiligen Paulus so hätte auf dem Wege auch zu ihm eine Stimme gesprochen. Tief bewegt hätte er gelobt, ein anderes Leben zu führen. Als Pilger von Dorf zu Dorf wandernd, lebte er von den Gaben, die er erhielt, predigte und heilte er Kranke durch seine magnetische Berührung. In einem der Klöster, in dem er sich längere Zeit aufhielt, lernte er lesen und schreiben und eignete er sich seine oberflächlichen Kenntnisse der Theologie an. Einige Jahre später machte er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Er kam so nach und nach in den Ruf eines heiligen Mannes oder Staretz und es wurde ihm die Gabe zugesprochen, prophezeien und Kranke heilen zu können. Er hatte indessen viele Rückfälle und führte die längste Zeit ein Doppelleben. Er handelte gemäß seiner Lehre: Reue allein könne Rettung bringen, aber man könne nur bereuen, wenn man gesündigt habe. Der Versuchung nachzugeben, war demnach die erste Stufe zur Rettung. Eine Sekte, die er wirklich gründete, war eine Abart der Khlysty oder Geißelbrüder. Ihre Mitglieder strebten in einer etwas sonderbaren Weise nach ihrer Vereinigung mit Gott. Ihre nächtlichen Gottesdienste glichen mehr den Bacchanalien des alten Rom, als dem Ritus einer christlichen Kirche. Singend und jauchzend bewegten sich die Teilnehmer immer rascher in einem Kreise herum, wirbelten schließlich in einem verrückten Tanz durcheinander, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Es folgte dann eine Szene, über die man besser den Schleier der Verschwiegenheit breitet. Rasputin war zum Hohenpriester einer solchen Sekte sehr geeignet, da er eine ungewöhnliche Macht über Frauen hatte. Obgleich

er sich zu ihnen meistens abscheulich benahm, ließen sich seine Opfer lieber alle Mißhandlungen gefallen, ehe sie ihn verlassen hätten. Nur eine Frau hat sich gegen ihn aufgelehnt, ihn fast durch einen Dolchstoß in die Magengegend getötet.

Der Ruf von Rasputins Heiligkeit drang nach und nach bis zur Hauptstadt und im Jahre 1905 wurde er von einem bekannten Archimandriten dahin berufen, dank dessen Schutz er auch Einlaß in die Petersburger Gesellschaft fand. Er war bald von einem großen Kreis von Bewunderern umgeben, unter denen sich auch die zwei montenegrinischen Prinzessinnen, die Gattinnen der Großfürsten Nikolaus und Peter befanden, durch die er zwei Jahre später bei Hofe eingeführt wurde. Dort enthüllte er nur die mystische Seite seines Wesens. Durch persönlichen Hypnotismus oder eine Art von hypnotischer Suggestion hat er zweifellos den Zarewitsch — einen reizenden Knaben, den Abgott beider Eltern — von der Bluterkrankheit geheilt, an der dieser lange gelitten hatte. In dem Glauben, er könne durch seine Gebete das Leben ihres Sohnes schützen, setzte die Zarin alle ihre Hoffnungen auf Rasputin und hegte für ihn an Anbetung grenzende Gefühle. Sie wollte die Geschichten von seinem ausschweifenden Leben durchaus nicht glauben, nicht einmal, als eine seiner Trunkenheitsorgien die Intervention der Polizei verursacht hatte. Für sie war er immer untadelhaft — ein gottesfürchtiger Mann, der gleich den Heiligen der Vergangenheit verfolgt und geschmäht wurde.

Rasputin besaß die natürliche Schlauheit des russischen Bauern, aber er war kein gewöhnlicher Betrüger. Er glaubte an sich, an seine übernatürlichen Kräfte, an seine Sehergabe. Er warnte die Zarin, daß den Zarewitsch ein Unglück treffen würde, wenn es seinen Feinden gelänge, ihn — Rasputin — zu entfernen, denn des Zarewitsch Wohlbefinden hänge von seiner Gegenwart ab. Und so war es. Als er sich eine Zeitlang nach Sibirien zurückziehen mußte, ging es dem Knaben schlechter. Einmal, im Herbst 1912, nahm des Zarewitsch Krankheit infolge eines Unfalls eine so akute Form an, daß sein Leben in Gefahr war. Rasputin, den man sofort davon benachrichtigt hatte, sandte der Zarin ein tröstendes Telegramm mit der Versicherung, daß ihr Sohn am Leben bleiben werde. Es trat eine Besserung ein, der Knabe erholte sich und die Zarin schrieb seine Genesung Rasputins Fürsprache zu. Noch merkwürdiger ist, daß Rasputin der Zarin einstens sagte, sein Schicksal sei mit dem der kaiserlichen Familie unlöslich verbunden. Er war noch nicht drei Monate tot, als das Zarenreich zusammenbrach. Rasputin wurde durch Madame Wyroubowa, die Tochter des Kanzleidirektors des Zaren, Taneiew, mit dem Herrscherpaare in so nahe Berührung gebracht. Madame Wyroubowa war unglücklich verheiratet gewesen und hatte nach der Trennung von ihrem Manne in der Religiosität Trost gefunden. Die Zarin hatte Mitleid mit ihr, und so war Madame Wyroubowa mit der Zeit die unzertrennliche Begleiterin und Vertraute der Zarin geworden. Sie war eine der ersten gewesen, die sich zu unbedingtem Glauben an den „staretz" bekannten, und wurde, wie er vorausgesehen hatte, zu einer unschätzbaren Verbündeten. Sie fungierte als Vermittlerin zwischen der Zarin und Rasputin, befragte ihn in allen Dingen, korrespondierte mit ihm während seiner

kurzen Besuche in Sibirien und ermutigte die Zarin beständig, sich von seinen Ratschlägen leiten zu lassen. Auch machte sie sich nützlich, indem sie der Zarin wiedererzählte, was Personen in hohen Stellungen sagten und dachten. Um solche zur Äußerung ihrer politischen Ansichten zu bringen, gab sie zu verstehen, daß sie im Auftrage Ihrer Majestäten frage. Selbst zu dumm, um sich über Menschen und Dinge ein Urteil bilden zu können, wurde sie unbewußt das Werkzeug Rasputins und seiner Clique. Ich mochte sie nicht, traute ihr nicht und sah sie selten.

Rasputins Rolle bei Hof ist noch nicht ganz aufgeklärt. Sein Einfluß auf den Zaren war nicht so absolut als jener, den er auf die Zarin ausübte, und betraf mehr religiöse und kirchliche als politische Fragen. Zuerst war er hauptsächlich bemüht, seinen Freunden und Anhängern hohe Posten in der orthodoxen Kirche zu verschaffen und jeden Prälaten zu verdrängen, der es gewagt hatte, von ihm geringschätzig zu sprechen. Dank seiner Protektion wurde sein Jugendfreund, ein ungebildeter Bauer, namens Varnava, Bischof von Tobolsk, und etwas später Pitirim, ein Mann von sehr zweifelhafter Moral, Metropolit von Petrograd. Nach und nach begann er aber auch, sich in die Politik zu mischen. Er war mit mehreren reaktionären Ministern intim befreundet. Sie waren zu gleicher Zeit seine Beschützer und Schützlinge. Ein paar auf einen Fetzen Papier geschriebene Worte genügten, um seinen Protégés bei diesen Ministern die Erfüllung ihrer Wünsche zu verschaffen. Anderseits sprach er mit der Zarin und Madame Wyroubowa in dem von jenen gewünschten Sinne oder befürwortete er die Berufung eines seiner reaktionären Freunde auf einen freien Ministerposten. Auf diese Weise beeinflußte er den Zaren indirekt in der Wahl seiner Minister und folglich in der Richtung seiner Politik. Dies wurde besonders fühlbar, als nach der Übernahme des Oberbefehls durch den Zaren die Zarin allmächtig wurde. Aber wenn auch sein Einfluß maßgebend war, wurden die Fäden der Politik doch von anderen gesponnen, deren Interessen er diente und deren Intrigen er unterstützte. Unerzogen und von Fleischeslust beherrscht, war er eben nicht der Mann, eine konkrete Politik zu begreifen oder zu machen. Er überließ das anderen und war damit zufrieden, ihrer Führung zu folgen. In seinem Leben war Eigennutz das führende Prinzip. Niemand verstand es besser wie er, Leute unschädlich zu machen, die unbesonnen genug waren, ihn beim Zaren zu verklagen. Neben anderen hatte Kokovtseff, als er noch Ministerpräsident war, vergeblich versucht, dem Zaren die Augen über Rasputins wahren Charakter zu öffnen — mit dem Ergebnis, daß er demissionieren mußte. Auch Prinz Orloff, der jahrelang Chef des Militärkabinettes des Zaren gewesen, wurde aus demselben Grunde kurzerhand nach dem Kaukasus zum Stabe des Großfürsten Nikolaus verbannt.

Die innere Lage verschlechterte sich indessen immer mehr und die allgemeine Unzufriedenheit über die Kriegführung machte sich in Angriffen auf den Zaren und die Zarin Luft. Letztere wurde allgemein die „Deutsche" genannt, obgleich sie, wie sie mir selbst einmal erzählte, alle Bande, die sie mit Deutschland verknüpften, zerrissen hatte. Rasputin wurde zur selben Zeit verdächtigt, in deutschem Solde zu stehen, eine Anklage, die, genau genommen, nicht richtig war. Er stand mit Berlin nicht in direkter Verbin-

dung und erhielt auch nicht direkt von den Deutschen Geld, aber er wurde von gewissen jüdischen Bankiers, offenkundig deutschen Agenten, finanziell reichlich unterstützt. Da er die Gewohnheit hatte, diesen jüdischen Freunden alles zu erzählen, was er in Zarskoje gehört hatte, und da die Zarin ihn sowohl in militärischen als auch in politischen Fragen um Rat fragte, erlangten die Deutschen auf diesem indirekten Wege manche nützliche Informationen. Ohne also eigentlich ihr Agent zu sein, leistete er ihnen auch noch den Dienst, das kaiserliche Regime in Verruf zu bringen und so der Revolution die Wege zu ebnen. Die Deutschen verstanden es trefflich, die Situation auszunützen. Sie hatten schon mit der Friedenspropaganda unter den Frontsoldaten begonnen und hielten überall Spione. Durch einen solchen, Oberstleutnant Miassoyeidow, der später gehängt wurde, hatten sie so wertvolle Informationen über die russischen Truppenverschiebungen erlangt, daß es ihnen mehr als einmal glückte, eine beabsichtigte russische Offensive zu verhindern. Petrograd wurde während des ganzen Krieges von ihren geheimen Agenten und Anhängern unsicher gemacht. Die Atmosphäre war mit Pessimismus geladen; übertriebene Gerüchte über die schlechten militärischen Aussichten zirkulierten beständig. In Moskau war es anders. Dort spornten die schlechten Nachrichten von der Front den nationalen Geist zu neuen Anstrengungen an. Der Deutschenhaß war dort so groß, daß im Juni alle Läden, deren Inhaber deutsche Namen trugen oder deutscher Verbindungen verdächtig waren, geplündert wurden.

Die schlechte Versorgung der Armee hatte der Verwaltung das Vertrauen der Nation verscherzt. Alle Parteien, mit Ausnahme der äußersten Rechten, stimmten darin überein, daß außergewöhnliche Maßnahmen zur Erhöhung der Produktion getroffen werden müßten. Dank der Initiative des Präsidenten Rodzianko ernannte der Zar anfangs Juni ein aus Vertretern der Armee, der Duma und der Industrie zusammengestelltes Komitee, das die Machtbefugnis hatte, die russische Industrie für Kriegszwecke zu mobilisieren. Aber das allein genügte nicht und Rodzianko drängte den Zaren, die Duma einzuberufen und das Ministerium von einigen allzu reaktionären und unzulänglichen Mitgliedern zu reinigen. Seine Majestät willigte ein, und es wurde, trotz der Opposition der Kamarilla der Zarin, der Minister des Innern Maklakoff durch Prinz Scherbatoff, einen Mann von weitem Gesichtskreis und gemäßigten Anschauungen, ersetzt. Als ich einige Tage später beim Stapellauf eines Schlachtkreuzers mit dem Zaren zusammentraf, bemühte ich mich, indem ich die kürzlich stattgefundene Rekonstruktion des Kabinetts Asquith erwähnte, ihn zu weiterer Verfolgung jener Richtung zu ermutigen. Ich sagte ihm, in England seien alle Parteidifferenzen vergessen und Asquith habe jetzt eine Koalition aus den besten Köpfen des Landes gebildet, als das sicherste Mittel zur erfolgreichen Fortführung des Krieges. Der Zar gab zu, daß dies während einer großen nationalen Krise, wie der gegenwärtigen, der einzig richtige Weg sei, und eine Zeitlang schien es fast, als wollte er diesem Grundsatz gemäß handeln. Suchomlinoff, der Kriegsminister, Schteglovitoff, der Justizminister, Sabber, der Prokurator des Heiligen Synods, wurden nacheinander entlassen und durch Poliwanoff, Khvostoff und Samarin ersetzt. Seine Majestät veranlaßte diese Ände-

rungen, während er im Hauptquartier weilte und daher nicht unter dem direkten Einfluß der Zarin stand.

Eine der ersten Handlungen Samarins war es, dem Zaren zu sagen, er könnte für die Verwaltung der Angelegenheiten der orthodoxen Kirche nicht die Verantwortung übernehmen, solange es Rasputin erlaubt wäre, diese hinter den Kulissen zu beeinflussen. Rasputin wurde infolgedessen ein Wink gegeben, sich für einige Wochen zu entfernen. Der Zar bewilligte auch die Einberufung der Duma. Als sie am 30. Juli zusammentrat, klagte ein Abgeordneter nach dem anderen über die Unfähigkeit der Verwaltung, die so unsagbares Unglück über die Armee gebracht hatte. Mit großer Majorität forderte die Kammer die Regierung auf, Suchomlinoff vor Gericht zu stellen. Der liberale Abgeordnete Maklakoff (der Bruder des früheren Ministers des Innern) erklärte, das Land brauche „den rechten Mann am rechten Platze".

Mit der Abreise des Zaren nach dem Hauptquartier behufs Übernahme des Oberbefehls gewannen die Reaktionäre noch einmal die Oberhand. Am 26. September wurde die Duma vertagt. Zwei Tage später sandten die liberaleren Mitglieder der Regierung — Sazonoff, Scherbatoff, Samarin, Kriwoshein, Bark und Schachowski — ein gemeinsames Schreiben an den Zaren, in dem sie ihn baten, die Richtung seiner Politik zu ändern, und ihm eröffneten, es wäre ihnen unmöglich, länger unter Goremykin zu dienen. Der Zar zitierte sie daraufhin nach der Stavka und sagte ihnen, er könne eine solche Einflußnahme seiner Minister auf die Wahl seines Ministerpräsidenten nicht dulden. Weil Sazonoff das Kuvert, das den Brief an den Zaren enthielt, adressiert hatte, hielt ihn die Zarin für den Rädelsführer dieser Intrige. Sie vergab es ihm nie und ruhte nicht, bis sie seine Entlassung erreicht hatte.

Ungefähr zur selben Zeit tagten die Vereinigungen der Semstwos und der städtischen Vertretungen in Moskau. Es wurde dort eine Resolution angenommen, in welcher die sofortige Einberufung der Duma und die Ernennung einer Regierung verlangt wurde, die das Vertrauen der Nation besäße. Jede der Vereinigungen bestimmte überdies drei ihrer Mitglieder, die dem Zaren diese Forderungen vortragen sollten. Dem Rate Goremykins folgend, weigerte sich Seine Majestät, sie zu empfangen, und befahl Prinz Scherbatoff, die Präsidenten der beiden Verbände — Prinz Lwoff und den Bürgermeister von Moskau, Chelnokoff — nach St. Petersburg zu berufen und ihnen folgende Botschaft vorzulesen: „Ich schätze die edle Arbeit sehr hoch, welche die Semstwos und Städtevertretungen für die Verwundeten und Flüchtlinge (aus Provinzen, die von den Deutschen besetzt sind) leisteten und noch leisten. Ich erkenne ihnen aber nicht das Recht zu, sich in die Regierung betreffende politische Angelegenheiten einzumischen. Daher befehle ich Ihnen, das, was Sie zu sagen haben, meinem Minister des Innern mitzuteilen, der Auftrag hat, mir darüber Meldung zu erstatten." Die beiden Abgesandten erwiderten, sie seien von ihren Vereinigungen beauftragt, dem Zaren Moskaus Vorstellungen zu Füßen zu legen und eine Weigerung Seiner Majestät, sie zu empfangen, würde einen Bruch zwischen dem Herrscher und seinem Volk bedeuten. Prinz Scherbatoff war durch diese Worte so

beeindruckt, daß er schließlich einwilligte, Seiner Majestät die Angelegenheit zur nochmaligen Überprüfung zu unterbreiten. Er tat es und erhielt sofort seine Entlassung. Chelnokoff, ein Mann von sehr gemäßigten Ansichten, faßte später die Lage in die Worte zusammen: Es sei unerträglich, daß Rußland von einem kindischen Reaktionär wie Goremykin und einem betrunkenen Schurken wie Rasputin regiert würde.

Samarin, der eines der populärsten und geachtetsten Mitglieder der Regierung war, teilte Scherbatoffs Schicksal. Bekanntlich hatte Rasputin die Ernennung seines Freundes Varnava zum Bischof von Tobolsk durchgesetzt. Des letzteren Aufführung hatte seither einen solchen öffentlichen Skandal verursacht, daß Samarin ihn zur Rechenschaft ziehen mußte. Das Resultat war die Entlassung Samarins. Etwas später wurde ein anderer vorzüglicher Minister — Kriwoshein —, der als Ackerbauminister mit der Durchführung von Stolypins Agrarreformen Rußland wichtige Dienste geleistet hatte, zum Abtreten gezwungen, nur weil seine freimütige Beurteilung der Situation das Mißvergnügen der reaktionären Partei erregt hatte. Er war ein persönlicher Freund von mir und ich hatte ihn oft auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, durch rechtzeitige Konzessionen die Einigkeit der Nation zu erhalten, sowie auch auf die in einem so großen Reiche unumgänglich notwendige Dezentralisation. Obwohl strammer Nationalist, dachte er trotzdem liberal; er wünschte eine Verwaltungsreform herbei, hielt es jedoch nicht für tunlich, während des Krieges weitgehende Neuerungen einzuführen.

In einer Audienz, die ich anläßlich eines kurzen Aufenthaltes des Zaren in Zarskoje im November hatte, richtete Seine Majestät einen ernsten Appell an Seiner Majestät Regierung, die russische Armee mit Gewehren zu versehen. Wäre dies der Fall, so könnte er sofort 800000 Mann ins Feld schicken und gegen die Deutschen, die durch den langen Feldzug erschöpft seien, einen vernichtenden Schlag führen. Ließe man den günstigen Augenblick vorübergehen, so würden die Deutschen Zeit haben, ihre Linien gleich wie im Westen auszubauen und jede von der russischen Armee später unternommene Offensive wäre zum Mißerfolg verurteilt. Die Lage der Armee war tatsächlich eine herzergreifende, aber ich konnte keine Hoffnungen machen, daß wir Gewehre in so großer Zahl liefern könnten. Ich bedauerte dies, wie ich dem Zaren sagte, um so mehr, als sich unter den Truppen, die fast wehrlos dem Feinde gegenüberstanden, eine wachsende Unzufriedenheit bemerkbar machte. Ich legte auch dar, daß es sich nicht nur um das Material, sondern auch um dessen Lieferung handle, und daß Rußland, wenn es schon vom Ausland das ihm so sehr mangelnde Kriegsmaterial bekäme, den Bau der Murman-Eisenbahn beschleunigen müßte, die seine Hauptstadt mit dem einzigen eisfreien Hafen, Alexandrowsk, verbinden sollte. Der Zar versprach, den Bau unter die Kontrolle eines energischen, verläßlichen Beamten zu stellen, billigte aber den Kandidaten nicht, den ich für diesen Posten vorzuschlagen gewagt hatte. Doch ernannte er kurz darauf einen neuen Verkehrsminister, Trepoff, der, obgleich der extremen Rechten angehörend, ein ausgezeichneter Administrator war. Es war seiner unermüdlichen Arbeit zu danken, daß die Bahn Ende des Jahres 1916 fertiggestellt wurde.

Während des Zaren innere Politik, die meistens durch die Zarin oder

deren engste Umgebung beeinflußt war, nicht verteidigt werden kann, sollen die folgenden zwei, mir von Sazonoff erzählten Geschichten zeigen, wie tadellos seine Haltung in bezug auf Deutschland war.

Anfangs Dezember erhielt Graf Frederichs, der früher jahrelang Minister des kaiserlichen Hauses gewesen war, einen Brief seines ehemaligen Freundes Grafen Eulenburg (des Obersthofmarschalls in Berlin), der anregte, sie sollten sich bemühen, dem bestehenden beklagenswerten Mißverständnisse zwischen ihren beiden Herrschern ein Ende zu bereiten und ein Rapprochement herbeizuführen, das ihre Regierungen befähigen würde, über einen ehrenvollen Frieden zu verhandeln. Der Zar, der von diesem Briefe gehört hatte, befahl Graf Frederichs, ihm denselben vorzulesen. Dieser begann in deutscher Sprache nach dem Original. Seine Majestät unterbrach ihn sofort: „Übersetzen Sie ins Russische, ich verstehe nicht Deutsch." Als der Graf geendet hatte, nahm der Zar den Brief, unterstrich eine Stelle, in der Graf Eulenburg von „ihrer alten Freundschaft" gesprochen hatte, und schrieb an den Rand: „Diese Freundschaft ist tot und begraben." Er sandte um Sazonoff und befahl ihm, eine Antwort aufzusetzen. Als Sazonoff am folgenden Tag den Entwurf brachte, in welchem dem Grafen Eulenburg gesagt wurde, wenn Kaiser Wilhelm Frieden wünschte, müßte er einen solchen Vorschlag an alle Verbündeten richten, meinte Seine Majestät, er habe sich die Sache überlegt und entschieden, daß dieser Brief besser unbeantwortet bleibe, denn jede noch so abweisende Antwort könnte als Zeichen des Wunsches aufgefaßt werden, in Verhandlungen zu treten.

Einige Wochen später wurden auf einem anderen Wege wiederum Versuche einer Annäherung an Seine Majestät gemacht. Mademoiselle Wassiltchikoff, Abkömmling einer alten russischen Familie, lebte bei Kriegsausbruch in ihrer Villa am Semmering, wo sie dann auch verblieben war. Sie war von dort einer Einladung des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt gefolgt und von ihm mit der Mission, den Zaren zum Friedensschluß zu veranlassen, nach St. Petersburg geschickt worden. Sie war ermächtigt, zu sagen, England hätte schon wegen eines Separatfriedens Annäherungsversuche an Deutschland gemacht. Kaiser Wilhelm würde Rußland vorteilhafte Bedingungen gewähren und eine Versöhnung zwischen Rußland und Deutschland wäre aus dynastischen Gründen notwendig. Der Großherzog gab ihr eine im obigen Sinne abgefaßte schriftliche Erklärung für Sazonoff, sowie zwei offene Briefe für den Zaren und die Zarin mit. Gleich nach ihrer Ankunft in Petrograd ging sie ins Ministerium und überreichte Sazonoff des Großherzogs Erklärung und Briefe. Sazonoff sagte ihr, sie hätte durch die Übernahme einer solchen Mission schimpflich gehandelt, und der Zar, dem er darüber Bericht erstattet hatte, war so böse, daß er Befehl gab, sie in einem Kloster zu internieren.

KAPITEL XIX

1916

Im Jahre 1916 hatten die Lieferungen von Kriegsmaterial aus dem Ausland zugenommen. Auch die Produktion der heimischen Fabriken hatte sich erhöht, während dank der Initiative der Semstwos und Städteabordnungen in verschiedenen Teilen des Landes neue Munitionsfabriken errichtet wurden. Die militärischen Aussichten waren im ganzen günstiger. Die Truppen in Armenien hatten unter dem Kommando des Großfürsten Nikolaus mitten im Winter eine schwierige Gebirgszone durchschritten und Ende Februar Erzerum besetzt. An der bessarabischen Front hatten die Russen — stets bereit, ihren Verbündeten im Westen die größtmögliche Unterstützung angedeihen zu lassen — die Offensive aufgenommen, um den tapferen Verteidigern von Verdun, die von den Deutschen so hart bedrängt wurden, etwas Erleichterung zu verschaffen. Diese Offensive war wohl von einigen Erfolgen begleitet, brachte jedoch kein konkretes Ergebnis, da sie ohne genügende Vorbereitung begonnen worden war und es an Aeroplanen und anderem Kriegsmaterial mangelte. Dagegen war die im Juni von der Armee Brussiloff ergriffene Offensive, die den Druck der Österreicher auf die italienische Front erleichtern sollte, von vollem Erfolge begleitet. Vor Ende des Monats waren die Russen Herren der Bukowina und rückten, nachdem sie eine enorme Zahl Gefangener gemacht hatten, über die Karpathen vor.

Wenn überhaupt, so war das für Rumänien der Augenblick zum Loschlagen. Dessen so lange zuwartende Haltung hatte einen französischen Diplomaten zu der Bemerkung veranlaßt, daß es nur warte, um zu *voler au secours du vainqueur*. Selbst jetzt, da die Russen siegreich waren, zögerte Rumänien noch. General Alexejeff gab daher in Bukarest zu verstehen, Rußland würde auf Rumäniens Intervention nicht mehr zählen, wenn dieses die gegenwärtige günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließe. Gleichzeitig machte er die Zusage der Beistellung einer russischen Abteilung für die Dobrudscha von der Bedingung abhängig, daß Bulgarien sogleich angegriffen werde. Die Rumänen verweigerten dies, obgleich es nach der Meinung der besten militärischen Autoritäten vom taktischen Gesichtspunkte aus der richtige Schachzug gewesen wäre. Der rumänische Minister, mit dem ich diese Frage besprach, sagte mir, Rumänien habe keine Gelüste auf bulgarisches Gebiet, sondern Transsylvanien sei sein natürliches Ziel. Er bestand daher auf seiner Ansicht, alle Anstrengungen Rumäniens müßten sich gegen Österreich richten, und ich bemühte mich vergebens, ihn zu überzeugen, daß der richtige Weg, Transsylvanien zu gewinnen, der wäre, die bulgarische Armee unschädlich zu machen. Schließlich wurde Rumänien wirklich zugestanden, zu tun,

was es für gut hielte. Es erklärte nun Ende August an Österreich den Krieg. Aber es war zu spät! Die russische Offensive war zum Stillstand gekommen. Die Soldaten waren ermüdet, die Artilleriemunition fast erschöpft und die Vorräte wurden wegen des schwierigen Nachschubes knapp. Der rumänische Vormarsch nach Transsylvanien, der vierzehn Tage befriedigend verlief, wurde plötzlich durch eine österreichisch-deutsche Offensive aufgehalten. Die rumänische Armee mußte sich auf der ganzen Linie in Hast zurückziehen. Auch im Süden erlitten sie durch die Bulgaren, an deren Neutralität sie anfangs geglaubt hatten, eine ernste Niederlage.

Unterdessen hatte sich der Zar anfangs Februar von Goremykin getrennt und Stürmer zum Ministerpräsidenten ernannt. Stürmers Großvater war während Napoleons Aufenthalt auf St. Helena österreichischer Kommissär dortselbst gewesen, und er selbst hatte die Stellung eines Zeremonienmeisters am russischen Hofe und des Gouverneurs von Jaroslau bekleidet. Mit zweitklassiger Intelligenz ausgestattet, ohne jede Geschäftsroutine, ein Ohrenbläser, nur auf seine eigenen Interessen bedacht und äußerst ehrgeizig, hatte er seine neue Verwendung ausschließlich der Freundschaft Rasputins und der Unterstützung durch die Kamarilla der Zarin zu verdanken. Ich werde später noch mehr über ihn zu sagen haben, aber um zu zeigen, welche Art Mensch er war, will ich noch erwähnen, daß er zu seinem Chef de cabinet einen früheren Agenten der Ochrana (Geheimpolizei), namens Manouiloff, wählte, der einige Monate später verhaftet und wegen Erpressungen an einer Bank verurteilt wurde.

Zur selben Zeit wurde der Minister des Innern Khvostoff entlassen, der ebenso wie Stürmer durch den Einfluß der Kamarilla zur Macht gelangt war. Die Gründe seines Sturzes wurden von einer führenden Petersburger Zeitung enthüllt. Obgleich ich für die Richtigkeit nicht einstehen kann, verdienen sie doch eine Wiedergabe, weil sie die Situation eigenartig beleuchten. Anscheinend hatte Khvostoff sich mit seinen früheren Freunden zerstritten und aus Ehrgeiz die Idee gefaßt, Rußland von Rasputin zu befreien und dadurch zum nationalen Wohltäter zu werden. Er sandte also einen Geheimagenten namens Rjevsky nach Christiania, um die Sache mit dem früheren Mönch Iliodor, einstens Rasputins bester Freund, jetzt aber sein bitterster Feind, zu beraten. Nachdem diese beiden die Frage nach jeder Richtung hin erwogen hatten, kamen sie überein, Rasputin und einige seiner Intimen ermorden zu lassen. Die Mörder sollten für ihre Dienste vom Minister des Innern sechzigtausend Rubel erhalten. Die Verschwörung wurde entdeckt und Rjevsky, der bei seiner Rückkehr nach Rußland verhaftet wurde, soll ein volles Geständnis abgelegt haben. Ob nun die obige Geschichte in allen Einzelheiten wahr ist oder nicht, eins ist Tatsache: Rasputin und Khvostoff hatten sich auf eine Kraftprobe eingelassen und ein jeder tat sein möglichstes, den andern beim Zaren in Mißkredit zu bringen. Rasputin siegte schließlich und Khvostoff wurde entlassen.

Anfangs Februar hatte ich eine Audienz, in der ich zum ersten Male ernstlich versuchte, den Zaren zu bestimmen, einen liberalen Kurs zu steuern. Nachdem ich über die wachsende Unzufriedenheit aller Klassen des Volkes gesprochen hatte, erzählte ich ihm, daß von der Front zurückgekehrte

Offiziere, sogar Generale erklärt hätten, es sei Zeit, mit jenen aufzuräumen, die für die Leiden der Armee verantwortlich seien. Die Opfer, die sein Volk im Kriege gebracht hätte, verdienten Gegenopfer, und ich möchte Seine Majestät beschwören, dasjenige als einen Akt huldvoller Dankbarkeit zu schenken, was, unter dem Drucke revolutionärer Drohungen zu gewähren, Demütigung wäre. Wollte er sich nicht, fragte ich, die gegenwärtige einzigartige Gelegenheit zunutze machen, die Bande, die der Krieg um ihn und sein Volk geschlungen hätte, noch fester zu knüpfen, indem er den Wünschen seines Volkes einige Schritte entgegenkäme? Der Zar warnte mich, den in Petrograd zirkulierenden Gerüchten zuviel Wichtigkeit beizumessen, und fügte hinzu, er anerkenne die Opfer seines Volkes in vollem Maße, doch sei die Zeit für Konzessionen noch nicht gekommen. „Sie werden sich erinnern," führte er aus, „daß ich von allem Anfange dem Volke gesagt habe, es müsse alle seine Anstrengungen auf den Krieg konzentrieren und mit den Fragen innerer Reformen bis nach dem Krieg warten." Als ich mich verabschiedete, richtete ich an den Zaren einen letzten Appell, indem ich sagte: „Wenn Eure Majestät nicht in der Lage sind, gegenwärtig wesentliche Zugeständnisse zu machen, wollen Sie nicht wenigstens Ihrem Volke ein Zeichen geben, das es ermutigen würde, auf bessere Zeiten in nicht allzu ferner Zukunft zu hoffen?" Der Zar lächelte, als er mir die Hand reichte, antwortete aber nicht auf meine Frage.

Wenn ich mir auch nicht das Verdienst zuschreibe, die Form, in der es geschah, nahegelegt zu haben, so gab der Zar doch vierzehn Tage später solch ein Zeichen, indem er der Eröffnungssitzung der Duma beiwohnte und eine Rede hielt, in der er sich glücklich pries, inmitten seines Volkes zu weilen, und Gottes Segen auf des Hauses Arbeiten herabflehte. Es war, wie mein Freund Sazonoff mir damals sagte, „der glücklichste Tag in Rußlands Geschichte".

Aber die darauf gegründeten Hoffnungen sollten sich nicht verwirklichen. Man brach nicht mit der reaktionären Politik der Regierung und bald wurden deren Beziehungen zur Duma wieder gespannte. Im März wurden fünf sozialistische Abgeordnete auf Grund der Beschuldigung, eine revolutionäre Propaganda in der Armee organisiert zu haben, zu lebenslänglicher Deportation nach Sibirien verurteilt, obwohl sich nach ihrem Verteidiger Kerensky ihre Aktion auf den Versuch beschränkt hatte, eine Verständigung zwischen russischen und deutschen Reaktionären zu vereiteln.

Im folgenden Monate wurde der populäre Kriegsminister Poliwanoff, ein ehrlicher und fähiger Administrator, entlassen und durch Schuwaieff, eine vollkommene Null, ersetzt. Poliwanoff war beim Zaren niemals persona grata gewesen. Sein Sturz war darauf zurückzuführen, daß er mit dem Oktobristenführer Gutschkoff intim befreundet war. Dieser hatte sich durch einen in der Duma geführten heftigen Angriff auf Rasputin den unauslöschlichen Haß der Zarin zugezogen.

Anfangs April reiste ich mit Frau und Tochter in die Krim auf Ferien, deren ich schon sehr bedurfte. Niemals habe ich etwas so sehr genossen wie die vierzehn Tage, die ich dort zubrachte. Nach dem Schnee und Eis von Petrograd war es herrlich, die Sonnenseite Rußlands zu sehen und

in dem wundervollen Blau des fälschlich so benannten Schwarzen Meeres und seiner romantischen Küstenszenerie zu schwelgen. Nachdem wir einige Tage in Sebastopol zugebracht hatten, reisten wir nach Yalta. Die Regierung hatte uns freundlicherweise einen sehr bequemen Salonwagen mit Schlafabteilen sowie Autos nach Bedarf für unsere ganze Reise zur Verfügung gestellt. So waren wir imstande, Ausflüge nach allen interessanten Punkten der Umgebung zu machen. Die Behörden bestanden darauf, meinem Besuche einen offiziellen Charakter zu geben. Das war die einzige Schattenseite. Überall wurden wir mit Brot und Salz und Ansprachen begrüßt, auf die ich erwidern mußte. Im Jachtklub in Yalta wurde ich von einer Ehrengarde der sich zum Kriegsdienst ausbildenden Gymnasialstudenten und von einer Musikkapelle empfangen, die „God save the King" spielte. In Livadia wohnten wir der Einweihung eines von der Zarin gegründeten Spitales bei. In die Gebete des orthodoxen Gottesdienstes, der der Feier vorausging, wurden die Namen des Königs und der Königin eingeschlossen und während der folgenden Mahlzeit wurde begeistert auf der Majestäten Wohl getrunken. In einem der vielen schönen Landhäuser, die wir besuchten, wurden wir nicht nur mit Brot und Salz auf einer silbernen Platte empfangen, sondern fanden auch noch nach unserer Abreise im Auto einen Kasten mit einem Dutzend Flaschen alten Burgunders, dessen Loblied ich beim Frühstück gesungen hatte.

Es ist schrecklich traurig, an diese vergangenen schönen Tage zurückzudenken und sich all das Elend und Unglück vorzustellen, das jene befallen hat, die uns soviel Freundlichkeit und Gastfreundschaft erwiesen haben.

Auf unserer Heimreise berührten wir Aie Petri to Kokos, ein Tartarendorf, wo wir mit Prinz Jusupoff in seiner schönen, im Tartarenstil erbauten Villa frühstückten. Bei unserer Ankunft wurden wir von den Dorfbewohnern mit Brot und Salz empfangen. Der Häuptling hielt eine lange Rede, in der er seiner Bewunderung für England Ausdruck gab und Gottes Segen auf den König herabflehte. Der Prinz übertrug die Ansprache ins Englische. Wir setzten dann unsere Reise fort und erreichten am Abend Bahtchi Sarai, die frühere Residenz des Khans der Krim. In deren nächster Nähe befindet sich eine zerstörte Stadt, die vor hundert Jahren von ihren Bewohnern, den Karaiten, einer alten Judensekte, deren Stellung bedeutend besser als die der gewöhnlichen Juden in Rußland ist, verlassen worden war. Im Jahre 1916 hielten ihre Nachkommen den Gottesdienst noch in der Synagoge, dem einzigen intakt gebliebenen Gebäude, ab. Uns zu Ehren fand eigens ein solcher statt, wobei für den König und die Königin gebetet wurde. Nach der Feier wurden wir mit einem vorzüglichen Tee bewirtet, zu dem als Hauptdelikatessen Rosenblättermarmelade, weißer Honigkuchen und eine Art Devonshire Creme serviert wurden. Dann gab man uns im alten Bahtchi-Sarai-Palast ein Diner, zu dem wir begreiflicherweise nur wenig Appetit mitbrachten. Nach dem Essen wurden wir in eine Moschee geführt, um den unheimlichen Vorstellungen einer Sekte tanzender Derwische beizuwohnen. Dann fuhren wir zum Bahnhof, wo uns unser Salonwagen erwartete. Nach einem zwölfstündigen Aufenthalte in Kiew kehrten wir nach Petrograd zurück.

Einige Tage später, am 5. Mai, hatte ich eine lange Audienz beim Zaren,

in der Seine Majestät die verschiedensten Themata berührte. Er begann mit meinem Besuch in der Krim und befragte mich über meine Wanderungen in den Bergen. Der Zar war nämlich ein leidenschaftlicher Fußgänger, der seine Begleiter zu erschöpfen pflegte. Er sprach dann über die militärische Lage und die Offensive, die Brussiloff zu unternehmen im Begriffe war. Ich schnitt darauf die Frage der Eisenbahnverwaltung an und machte Seine Majestät auf die Überbürdung der sibirischen Eisenbahn sowie auf die Notwendigkeit des beschleunigten Ausbaues der Murman-Eisenbahn aufmerksam. Seine Majestät anerkannte die Wichtigkeit einer Entlastung der sibirischen Bahn. Er habe bereits dem Verkehrsminister mitgeteilt, er werde die Aufsicht über den Bau der Murman-Linie anderen Händen anvertrauen, wenn die Bahn nicht bis Ende des Jahres fertiggestellt wäre. Dann drückte der Zar seine Bewunderung über die uns von den Dominions und Kolonien geleistete großartige Unterstützung aus und fragte mich, welche weiteren Schritte wir voraussichtlich in der Richtung einer „Imperial Federation" unternehmen würden. Schließlich sprach er noch von den engen ökonomischen Beziehungen, die, wie er hoffe, nach dem Kriege zwischen Rußland und Großbritannien angeknüpft werden würden. Ich bemerkte, die Herstellung solcher Beziehungen würde davon abhängen, ob die russischen Industriellen bereit wären, ihrer Idee, fremde Waren mit Schutzzoll zu belegen, zu entsagen. Der Zar erwiderte darauf, die russische Industrie könnte sich in den nächsten Jahren nicht unabhängig machen, sondern müßte trachten, sich mit Hilfe von britischem Kapital und britischen Fachkenntnissen zu entwickeln.

Einige Wochen später verließ ich Petrograd aufs neue, um einem alten Versprechen gemäß mit der britischen Kolonie in Moskau zu dinieren und den Bürgermeister sowie die Spitzen der Militärbehörden der Stadt zu treffen. Gegen Ende des Diners teilte mir Chelnokoff die Absicht des Stadtrates mit, mich zum Ehrenbürger Moskaus zu ernennen — eine Ehre, die vor mir nur acht Russen und einem Fremden zuteil geworden war.

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß ich nach den Beweisen der Freundschaft und Sympathie bei diesem Anlaß für unser Land mein Lebenswerk als gekrönt betrachtete und die englisch-russische Freundschaft für alle Zeit gesichert glaubte, wie ich Chelnokoff beim Abschied auf dem Bahnhofe sagte. Dieser Eindruck wurde noch durch die vielen Gratulationstelegramme bestärkt, die ich nach meiner Rückkehr in Petersburg erhielt. Der Zar bestätigte meine Wahl in einem Telegramm an Chelnokoff mit folgenden Worten:

„Moskau, das immer die Gefühle des russischen Volkes richtig verdolmetscht, hat die Verdienste Sir George Buchanans um die Förderung des Rapprochement zwischen der britischen und russischen Nation mit Recht gewürdigt, eines Rapprochement, das heute durch Waffenbrüderschaft auf dem Schlachtfelde gekrönt worden ist. Ich begrüße den Beschluß, mit welchem die Moskauer Gemeindeduma den britischen Botschafter Sir Georg Buchanan zum Bürger der Stadt Moskau erwählt hat."

Der Rektor der Universität sandte mir ein Glückwunschtelegramm, in dem er sagte, meine Wahl bilde ein neues Glied in der Freundschaftskette,

die auf den Schlachtfeldern um Großbritannien und Rußland geschmiedet worden sei. Ferner gab er mir meine Ernennung zum Ehrenmitglied der Universität von Moskau bekannt.

Unter anderem telegraphierte mir Graf Serge Cheremeteff folgendes:

„Durch Krankheit verhindert, Eure Exzellenz in Moskau herzlichst zu begrüßen, bitte ich Sie, als Moskauer von altem Schlage, den Ausdruck meiner lebhaften Freude und der wahren Genugtuung für jeden Russen, in Ihnen den Ehrenbürger unserer uralten Kapitale begrüßen zu können, entgegenzunehmen."

Ich denke, die angeführten Telegramme werden eine hinreichende Erwiderung auf die Ausstreuungen jener lieben Freunde sein, die bei meiner Rückkehr nach London im Jahre 1918 das Gerücht in Umlauf brachten, daß mir das Bürgerrecht von Moskau als Lohn für die Rolle erteilt worden sei, die ich als Anstifter der russischen Revolution gespielt hätte.

Am 25. November brachte eine Abordnung aus Moskau mein Ehrenbürgerdiplom, eine schön illuminierte Rolle, welche den Beschluß der Duma und das meine Wahl bestätigende Telegramm des Zaren enthielt, sowie einen Silberbecher in die Botschaft, auf dem die Namen der Spender eingraviert worden waren.

Bei der Übergabe sagte Herr Chelnokoff:

„Moskau hat mich beauftragt, Ihnen, lieber Sir George, seine Grüße zu überbringen und Ihnen auszurichten, daß seine Gefühle der Sympathie, des Respekts und der Freundschaft seit unserer letzten Sitzung in der Halle der städtischen Duma nur noch gewachsen und inniger geworden sind."

Unglücklicherweise hatte sich die politische Lage in den dazwischenliegenden Monaten so zum schlechten gewendet, daß ich nicht mehr mit demselben Vertrauen in die Zukunft blicken konnte, wie zur Zeit meiner Wahl.

KAPITEL XX

1916

Unmittelbar nach Eröffnung der Feindseligkeiten im August 1914 hatte der Zar die Notwendigkeit eingesehen, die Frage der Wiederherstellung Polens zu erwägen und Schritte zu tun, um sich für den Krieg die loyale Mitwirkung der Bevölkerung des Landes zu sichern, das zum Kriegsschauplatze werden sollte. Zu diesem Zwecke erließ Großfürst Nikolaus auf Befehl Seiner Majestät ein Manifest, in dem er den Polen die Gewährung einer weitgehenden Autonomie verhieß. Dieses Manifest machte einen vorzüglichen Eindruck. Die russischen Truppen wurden auch bei ihrem ersten Einzug in Galizien von der Bevölkerung freundlich empfangen. Unglücklicherweise wurde die versöhnliche Politik des Zaren von denen, die mit der Verwaltung Galiziens betraut waren, nicht in die Praxis umgesetzt. Ihre Versuche, alles Polnische zu russifizieren, sowie die hartnäckigen Anstrengungen der orthodoxen Bischöfe, die Bevölkerung zu Proselyten zu machen, zerstörten bei den Polen alle Sympathien.

Sazonoff, der von Anfang an deren Sache beschützt hatte, hielt es in Rußlands Interesse für nötig, die Autonomie für ein wiederherzustellendes Polen sofort zu proklamieren und so die polnischen Aspirationen zu befriedigen. Im Juli 1916 gelang es ihm trotz der Opposition seiner von Stürmer geführten reaktionären Kollegen des Zaren Unterstützung für diese Politik zu erlangen. Nach dem von Sazonoff unterbreiteten Plane sollte die polnische Regierung aus einem Vizekönig, einem Ministerium und zwei Kammern bestehen und mit voller Regierungsgewalt ausgestattet werden. Unter der Kontrolle der kaiserlichen Regierung sollten nur die Armee, die Diplomatie, das Zollwesen, die strategischen Eisenbahnen und die gemeinsamen Finanzen bleiben. Stürmer, der sich im Hauptquartier befand, befürchtete, in dem vom Zaren zur Überprüfung dieser Frage einberufenen Ministerrate überstimmt zu werden, und entfernte sich mit der Begründung, er müsse nach Petersburg zurückkehren.

Am 13. Juli, als Paléologue und ich mit Neratoff, dem Gehilfen des Ministers des Äußern, konferierten, erschien plötzlich Sazonoff, der gerade vom Hauptquartier zurückgekehrt war. Er triumphierte; er hatte gesiegt und war vom Zaren mit der Aufgabe betraut worden, das Manifest zur Proklamierung der polnischen Autonomie zu entwerfen. Er war, wie er uns sagte, im Begriffe, auf einen kurzen Urlaub nach Finnland zu gehen. Stürmer indessen hatte nur *reculé pour mieux sauter*! Er wußte, daß er den Zaren, wenn er mit ihm allein wäre, eher als im Ministerrate überreden könnte und kehrte zu diesem Zwecke in die Stavka zurück. Er hatte sich inzwischen auch die Unter-

stützung der Zarin gesichert, die Sazonoff gar manches nicht vergessen konnte, so den Versuch, den Zaren von der Übernahme des Oberbefehls zurückzuhalten, dann den Brief, in dem er Seine Majestät um die Enthebung Goremykins gebeten, und endlich seine bekannte Abneigung gegen Rasputin.

Bei meiner Rückkehr von einer Spazierfahrt nach den Inseln am 19. Juli um 10 Uhr abends erwartete mich der Gehilfe des Ministers des Äußern in der Botschaft. Er sagte mir, er sei gekommen, mir mitzuteilen, daß ein kaiserlicher Ukas, der den Rücktritt Sazonoffs verlautbare, am nächsten Tage zur Unterfertigung durch den Zaren in die Stavka gesendet werden solle. Wenn niemand interveniere, würden sich ernste Konsequenzen für die Alliierten ergeben, da sicherlich Stürmer Sazonoffs Platz einnehmen werde. Ich fragte Neratoff, ob es der Zweck seines Besuches sei, mich zu einer Intervention zu veranlassen, und fügte hinzu, da es zu spät sei, um eine Audienz anzusuchen, wüßte ich nicht recht, was ich tun könnte. Neratoff erwiderte, meine Einmischung in die Wahl des Außenministers durch den Zaren könnte meine Stellung gewiß kompromittieren, aber wenn nichts unternommen werden würde, wäre Stürmers Ernennung in 24 Stunden eine vollzogene Tatsache. Darauf verließ er mich.

Ich überlegte mir die Sache, telephonierte um meine Sekretäre und sandte an den Zaren durch General Hanbury Williams, unseren militärischen Vertreter im Hauptquartier, folgendes Chiffretelegramm:

„Eure Majestät haben mir immer erlaubt, offen über alle Fragen zu sprechen, die entweder direkt oder indirekt den erfolgreichen Ausgang des Krieges oder den Abschluß eines Friedensvertrages berühren, der die Welt in kommenden Jahren vor einer Wiederholung der Kriegsgreuel schützen soll. Ich wage es daher, Eurer Majestät ehrfurchtsvollst in einer Angelegenheit zu nahen, die — wie ich fürchte — im gegenwärtigen Moment die Schwierigkeiten der verbündeten Regierungen ernstlichst erhöhen würde. Ich handle ganz aus eigener Initiative und auf eigene Verantwortung und muß Eurer Majestät Vergebung für einen Schritt erflehen, der, wie ich wohl weiß, gegen allen diplomatischen Brauch ist.

Es dringen fortwährend Gerüchte zu mir, die besagen, daß Eure Majestät die Absicht hätten, Sazonoff von seinem Posten als Eurer Majestät Minister des Äußern zu entheben. Da es für mich nicht möglich ist, um eine Audienz zu ersuchen, wage ich, Eure Majestät zu bitten, vor einer endgültigen Entscheidung die ernsten Konsequenzen bedenken zu wollen, die Sazonoffs Rücktritt für die wichtigen Verhandlungen hätte, die gegenwärtig mit Rumänien gepflogen werden, und die noch dringenderen, die sich aus dem ferneren Verlauf des Krieges ergeben dürften. Sazonoff und ich haben fast sechs Jahre zusammen daran gearbeitet, unsere Länder in engeren Kontakt zu bringen, und ich habe immer auf seine Unterstützung gebaut, um das durch den Krieg befestigte Bündnis in ein dauerndes zu verwandeln. Ich kann die Dienste nicht genug hervorheben, die er der Sache der verbündeten Regierungen durch seinen Takt und die Geschicklichkeit erwiesen hat, die er in den sehr schwierigen Verhandlungen, die wir seit Kriegsbeginn führten, an den Tag legte. Auch kann ich Eurer Majestät nicht die Besorgnis verhehlen, die mich bei dem Gedanken be-

fällt, seine Mitarbeit bei dem Werke, das noch vor uns liegt, entbehren zu sollen. Vielleicht irre ich mich, und Sazonoff muß sich aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen. In diesem Falle würde ich seinen Abgang um so mehr bedauern. Ich bitte Eure Majestät nochmals, mir die Zusendung dieser persönlichen Botschaft verzeihen zu wollen."

Hanbury Williams, der mir bei früheren Gelegenheiten durch die taktvolle Behandlung der vielen heiklen Fragen, die im Hauptquartier zu besprechen waren, wertvolle Hilfe geleistet hatte, telegraphierte mir Tags darauf, meine Botschaft sei dem Zaren übermittelt worden, und er hoffe auf ein gutes Ergebnis. Unglücklicherweise war mittlerweile die Zarin in der Stavka eingetroffen, womit Sazonoffs Schicksal besiegelt war. Er erhielt noch in Finnland einen eigenhändigen Brief des Zaren, der ihm für seine Dienste dankte und sagte, es wäre besser, sie trennten sich, da ihre Ansichten über so viele Fragen auseinandergingen.

Am 22. telegraphierte mir Sir Edward Grey folgendes: „Bin mit Ihrer Aktion vollkommen einverstanden. Ich bin Euerer Exellenz dankbar, daß Sie diese Verantwortung unverzüglich übernommen haben."

Auf mein telegraphisches Ansuchen um einen mehrtägigen Urlaub nach Finnland und die Anregung, man könnte mich ermächtigen, bei dieser Gelegenheit Sazonoff mitzuteilen, daß der König ihm in Würdigung seiner Verdienste um die Sache der Verbündeten das Großkreuz des Bathordens verliehen habe, drahtete mir Sir Edward wieder: „Ich stimme Ihnen vollkommen bei und hoffe, Sie werden sich genügend Ruhe gönnen, um Ihre Gesundheit vollkommen wiederherzustellen, da Ihre Dienste unschätzbar sind. Ich würdige die Arbeit, die Sie leisteten und noch leisten, in hohem Maße."

Ich hatte mein Telegramm an den Zaren als tiefstes Geheimnis gehütet. Die Deutschen griffen jedoch einen unserer Postsäcke auf, in dem sich ein Privatbrief Lord Hardinges befand, der das Telegramm erwähnt. Ich weiß nicht, ob die Deutschen mich auf Grund dieser Entdeckung oder meiner Ernennung zum Ehrenbürger von Moskau zum „ungekrönten König Rußlands" ernannten; jedenfalls geschah es um diese Zeit.

Erst Stürmers Ernennung veranlaßte mich, die innere Lage für wirklich ernst zu halten. Ich schrieb am 18. August dem Auswärtigen Amt folgendes:

„Ich habe keine Hoffnug, zu einem Mann in vertrauliche Beziehungen treten zu können, dessen Wort man nicht trauen kann und der nur an seine eigenen Ambitionen denkt. Obgleich er im eigenen Interesse gezwungen ist, die auswärtige Politik seines Vorgängers fortzusetzen, ist er nach allen Berichten im Herzen ein Germanophile. Als ausgesprochener Reaktionär begegnet er sich überdies mit der Zarin in dem Wunsche, die Autokratie ungeschmälert aufrechtzuerhalten. . . . . Wenn der Zar seine gegenwärtigen reaktionären Ratgeber behält, wird, fürchte ich, eine Revolution unabwendbar sein. Die Zivilbevölkerung hat genug von einem Verwaltungssystem, das sie dank seiner Unfähigkeit und schlechten Organisation — in einem an natürlichen Ressourcen so reichen Lande wie Rußland — nicht einmal zu den höchsten Preisen mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen vermag. Die Armee andererseits wird nicht so leicht

all das vergeben und vergessen, was sie durch diese Verwaltung gelitten hat. Sazonoffs Verabschiedung und Stürmers Ernennung haben auf das Land und die Armee einen ungeheueren Eindruck gemacht."

Als Reaktionär und Deutschenfreund hatte Stürmer den Gedanken eines Bündnisses mit den demokratischen Regierungen des Westens niemals gut geheissen, fürchtete er doch das Übergreifen liberaler Ideen auf Rußland. Er war indessen viel zu schlau, für einen Separatfrieden mit Deutschland einzutreten. Er wußte, daß solche Andeutungen weder von dem Zaren noch von der Zarin geduldet werden würden und ihm sicherlich seine Stellung gekostet hätten. Dasselbe kann von General Woyeikoff, dem Palastpräfekten, gesagt werden, dessen besondere Pflicht die Überwachung der Sicherheitsmaßnahmen für den Zaren war. Da er mit Seiner Majestät in ständiger Berührung war, wurde er von der Zarin als Sprachrohr benützt. Bei seinen Unterhaltungen mit Seiner Majestät gab er in den Fragen der inneren Politik und der Ernennung von Ministern immer der Ansicht der Zarin Ausdruck. Doch weder er noch irgendjemand der Deutschenclique bei Hofe würde je gewagt haben, etwas zu sagen, was den Majestäten hätte mißfallen können. Hätte sich ihnen Gelegenheit geboten, so würden sie wohl auf einen Deutschland möglichst vorteilhaften Frieden hingearbeitet haben, und zwar in der Absicht, mit diesem Lande die engsten Beziehungen wiederherzustellen. Andere, wie Woyeikoffs Schwiegervater, Graf Frederichs, der Minister des Hofes, und Graf Benckendorff, der Oberstkämmerer, dessen Bruder so lange Botschafter in London gewesen ist, waren keine Germanophilen. Trotz seiner intimen Beziehungen zum deutschen Hofe vor dem Kriege war Graf Frederichs, gleich wie Graf Benckendorff, ein strammer Freund der Alliierten. Graf Frederichs, ein typischer russischer Grandseigneur der alten Schule, seinem Herrscher ergeben, auf das Wohl seines Landes bedacht, sah wohl, wie gefährlich der Kurs war, den der Zar steuerte und riet mehr als einmal zur Mässigung. Stürmer dagegen wußte durch seine häufigen Audienzen bei der Zarin, daß er auf sicherem Boden stand. Dabei verbarg er sorgfältig seine Sympathien für Deutschland. Ungewöhnlich ehrgeizig, dachte er nur daran, sich zu halten. Scheinbar hoffte er, die Rolle eines Nesselrode oder Gortschakoff spielen zu können, denn bei einer unserer Unterhaltungen schlug er in allem Ernste vor, die zukünftige Friedenskonferenz solle in Moskau stattfinden, damit er bei den Beratungen den Vorsitz führen könne. In seinem Umgang mit mir war Stürmer stets höflich und korrekt, doch waren unsere Beziehungen infolge unseres gegenseitigen Mißtrauens etwas gespannte.

Ich ging am 18. Oktober, vom Militärattaché General Knox, Marineattaché Captain Grenfell und dem Kanzleivorstand Bruce begleitet, nach Mohileff. Der Zar empfing uns sofort in einer kurzen Privataudienz. Nachdem ich Seiner Majestät mit einer passenden Ansprache das Großkreuz der Military Division of the Bath überreicht hatte, unterhielt sich Seine Majestät noch zehn Minuten mit uns. Die Zarin, die einige Tage früher mit ihren Töchtern angekommen war, wohnte dem unserer Audienz folgenden Frühstück nicht bei. Ich saß nicht, wie es bei solchen offiziellen Gelegenheiten üblich war, neben dem Zaren, sondern man hatte mir einen Platz zwischen der Groß-

fürstin Olga und einer ihrer Schwestern angewiesen, so daß es mir unmöglich war, mit Seiner Majestät zu sprechen. Nach dem Frühstück wurde formlos Cercle gehalten, aber ich näherte mich nicht dem Zaren, da General Hanbury Williams mir gesagt hatte, Seine Majestät würde mich sicherlich auffordern, mit ihm in seinem Arbeitskabinett zu plaudern. Nachdem sich Seine Majestät mit mehreren anderen Gäste unterhalten hatte, wandte er sich zu mir und dankte mir warm für mein Kommen. Als er im Begriffe war, mich zu verabschieden, wagte ich, ihn mit der Bemerkung zu unterbrechen, es gäbe ein oder zwei Dinge, über die ich gerne mit ihm spräche. Nachdem ich die Erlaubnis erhalten hatte, sagte ich ihm, er würde bald den japanischen Botschafter, der zum Minister des Äußern in Tokio ernannt worden sei, in Abschiedsaudienz empfangen. Viscount Motono sei Rußland sehr gewogen und es würde Seiner Majestät leicht fallen, dessen mächtigen Einfluß Rußland dienstbar zu machen. Japan hätte bereits die russische Armee mit Kanonen und Munition versehen, und es wäre möglich, es zu veranlassen, gegen ausgiebige Entschädigung Truppenkontingente an die russische Front zu senden. Der Zar billigte diesen Gedanken im Prinzip und fragte mich, ob ich einen Wink über die Art der gewünschten Kompensationen geben könnte. Ich erwiderte, ich hätte keinen definitiven Vorschlag zu machen, doch schlösse ich aus einer Bemerkung des Viscount Motono, daß die Überlassung der russischen, das sei der östlichen Hälfte von Sachalin seiner Regierung annehmbar erschiene. Davon könne keine Rede sein, antwortete der Zar sofort, denn er dürfe auch nicht einen Fußbreit russischen Bodens hergeben. Ich wagte, Seine Majestät an Heinrichs IV. berühmten Ausspruch *Paris vaut bien une messe* zu erinnern, aber ohne Erfolg. Ich sah, daß dem Zaren die Unterredung nicht angenehm war, versuchte daher nicht, sie fortzuführen, sondern schloß mit der Frage, ob Seine Majestät beabsichtige, bald nach Zarskoje zu kommen. „Ja", erwiderte der Zar, „ich hoffe in einigen Wochen dort zu sein und werde mich freuen, Sie zu sprechen. Wir können dann lange miteinander plaudern."

Stürmer und seine mächtigen Freunde am Hofe hatten jede vertrauliche Unterhaltung mit Seiner Majestät zu verhindern gewußt. Am meisten jedoch überraschte es mich, daß der Zar, obgleich er in den wärmsten Worten die mit seiner Dekorierung beabsichtigte Ehrung seiner Flotte gewürdigt hatte, weder auf des Königs Gesundheit getrunken, noch zum Frühstück den Stern zum Bathorden angelegt hatte, wie es dem Brauche entsprochen hätte.

Stürmer fürchtete, ich würde meinen Einfluß auf den Zaren gegen ihn geltend machen, das bewies die Änderung seiner Taktik, als ich mich einige Wochen später um die versprochene Audienz bewarb. An dem Tage, an dem ich geschrieben hatte, daß der Zar den Wunsch ausgesprochen hätte, mich nach seiner Rückkehr in Zarskoje zu sehen, dinierte ich zufällig bei ihm, um Viscount Motono, den abberufenen japanischen Botschafter, zu treffen. Zu meiner größten Überraschung wurde mir bei dieser Gelegenheit von meinem Gastgeber und meiner Gastgeberin der schmeichelhafteste Empfang zuteil. Ich bewunderte die Blumen bei Tisch und wurde von der Hausfrau gefragt, welche mir am besten gefielen. Die zwei Pflanzen, die ich ganz unschuldig bezeichnet hatte, wurden mir am nächsten Morgen in die Botschaft gesandt.

Nach dem Diner kam Stürmer zu mir und sagte: „Sie sehen, Herr Botschafter, daß Ihre Besorgnisse hinsichtlich der Ernennung des Herrn B. — eines ausgesprochenen Germanophilen, gegen dessen Berufung auf einen hohen Posten des Auswärtigen Amtes ich kürzlich protestiert hatte — nicht begründet waren." „Ich würde", fuhr er fort, „tief bedauern, wenn irgend etwas, was ich tue, nicht Ihre Billigung fände. Mein einziger und großer Wunsch geht dahin, daß wir immer in den engsten und vertrauensvollsten Beziehungen zusammenarbeiten und Sie noch viele Jahre Ihren Herrscher in St. Petersburg vertreten mögen."

Ich war von zwei Mitgliedern der kaiserlichen Familie gebeten worden, den Zaren mit der Begründung, daß Stürmer nicht das Vertrauen der verbündeten Regierungen genieße, zu dessen Verabschiedung zu bewegen und bezüglich der Möglichkeit der Wiederkehr Sazonoffs zu sondieren. Ich hatte die Absicht gehabt, es zu tun. Neratoff, der Gehilfe des Ministers des Äußern, warnte mich jedoch, diese Frage zu früh aufzuwerfen, daher beschränkte ich mich bei meiner nächsten Audienz darauf, das Anwachsen des deutschen Einflusses, die antibritische Campagne und den Ernst der inneren Lage zu behandeln. Ich hätte, führte ich aus, Grund zu glauben, daß Anhänger Deutschlands in Rußland für einen Deutschland genehmen Frieden arbeiteten und das Volk zu überzeugen suchten, Rußland hätte durch Fortführung des Krieges nichts zu gewinnen. Der Zar erwiderte, Leute, die eine solche Sprache führten, während mehrere russische Provinzen vom Feinde besetzt seien, wären Verräter. Er erinnerte mich an seine Erklärung zu Beginn des Krieges, nach der er niemals Frieden schließen werde, solange ein einziger feindlicher Soldat auf russischer Scholle stehe. Wenn die Zeit für Friedensverhandlungen gekommen wäre, würde er Deutschland nicht schonen. Er fügte hinzu, ich brauchte nicht besorgt zu sein, denn Moskau hätte durch meine Wahl zum Ehrenbürger Rußlands Gefühle gegen Großbritannien deutlich gezeigt. Auf meine Frage, ob Seine Majestät schon die Verbesserung der russischen Grenzen nach der deutschen Seite hin erwogen habe, erwiderte der Zar, er fürchte, daß er sich mit der gegenwärtigen Grenze — so schlecht sie auch sei — werde zufrieden geben müssen. Die Deutschen müßten aus Polen vertrieben werden, aber ein russischer Vormarsch nach Deutschland würde zu schwere Opfer fordern. Er hätte immer die Idee gehabt, ein unter russischem Protektorat stehendes Polen als Pufferstaat zwischen Rußland und Deutschland zu errichten, doch sehe er gegenwärtig keine Möglichkeit, Posen einzubeziehen. Ich wagte darauf, ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß der deutsche Agent, der in Stockholm eine Unterredung mit Protopopoff hatte, diesem gesagt habe, Deutschland würde Polen räumen und keine Einwendung gegen Rußlands Erwerbung von Konstantinopel erheben, wenn es Frieden schlösse. Der Zar erwiderte, er könne sich nicht erinnern, ob die obige Erklärung Protopopoff gemacht wurde oder nicht, doch hätte er sie jedenfalls in dem Berichte eines seiner Agenten gelesen. Ich möge aber versichert sein, daß ein solches Angebot keinen Eindruck auf ihn mache. Ich sprach dann über die durch die schlechte Approvisionierung hervorgerufene Unzufriedenheit im ganzen Lande und die deshalb in Petrograd bereits ausgebrochenen Unruhen. Der Verkehrsminister hätte mir vor kurzem gesagt, die Linke suche die Situation

auszunützen, um der Regierung politische Konzessionen abzuringen. So sehr ich auch Trepoff schätzte, könnte ich doch in dieser Frage nicht mit ihm übereinstimmen. Die Bewegung wäre nicht politisch im strengen Sinne des Wortes und hätte es auch nicht auf konstitutionelle Reformen abgesehen. Die Unzufriedenheit wäre durch die Unfähigkeit der Verwaltung hervorgerufen, die der arbeitenden Klasse in einem so reichen Lande wie Rußland nicht einmal die notwendigsten Lebensmittel zu verschaffen vermöchte, und ich hoffte daher, die Behörden würden nicht Gewaltmaßnahmen ergreifen. Ich könnte auch Seiner Majestät die Tatsache nicht verhehlen, daß die Landbevölkerung, die ihren Herrscher stets für unfehlbar gehalten habe, den Glauben zu verlieren beginne, und die Autokratie, wie ich aus Berichten meiner Konsuln entnähme, infolge der Unfähigkeit seiner Minister an Boden einbüße. Der Zar, der, während ich sprach, etwas verlegen geworden war, fragte mich über die Streiks in Petrograd. Aber ich konnte ihm keine präzise Auskunft geben, was sich beim Ausrücken der Truppen eigentlich ereignet hatte. Er gab zu, daß sich die Frage der Ernährung sehr ernst gestalte, doch glaube er, daß der Minister des Innern, der Verkehrs- und der Landwirtschaftsminister, die diese Angelegenheit in die Hand nehmen wollten, sie bewältigen würden. Meine Anspielung auf die Unfähigkeit der Verwaltung überging er mit Schweigen. Er verabschiedete sich in seiner gewöhnlichen freundlichen Art, nachdem er mich ein und eine halbe Stunde bei sich behalten hatte.

Der folgende Auszug aus einem Brief, den ich am 18. Oktober an das Auswärtige Amt geschrieben habe, wird zeigen, wie der deutsche Einfluß sich ausbreitete:

„Ich möchte nicht ultrapessimistisch sein, aber niemals seit Beginn des Krieges war ich über die hiesige Lage so bedrückt wie jetzt, besonders im Hinblick auf die künftigen englisch-russischen Beziehungen. Seitdem Sazonoff das Auswärtige Amt verlassen hat, nimmt der deutsche Einfluß überhand. Die Deutschen, die von den ersten Kriegstagen bis vor kurzem verbreiteten, wir überließen Rußland die Hauptlast des Kampfes, haben ihre Taktik geändert. Sie stellen jetzt Großbritannien mit seiner Flotte und neuen Armee als die künftige Weltmacht hin, die wegen ihrer ausschweifenden Ambitionen geneigt sei, den Krieg zu verlängern. Sie wiederholen immer wieder: Großbritannien zwingt Rußland, den Krieg fortzusetzen, und verwehrt ihm, die günstigen Friedensbedingungen anzunehmen, die Deutschland anzubieten bereit ist. Daher ist Großbritannien für alle Entbehrungen und Leiden verantwortlich. . . .

Das ganze Land ist in Trauer ob der ungeheuren Verluste Rußlands. Bei den kürzlich stattgehabten erfolglosen Angriffen auf Kowel und andere Orte sind so viele Leben zwecklos geopfert worden, daß die Ansicht Boden gewinnt, es sei unnötig, den Krieg fortzusetzen, denn Rußland habe von einer Verlängerung des Krieges im Gegensatz zu Großbritannien nichts zu gewinnen. Dieser hinterlistigen Campagne ist viel schwerer zu begegnen, als den alten Lügen über unsere frühere Untätigkeit.

Hugh Walpole, der, wie Sie wissen, in unserem Informationsbureau ausgezeichnet arbeitet, ist nach allem, was er hörte, sehr besorgt, und bat

mich, eine Erklärung zu veröffentlichen, welche die Wirkung der deutschen Propaganda abzuschwächen geeignet wäre."

Anfangs November hielt die eben unter dem Präsidium Rodziankos wiedererstandene Anglo-Russian Society ihre Eröffnungssitzung in der Gemeinde-Duma. Da ich zu sprechen hatte, ergriff ich die Gelegenheit, um zu beweisen, wie die deutsche Partei in Rußland sich bemühte, die öffentliche Meinung in Rußland in Bezug auf Großbritannien zu vergiften; wie sie uns hinstellte, als hätten wir Rußland in den Krieg gezogen, und uns anklagte, wir wollten den Krieg nur verlängern, um die Welt beherrschen und Rußland ausbeuten zu können. Nachdem ich darauf hingewiesen hatte, daß alle diese Lügen nur zu dem Zwecke in Umlauf gesetzt würden, unser Bündnis zu untergraben und den Weg für einen verfrühten Frieden zu bereiten, schloß ich: „Nicht nur auf den Schlachtfeldern Europas muß der Krieg bis zu einem siegreichen Ende geführt werden. Der Endsieg muß auch über den noch hinterlistigeren Feind innerhalb unserer eigenen Mauern erfochten werden."

Als die Duma einige Tage später zusammentrat, nannte Miljukoff in einer historischen Rede Stürmer einen Verräter. Puriskewitsch, der noch vor zwei Jahren ultrareaktionär gewesen, forderte die Minister leidenschaftlich auf, sich dem Zaren zu Füßen zu werfen, ihm zu sagen, daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, und ihn anzuflehen, Rußland von Rasputin und allen okkulten Einflüssen, die es regieren und verraten, zu befreien. In einem Brief, den ich am 16. November an das Auswärtige Amt schrieb, sagte ich nach einem Bericht über die Eröffnungssitzung der Anglo-Russian Society folgendes:

„Mir wurde gesagt, daß die Truppen bei Unruhen sich weigern würden zu feuern. Wenn Unruhen entstehen, werden sie auf wirtschaftliche, nicht auf politische Gründe zurückzuführen sein, und es werden nicht die Arbeiter in den Fabriken beginnen, sondern die Massen, die in Kälte und Schnee vor den Lebensmittelläden warten."

Stürmer fiel, bevor der Sturm, den er heraufbeschworen hatte, ausbrach. Zarin Marie sprach während eines kurzen Besuches, den der Zar ihr in Kiew machte, mit ihm so ernst über die politischen Aussichten, daß sich Seine Majestät nach seiner Rückkehr in die Stavka, gegen Ende November, entschloß, Stürmer zu verabschieden. Zarin Alexandra, deren Intervention Stürmer angerufen hatte, versuchte vergebens, ihn zu retten. Es gelang ihr aber, einen radikalen Wechsel in der Politik aufzuhalten. Ihre Majestät bildete sich unglücklicherweise ein, es sei ihre Mission, Rußland zu retten. Sie glaubte — und hatte damit, wie spätere Ereignisse zeigten, — im Prinzip nicht so unrecht, die Autokratie sei die einzige Regierungsform, die Rußland zusammenzuhalten vermöchte. Sie wußte, daß der Zar schwach war, und predigte Festigkeit. Er müsse, wiederholte sie ihm immer, nicht nur dem Namen sondern auch der Tat nach ein Selbstherrscher sein. In dem Wunsche, ihm zu helfen und ihm die Last seiner doppelten Rolle als Autokrat und Oberkommandierender zu erleichtern, nahm sie an der Regierung des Landes aktiven Anteil. Sie war vollkommen überzeugt, in Rußlands Interesse zu handeln, wenn sie eine Politik des „Durch Dick und Dünn" vertrat. Sie war

von der Idee, die Autokratie dürfe nicht geschwächt werden, so durchdrungen, daß sie gegen alle Nachgiebigkeit war und den Zaren beeinflußte, seine Minister mehr nach ihren politischen Anschauungen als nach ihren fachlichen Fähigkeiten zu wählen. Der Schwächere ordnete sich dem Stärkeren unter und so stand der Zar ganz unter ihrem Einflusse. So sehr die Zarin auch unrecht hatte, ihre Motive waren die besten: Gattenliebe und Liebe zu dem Lande, das sie aufgenommen hatte. Gleiches kann indessen nicht von den skrupellosen, egoistischen Abenteurern gesagt werden, die ihrerseits die Zarin beeinflußten und sie zum blinden Werkzeuge ihrer eigenen politischen Ziele und Ambitionen machten. Sie ließ sich bei den Ratschlägen, die sie dem Zaren gab, besonders von Rasputin leiten. Als ihre Gesundheit nicht standhielt, als sie infolge der Aufregungen der Kriegszeit, der Sorgen um ihren Sohn und der Überanstrengung im Pflegerinnendienste in eine Nervenkrankheit verfiel, kam sie immer mehr unter Rasputins verderblichen Einfluß.

Stürmers Nachfolger als Ministerpräsident wurde Trepoff, der Verkehrsminister, der, obgleich Reaktionär, für vernünftige Reformen zu haben war. Pokrowski wurde zum Minister des Äußern ernannt. Dieser war ein weitblickender, ehrlicher, intelligenter Mann mit gemäßigten Anschauungen, eine anerkannte Autorität in finanziellen und wirtschaftlichen Fragen. Er erwies sich als ein ausgezeichneter Minister. So befriedigend auch diese und eine oder zwei bedeutungslosere Ernennungen waren, konnte doch keine Regierung, die Protopopoff zum Mitgliede hatte, hoffen, mit der Duma in Harmonie zu arbeiten. Den Oktobristen oder der gemäßigten liberalen Partei angehörend, war Protopopoff Vizepräsident der Duma und Führer der Delegationen dieser Kammer und des Staatsrates gewesen, die zu Anfang des Jahres Frankreich und England besucht hatten. Auf der Heimreise hatte er in Stockholm eine Zusammenkunft mit einem deutschen Finanzier namens Warburg gehabt, die ihn ernstlich komprimittierte. Da seine Erklärungen die Duma nicht befriedigten und er allen Halt in der Kammer verloren hatte, beschloß er, sich der Hofpartei in die Arme zu werfen. Er wurde Rasputins und Pitirims Freund. Anläßlich einer Audienz zur Berichterstattung über die Reise der Delegation hatten seine gefälligen Manieren auf Zar und Zarin einen guten Eindruck gemacht. Er verdankte dem Einfluß der Zarin seine Ernennung zum Minister des Innern. Sein Verstand, der niemals ganz normal gewesen, wurde durch den plötzlichen Aufstieg zur Macht völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Er schlug eine ultrareaktionäre Politik ein, was ihn, verbunden mit dem Umstande, daß er ein politischer Renegat war, zur bête noire der Duma machte. Trepoff, der das wußte, hatte anläßlich seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten versucht, den Zaren zur Verabschiedung Protopopoffs zu bewegen. Ohne das Eingreifen der Zarin hätte er es auch erreicht. Er bot darauf seine Demission an, die jedoch nicht angenommen wurde.

Am 2. Dezember, am Vorabend der Sitzung der Duma, in der Trepoff sein politisches Programm entwickeln sollte, besuchte mich Protopopoff. Er begann damit, sich über die Art seiner früheren Freunde, besonders Rodziankos, zu beklagen, die ihm den Rücken kehrten, ohne ihm je zu sagen, wodurch er eine solche Behandlung verdient hätte. Der Zar, fuhr er fort, wünsche, daß

er bleibe, und es sei seine Pflicht, Seiner Majestät zu gehorchen. Er wüßte, daß er in der Duma angegriffen werden würde, fürchte sich aber nicht. Er würde seinen Anklägern Rede stehen. Doch sei es schade, daß in einer Zeit wie der gegenwärtigen die Mitglieder der Duma sich untereinander zankten. Er frage mich daher, ob ich nicht meinen Einfluß auf Rodzianko geltend machen könne, auf daß persönliche Angriffe gegen ihn unterblieben. Ich antwortete, ich würde, da die Duma am nächsten Tage zusammenträte, wohl keine Gelegenheit haben, Rodzianko zu sehen. Ich könne ihm aber sagen, daß ich kürzlich in Unterredungen mit Duma- und Regierungsmitgliedern nachdrücklichst die Notwendigkeit betont hätte, alle Partei- und persönlichen Interessen beiseite zu lassen und zusammen für das allgemeine Wohl zu arbeiten.

Die Eröffnungssitzung der Duma war sehr stürmisch. Trepoff, der mit Lärmen und Zischen empfangen worden war, mußte dreimal die Tribüne verlassen, ehe er sich Gehör verschaffen konnte. Ich war erstaunt über seine Nachsicht und Geduld und fand, daß die Duma einen großen Fehler beging und sich ins Unrecht setzte. Sein politisches Programm war sehr befriedigend. Er wies nachdrücklich darauf hin, daß der Krieg bis zum Siege durchgehalten und die Deutschen ebensosehr im eigenen Hause wie auch im Felde geschlagen werden müßten. Die Kammer blieb indessen feindselig. Sogar die Mitteilung des Übereinkommens bezüglich Konstantinopels, zu der Trepoff von den verbündeten Regierungen ermächtigt worden war, fiel vollkommen ab. Duma und Volk waren so sehr mit der inneren Krise beschäftigt, daß sie an nichts anderes denken konnten. Der Name Trepoff war übrigens mit den Ereignissen des Jahres 1905 derart verknüpft, daß die Linke seine Ernennung nur als einen Wechsel der Person und nicht des Systems betrachtete und aus seiner Hand nichts annehmen wollte. Protopopoff wurde zum Gegenstande heftigster Angriffe und hatte nach allem nicht den Mut, ihnen entgegenzutreten. Er zog sich ins Hauptquartier zurück. Nach seiner Rückkehr legte er sich ins Bett; er gab bekannt, er sei ernstlich erkrankt. Er schrieb jedoch der „Novoe Vremja" einen Brief, in dem er erklärte, er habe die Zusammenkunft in Stockholm auf besonderes Verlangen des russischen Gesandten gehabt, welche Behauptung erwiesenermaßen eine reine Erfindung war.

Sogar der reaktionäre Staatsrat protestierte fast so offen wie die Duma gegen die höchsten Ortes herrschenden okkulten Einflüsse. Derselbe Ton wurde auf dem Kongreß der Adelsvereinigungen, einer der konservativsten Körperschaften Rußlands, angeschlagen. Aus allen Teilen des Reiches erhoben sich Stimmen, die die dunklen Gewalten hinter dem Throne verdammten, die da Minister ernannten und entließen. Wieder einmal war Rußland mit Ausnahme der Extremisten geeinigt. Während aber zu Beginn des Krieges sich alles um den Zaren geschart hatte, war jetzt eine unüberwindliche Schranke zwischen dem Herrscher und seinem Volke entstanden.

Im Dezember versuchten mehrere Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Zarin über Rasputins wahren Charakter und den Ernst der Lage die Augen zu öffnen. Unter diesen war auch die ältere Schwester Ihrer Majestät, die Großfürstin Elisabeth, die sich nach der Ermordung ihres Gatten, des Großfürsten Sergius, von der Welt zurückgezogen hatte, als Oberin einer kleinen

von ihr gegründeten Schwesternschaft in Moskau lebte und ihr Leben der Linderung der Leiden der Armen widmete. Wunderschön an Körper und Seele, ein helfender Engel für alle, die in Not waren, kam sie nach Zarskoje, entschlossen, eine letzte Anstrengung zu machen, um die geliebte Schwester zu retten. Doch der Zarin Glaube an den Mann, den sie für ein von Gott erwähltes Instrument hielt, war nicht zu erschüttern. Nachdem sie die Großfürstin ungeduldig angehört hatte, brach sie die Unterhaltung ab. Die zwei Schwestern trennten sich, um sich nie wieder zu sehen! Etwas später machte die Großfürstin Viktoria, Gattin des Großfürsten Kyrill, einen andern Versuch. Sie nannte Rasputins Namen nicht, bat aber die Zarin, nachdem sie offen über die allgemeine Lage gesprochen hatte, dem Zaren und der Dynastie zuliebe ihre Haltung zu ändern. Ihre Majestät war ganz nett mit der Großfürstin, sagte ihr jedoch, die Situation verlange Festigkeit und sie werde den Zaren nicht weiter nachgeben lassen. Im Interesse der Dynastie müsse sie fest bleiben und nichts würde sie veranlassen, Protopopoff zu opfern. Die Armee, behauptete sie, sei dem Zaren nicht abgeneigt, sondern vielmehr treu ergeben. Sie griff Sazonoff heftig an, kritisierte strenge seine polnische Politik und schloß mit den Worten, er sei kein Freund des Zaren. Wenn die Zarin bis zum Schlusse glaubte, Armee und Landvolk seien auf ihrer Seite und zu ihrer Unterstützung bereit, so war das teilweise darauf zurückzuführen, daß ihr Protopopoff aus allen Teilen des Reiches Schwindeltelegramme zusenden ließ, in denen erdichtete Personen sie ihrer Liebe und ihres Beistandes versicherten.

Nach so vielen erfolglosen Versuchen, Rußland von dem Manne zu befreien, der allgemein als sein böser Genius betrachtet wurde, schien Rasputins Position unantastbar zu sein. Die Befreiung kam von unerwarteter Seite. Am 30. Dezember morgens wurde Petrograd durch die Nachricht von seiner Ermordung geweckt. Die drei Hauptbeteiligten in diesem historischen Drama waren Prinz Felix Yusupoff, Puriskewitsch (der frühere Reaktionär, der in der Eröffnungssitzung der Duma den Angriff auf Rasputin geführt hatte) und Großfürst Demetrius. Des letzteren Rolle war eine rein passive, seine Gegenwart sollte anscheinend die Billigung der von allen dreien als gerichtliche Hinrichtung angesehenen Tat ausdrücken. Rasputin, der unter besonderen polizeilichen Schutz gestellt war, schien die Gefahr zu ahnen, denn Prinz Felix, der ihn in seinem Auto abholte, konnte ihn nur schwer überreden, zum Souper im Palast Yusupoff zu erscheinen. Dort erwartete ihn eine Borgia-Mahlzeit mit vergifteten Kuchen und vergiftetem Wein. Rasputin nahm von beidem, aber es schadete ihm nicht. Nachdem der Prinz vergebens auf die Wirkung des Giftes gewartet hatte, erhob er sich mit einer Entschuldigung und ging über eine kleine Wendeltreppe in den Oberstock, wo in einem Zimmer der Großfürst, Puriskewitsch und ein Arzt warteten. Er borgte sich vom Großfürsten einen Revolver, suchte Rasputin wieder auf und schoß ihm, als dieser gerade ein altes Krystallkruzifix an einer der Wände betrachtete, von hinten in die linke Schulter. Auf den Schuß kamen die andern drei hinunter und der Arzt konstatierte den Beginn der Agonie. Darauf verließen alle das Zimmer, um Vorkehrungen für die Fortschaffung der Leiche zu treffen. Doch Rasputin war nicht tot. Als

Prinz Felix in das Speisezimmer zurückkehrte und sich über ihn beugte, raffte sich der Totgeglaubte auf und warf sich auf Yusupoff. Es gelang ihm, durch einen anstoßenden Gang den äußeren Hof zu erreichen. Hier wurde er von Puriskewitsch erschossen. Der Körper wurde dann in einem Automobil auf die Kristovski-Insel gebracht und durch ein Loch im Eis in die Newa geworfen. Infolge von Blutspuren im Schnee wurde er am nächsten Morgen gefunden. Einige Tage später wurde Rasputin des Nachts in Gegenwart des Zaren, der Zarin, des Metropoliten Pitirim und Protopopoffs in Zarskoje beerdigt.

Rasputins Tod war für die Zarin ein schwerer Schlag. Alle Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt hatte, waren in Trümmer gegangen. Sie fürchtete nun, das Unglück könne in jedem Augenblicke eintreten, das nach seinen Prophezeiungen bei seiner Entfernung die Dynastie heimsuchen sollte. Auf ihren Befehl wurden Großfürst Demetrius und Prinz Felix in Arrest gesetzt, obgleich alle Mitglieder der kaiserlichen Familie das Vorrecht der Immunität genossen. Der Zar war sofort aus der Stavka zurückgekehrt. Großfürst Paul bat ihn um die Erlaubnis, seinen Sohn in seinem Palast in Zarskoje aufnehmen zu dürfen. Seine Majestät antwortete ihm: „Die Zarin kann es jetzt nicht erlauben." Einige Tage später wurde Großfürst Demetrius nach Persien deportiert, während Prinz Felix Yusupoff Befehl erhielt, sich auf seine Besitzungen in der Nähe von Moskau zurückzuziehen. Am 11. Jänner trafen sich die Mitglieder der kaiserlichen Familie in dem Palast der Großfürstin Maria Pawlowna. Sie verfaßten ein Kollektivschreiben, in dem sie den Zaren baten, dem Großfürsten Demetrius zu verzeihen. Gleichzeitig machten sie Seine Majestät in respektvoller Sprache auf die Gefahren aufmerksam, die seine innere Politik für die Dynastie und Rußland in sich barg. Sie erhielten folgende vernichtende Antwort: „Niemand hat sich um Mörder zu kümmern. Ich weiß, daß das Gewissen vielen keine Ruhe gibt, denn es ist nicht nur Demeter Pavlovitsch in die Sache verwickelt. Ich bin erstaunt, daß Ihr Euch an mich wendet."

Die Ermordung Rasputins war aus patriotischen Gründen geschehen, aber doch ein verhängnisvoller Fehler. Sie bestimmte die Zarin zu noch größerer Starrheit und gab ein verhängnisvolles Beispiel, denn sie lehrte das Volk, seine Gedanken in die Tat umzusetzen. Außerdem erschwerte sie es dem Zaren — selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre — Konzessionen zu machen. Er hätte sich dadurch leicht dem Verdacht ausgesetzt, aus Furcht vor Ermordung nachgegeben zu haben. Nach Aussagen Rodziankos und anderer fühlte sich Seine Majestät eigentlich sehr erleichtert, Rasputin los zu sein, aber ich kann nicht sagen, ob dies wirklich der Fall gewesen.

Am Ende des Jahres war die innere Lage so schlecht wie nur möglich, da der Zusammentritt des Verbandes der Semstwos in Moskau verboten und die Duma vertagt worden war, um jede Diskussion über das Verbot zu verhindern. Die herrschende Unzufriedenheit wurde dadurch nur noch erhöht.

Der kürzlich stattgefundene Wechsel der Regierung in England hatte in Petersburg keinen günstigen Eindruck gemacht. Die Zarin hatte, wie mir eine der Großfürstinnen erzählte, von einigen Mitgliedern sehr geringschätzig ge-

sprochen. Ich versuchte, diesen Eindruck durch eine Rede zu bessern, die ich am Neujahrsabend im Britischen Klub hielt. Ich legte dar, ein Land, das in einem Kampf auf Leben und Tod stünde, müßte sein Schicksal Männern anvertrauen, die die notwendige Geistes- und Willenskraft besäßen, es mit Stärke und Erfolg zu führen. Ich hatte jedoch nur wenig Hoffnung, daß die Regenten Rußlands sich diese Lektion zu Herzen nehmen würden. Von den Veränderungen im Ministerium interessierte der Rücktritt Sir Edward — jetzt Viscount — Greys die politischen und offiziellen Kreise Petrograds am meisten. Sein Abschied vom Auswärtigen Amt bedeutete für Rußland den Verlust eines Freundes, denn er hatte während seiner langen Dienstzeit sehr viel für die Aufrechterhaltung enger Beziehungen zu diesem Reiche getan, hatte ihm in den kritischen Jahren, die dem Kriege vorausgegangen waren, viele Dienste geleistet und während des Krieges große Bereitwilligkeit gezeigt, den russischen Wünschen entgegenzukommen. Er hatte sich überdies unter den Staatsmännern Europas eine führende Stellung geschaffen. Sein Wort war von solchem Gewicht, sein starker, aufrechter Charakter sowie seine Geschicklichkeit in der Abwicklung politischer Geschäfte flößten solches Vertrauen ein, daß man allgemein empfand, die Entente habe mit ihm eine ihrer wertvollsten Stützen verloren. Niemand fühlte seinen Verlust mehr als ich, der ich über zehn Jahre unter ihm gedient hatte. Er war ein idealer Chef, der einen ganz ins Vertrauen zog, Vorschläge anhörte, Schwierigkeiten anerkannte und einen durch freundliche Würdigung geleisteter Arbeit zum Ausharren ermutigte. In seinem letzten Briefe an mich, vom 24. Dezember 1916, sagte er folgendes:

„Ich hatte, während ich im Amte war, keine Zeit, Privatbriefe zu schreiben, aber ich möchte nicht abtreten, ohne Ihnen zu sagen, wie sehr ich die Art würdige und bewundere, in der Sie die Beziehungen zu Rußland gepflegt haben. Das war eine große Hilfe für das Vaterland. Ich glaube, etwas davon ist auch dem Volke zum Bewußtsein gekommen. Aber nur die, die hier und in Petrograd hinter die Kulissen blicken konnten, wissen, was Sie geleistet haben und unter welchen Schwierigkeiten. Ich hoffe, daß es nach einem glücklichen Friedensschluß möglich sein wird, dem Vaterland mehr davon zu erzählen und volle Anerkennung dafür zu finden."

KAPITEL XXI

1917

Trepoff hielt ein Fortführen der Regierung für ausgeschlossen, solange Protopopoff Minister des Inneren war, und reichte anfangs Jänner seine Demission ein, die der Zar annahm. Die Duma wurde bis Ende Februar vertagt und Prinz Golitzin, ein Mitglied der extremsten Rechten, zum Ministerpräsidenten ernannt. Er war anständig und gutgesinnt, aber ohne jede Erfahrung im Verwaltungsdienste und ohne Beziehungen zur Duma und hatte auch nicht die Energie und Charakterstärke, die nötig gewesen wären, um einer täglich bedrohlicher werdenden Situation Herr zu werden. Die Revolution lag in der Luft, der einzige strittige Punkt war, ob sie von oben oder unten kommen würde. Es wurde offen von einer Palastrevolution gesprochen. Bei einem Diner in der Botschaft erklärte einer meiner russischen Freunde, der eine hohe Stellung in der Regierung bekleidet hatte, es sei nur die Frage, ob der Zar und die Zarin oder nur die letztere getötet werden würde. Anderseits konnte ein Volksaufstand bei der herrschenden Lebensmittelnot jeden Augenblick ausbrechen.

Ich hatte keinen Vorwand, um eine Audienz anzusuchen, aber ich wollte nicht die Ereignisse herankommen lassen, ohne eine letzte Anstrengung gemacht zu haben, den Zaren gegen seinen eigenen Willen zu retten. Um meiner beabsichtigten Sprache mehr Gewicht zu verleihen, bat ich um die Erlaubnis, im Namen des Königs und Seiner Majestät Regierung sprechen zu dürfen. Bei den früheren Gelegenheiten hatte ich nur rein persönliche Vorstellungen erhoben. Mir wurde erwidert, die Befehle Seiner Majestät könnten nicht eingeholt werden, da sich der König nicht in London befände. Es könne jedoch aus dem von mir beabsichtigten Schritte nicht viel Gutes entstehen, denn der Zar kenne so gut wie ich die Situation in seinem Lande. Ich teilte diese Ansicht nicht. Der Zar und die Zarin wurden unglücklicherweise über die wahren Gefühle ihres Volkes in Unwissenheit erhalten. Ich erwiderte daher, ich müsse Seiner Majestät Regierung bitten, ihre Entscheidung noch einmal zu überprüfen, denn die Krisis, in der sich Rußland befinde, sei unsagbar gefährlich. Wir schuldeten es dem Zaren, der uns stets ein loyaler Freund und Verbündeter gewesen, wir schuldeten es Rußland, das der gemeinsamen Sache so viele Opfer gebracht, und wir schuldeten es unserem eigensten Interesse, diese Gefahren, wenn möglich, abzuwehren. Wenn Seiner Majestät Regierung mich nicht ermächtigen wolle, für sie zu sprechen, so möchte ich mit ihrer Erlaubnis im eigenen Namen sprechen und alle Verantwortung auf mich nehmen.

Während ich auf die Bewilligung meiner Audienz wartete, besuchte ich den Präsidenten der Duma, um zu ermitteln, welche Konzessionen diese Kammer wirklich zufriedenstellen würden. Rodzianko versicherte mir, alles, was die Duma verlange, sei die Ernennung eines Ministerpräsidenten, der das Vertrauen des Zaren, aber auch das der Nation besäße und freie Hand hätte, seine Ministerkollegen selbst zu wählen.

Am 12. Jänner, am schließlich festgesetzten Datum, fuhr ich, von einem der kaiserlichen Kammerherren begleitet, in einem Sonderzug nach Zarskoje. Bei meiner Ankunft wurde ich in einen der großen Empfangsräume geführt, wo ich mich kurze Zeit mit mehreren hohen Hofbeamten unterhielt. Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich den Zaren den Palast verlassen, um einen „run" im Schnee zu machen, wie er es oft zwischen Audienzen zu tun pflegte. Nach seiner Rückkehr, etwa zehn Minuten später, wurde ich zu ihm geführt. Bei allen früheren Gelegenheiten hatte mich Seine Majestät ohne alle Zeremonien in seinem Arbeitszimmer empfangen, mich zum Sitzen eingeladen und mir eine Zigarette angeboten. Ich war daher unangenehm überrascht, dieses Mal in den Audienzsaal geführt zu werden, wo Seine Majestät mich mitten im Raume stehend erwartete. Wie ich gleich merkte, ahnte er den Gegenstand meiner Vorsprache; er wollte mir durch den streng offiziellen Charakter des Empfanges einen Wink geben, nicht Dinge zu berühren, die außerhalb der Befugnisse eines Botschafters lägen. Ich gestehe, mir wurde bang ums Herz, und ich erwog einen Augenblick ernstlich, meine Absichten aufzugeben. In diesen Tagen der Demokratie, in denen Kaiser und Könige unter pari stehen, erscheint meine damalige Nervosität vielleicht unverständlich. Aber der Zar aller Reußen war damals ein Selbstherrscher, dessen leisester Wunsch Gesetz war. Ich jedoch war im Begriffe, nicht nur den Wink, den er mir so deutlich gegeben hatte, unbeachtet zu lassen, sondern mich überdies durch Überschreitung der einem Botschafter gezogenen Grenzen ins Unrecht zu setzen.

Seine Majestät begann die Unterhaltung, indem er sein tiefes Bedauern über die am Morgen erhaltene Nachricht vom Tode des Grafen Benckendorff ausdrückte, der so viel für die Förderung der englisch-russischen Freundschaft getan hatte. Es würde schwer sein, ihn zu ersetzen. Er bezeichnete Sazonoff, dessen Ernennung einige Wochen später wirklich erfolgte, als einen Botschafter, der Seiner Majestät Regierung wohl genehm sein dürfte. Er sprach dann von der Wichtigkeit der Konferenz der Alliierten, die in Petrograd zusammentreten sollte, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß es die letzte vor der Friedenskonferenz sein werde. Ich erwiderte, ich sähe nur wenige Chancen dafür, daß diese Konferenz zur Vorläuferin der Friedenskonferenz werden könnte, denn die politische Situation in Rußland ermutige mich nicht, von ihren Beratungen große Ergebnisse zu erwarten. Es schiene mir fraglich, ob es unter den gegenwärtigen Umständen nicht schade sei, das Leben so vieler ausgezeichneter Männer einem Schicksale auszusetzen, wie es Lord Kitchener bei seiner Unglücksreise nach Rußland ereilt hätte. Auf Seiner Majestät Frage, warum ich so pessimistisch über die Aussichten der Konferenz dächte, sagte ich: Selbst wenn eine engere Zusammenarbeit der verbündeten Regierungen angebahnt wird, haben wir keine Garantien

dafür, daß das gegenwärtige russische Kabinett im Amt verbleibt oder seine Nachfolger die Entscheidungen der Konferenz anerkennen. Als Seine Majestät solche Besorgnisse als unbegründet zurückwies, erklärte ich, unsere gemeinsamen Anstrengungen allein würden nicht genügen, wenn nicht in allen Ländern der Verbündeten vollkommene Solidarität unter allen Klassen der Bevölkerung herrschte. In England hätten wir diese Tatsache anerkannt. Um uns die Mitwirkung der arbeitenden Klassen zu verschaffen, hätte Lloyd George einen Vetrreter der Labour Party in sein kleines Kriegskabinett aufgenommen. In Rußland sei es ganz anders und ich fürchtete, Seine Majestät bedächte nicht, wie wichtig es wäre, dem Feinde eine Einheitsfront zu zeigen, und zwar nicht nur als Verbündete, sondern auch jede Nation für sich. „Ich und mein Volk sind doch in dem Entschlusse einig, den Krieg zu gewinnen", warf der Zar ein. „Aber nicht über die Eignung der Männer, denen Eure Majestät die Führung des Krieges anvertraut haben", erwiderte ich. „Wünschen Euere Majestät, daß ich mit der gewohnten Offenheit spreche?" fragte ich nun. Auf des Zaren Bejahung fuhr ich fort: Es bestände jetzt eine Schranke zwischen ihm und dem Volke. Rußland stände als Nation geeint des Zaren gegenwärtiger Politik gegenüber. Das Volk, das sich bei Kriegsausbruch so begeistert um seinen Herrscher geschart, hätte gesehen, wie Hunderte und Tausende von Leben infolge Gewehr- und Munitionsmangels geopfert wurden, sowie infolge der Unfähigkeit der Verwaltung eine ernste Krise in der Lebensmittelversorgung entstanden sei. Sehr zu meiner Überraschung fügte der Zar selbst hinzu: „Ein Zusammenbruch der Eisenbahnen." Alles, was das Volk wünsche, knüpfte ich an, wäre eine Regierung, die den Krieg zu siegreichem Ende führte. Ich wüßte, die Duma würde schon befriedigt sein, wenn Seine Majestät einen Mann zum Ministerpräsidenten wählte, dem sowohl der Herrscher als auch die Nation Vertrauen schenken könnten, und diesem erlaubte, seine Kollegen selbst zu wählen. Der Zar überging diesen Vorschlag, kam aber auf einige von ihm kürzlich durchgeführte Veränderungen im Ministerium zu sprechen und rechtfertigte sie. Ich wagte, darauf zu bemerken, Seine Majestät habe in letzter Zeit seine Minister so oft gewechselt, daß die Botschafter nie wüßten, ob der Minister, mit dem sie heute verhandelten, morgen noch Minister sein würde. „Euerer Majestät steht, wenn es mir zu sagen erlaubt ist, nur ein sicherer Weg offen — nämlich die Schranke, die Sie von Ihrem Volke trennt, niederzureißen und das Vertrauen der Nation wiederzugewinnen." Der Zar richtete sich auf, schaute mich scharf an und fragte: „Meinen Sie, Ich müsse das Vertrauen meines Volkes wiedergewinnen, oder mein Volk habe Mein Vertrauen wiederzugewinnen?" „Beides, Sire," erwiderte ich, „denn ohne ein solches gegenseitiges Vertrauen wird Rußland nie den Krieg gewinnen. Euerer Majestät Besuch in der Duma im vergangenen Februar war eine glückliche Eingebung. Wollen Sie nicht wieder hingehen? Wollen Sie ihm sagen, daß der Zar der Vater seines Volkes ist und mit ihm arbeiten möchte, um den Krieg zu gewinnen? Sie haben, Sire, nur den kleinen Finger zu heben und die Russen werden wieder zu Ihren Füßen knien, wie ich sie beim Ausbruch des Krieges in Moskau knien sah."

Ich hatte im Verlaufe der Unterredung auf die Notwendigkeit eines energischen Mannes an der Spitze der Regierung hingewiesen. Der Zar griff nur diese Bemerkung auf und meinte, es bedürfe zweifellos großer Festigkeit und eines starken Mannes, um der Situation Herr zu werden. Ich sagte Seiner Majestät, ich stimmte vollkommen bei, doch dürfte diese Festigkeit nicht in repressiven Maßregeln bestehen oder das bewunderungswürdige Werk der Semstwos hemmen. Der Zar würdigte die von den Semstwos während des Krieges geleistete Arbeit, sagte aber, er mißbillige die Haltung und die politischen Reden einiger ihrer Führer. Ich versuchte, diese damit zu verteidigen, daß sie nur aus übergroßem Patriotismus geirrt hätten, — aber ohne viel Erfolg.

Dann lenkte ich die Aufmerksamkeit Seiner Majestät auf die Versuche der Deutschen, die nicht nur darauf zielten, Uneinigkeit zwischen den Verbündeten zu stiften, sondern auch ihn seinem Volke zu entfremden. Ihre Agenten, sagte ich, seien überall an der Arbeit. Sie zögen die Schnüre und benützten diejenigen als unbewußte Werkzeuge, die Seine Majestät gewöhnlich bei der Wahl seiner Minister berieten. Sie beeinflußten die Zarin indirekt durch ihre Umgebung. Das Ergebnis sei, daß Ihre Majestät, statt geliebt zu werden, verunglimpft und beschuldigt werde, für deutsche Interessen zu arbeiten. Der Zar richtete sich wieder auf und sagte: „Ich wähle meine Minister selbst und erlaube niemandem, meine Wahl zu beeinflussen." „Wie also wählen Eure Majestät sie?" wagte ich zu fragen. „Durch Erkundigungen über die Fähigkeiten derjenigen, die ich für die Geeignetsten halte, die Geschäfte der verschiedenen Ministerien zu führen", erwiderte Seine Majestät. Darauf ich: „Euerer Majestät Erkundigungen sind, fürchte ich, nicht immer von Erfolg begleitet. Da ist zum Beispiel Protopopoff, der, wenn Eure Majestät mir vergeben, daß ich es ausspreche, Rußland an den Rand des Abgrundes bringt. Solange er Minister des Innern bleibt, ist jede Zusammenarbeit der Regierung mit der Duma, die eine so wesentliche Bedingung für den Sieg ist, ausgeschlossen." „Ich wählte Protopopoff aus den Reihen der Dumamitglieder, um der Duma angenehmes zu erweisen, und — das ist mein Lohn!" warf der Zar ein. „Aber, Sire," sagte ich, „die Duma kann schwer zu einem Manne Vertrauen haben, der seine Partei für eine Stelle verraten hat, in Stockholm eine Zusammenkunft mit einem deutschen Agenten hatte und verdächtigt wird, auf eine Versöhnung mit Deutschland hinzuarbeiten." „Herr Protopopoff ist kein Germanophile und die über seine Stockholmer Besprechung verbreiteten Berichte sind stark übertrieben", erklärte Seine Majestät. „Ich weiß nicht," erwiderte ich, „was sich bei dieser Zusammenkunft zugetragen hat. Wenn aber auch in diesem Punkte die Vorwürfe gegen ihn übertrieben sind, so hat er sich doch in der Presse einer bewußten Lüge schuldig gemacht, als er bekanntgab, den in Frage stehenden Deutschen auf besonderes Verlangen des russischen Gesandten in Stockholm gesehen zu haben". Der Zar bestritt das nicht.

Ich fragte dann, ob Seine Majestät die Gefahren der Lage kenne und wisse, daß nicht nur in Petrograd, sondern in ganz Rußland revolutionäre Reden geführt würden. Der Zar antwortete, er wisse ganz gut, daß man sich solches Geschwätz herausnehme, aber ich täte unrecht, es zu ernst zu nehmen. Ich

sagte ihm darauf, ich hätte eine Woche vor Rasputins Ermordung gehört, daß ein Attentat auf diesen bevorstünde. Ich hätte diese Nachricht für Klatsch gehalten, aber sie hätte sich doch als begründet erwiesen. Daher könnte ich mein Ohr nicht mehr den mir zukommenden Berichten über Mordpläne gewisser Exaltados verschließen. Wenn das Morden einmal angefangen hätte, könnte man nie sagen, wo es enden würde. Zweifellos werde man Gewaltmaßregeln ergreifen und die Duma auflösen. Wenn das geschähe, müßte ich für Rußland alle Hoffnung aufgeben! „Euere Majestät", schloß ich, „müssen in Betracht ziehen, daß Volk und Armee eins sind und man im Falle des Ausbruches einer Revolution nur auf einen kleinen Teil der Armee als Verteidigerin der Dynastie rechnen kann. Ich weiß sehr wohl, daß es einem Botschafter nicht zusteht, mit Euerer Majestät zu sprechen, wie ich es tat. Ich mußte dazu auch meinen ganzen Mut zusammennehmen. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß einzig und allein Ergebenheit für Euere Majestät und die Zarin mich dazu veranlaßte. Wenn ich einen Freund in dunkler Nacht im Walde auf einem Pfade sähe, von dem ich wüßte, daß er zu einem Absturz führt, wäre es da nicht meine Pflicht, Sire, ihn vor der Gefahr zu warnen? Und ist es nicht ebenso meine Pflicht, Euere Majestät vor dem Abgrund zu warnen, der sich vor Ihnen auftut? Sire, Sie sind am Scheidewege angelangt und müssen zwischen zwei Pfaden wählen. Der eine wird Sie zu Sieg und glorreichem Frieden führen, der andere zu Revolution und Unglück! Ich flehe Euere Majestät an, den ersteren zu wählen. Wenn Sie ihm folgen, Sire, so werden Sie Ihrem Lande die Verwirklichung alter Ambitionen sichern und selbst der mächtigste Herrscher in Europa sein. Vor allem aber werden Euere Majestät jenen Sicherheit verschaffen, die Ihnen so teuer sind, und von aller Sorge um sie befreit sein!"

Der Zar war durch den warmen Ton meines Appells sichtlich gerührt, drückte mir die Hand beim Abschied und sagte: „Ich danke Ihnen, Sir George!"

Der Finanzminister Bark hatte gleich nach mir eine Audienz. Er fragte mich am nächsten Tage, was ich dem Zaren gesagt hätte, denn er habe den Herrscher noch nie so nervös und aufgeregt gesehen. Seine Exzellenz hatte dem Zaren einen Brief überreicht, der seine Demission enthielt. Seine Majestät riß das Schreiben in Stücke und sagte: „In dieser Zeit dürfen Minister ihre Posten nicht verlassen."

Aber wie immer der momentane Eindruck meiner Rede gewesen sein mochte, er war nicht stark genug, um dem Einfluß der Zarin die Wage zu halten, deren Mißvergnügen ich schon bei früheren Audienzen durch meine Sprache erregt hatte. Dies war in so hohem Maße der Fall, daß man laut umlaufenden Gerüchten ernstlich erwogen hatte, ob man nicht um meine Abberufung ersuchen sollte. Daß die Zarin denen nicht vergab, die versuchten, den Zaren von der Befolgung ihrer Politik abzubringen, bewies der Fall meines Freundes, des Großfürsten Nikolaus Michailowitsch. Wir hatten oft unsere Ansichten über die innere Lage ausgetauscht und gehofft, den Zaren durch gemeinsame Aktion zu einer Änderung seiner Haltung zu bewegen. Seine kaiserliche Hoheit hatte den Zaren anfangs Jänner brieflich und mündlich vor den Gefahren des gegenwärtigen Kurses gewarnt. Zwei Tage nach meiner Audienz erhielt ich von dem Großfürsten folgenden Brief:

„Nur für Sie! Ce. 1/14. I. 1917.

Lieber Botschafter!

Seine Majestät der Zar hat mir befohlen, mich für zwei Monate auf meine Besitzung Grouchevka (bei Chersow) zurückzuziehen.

Auf Wiedersehen und viel Glück! Es lebe England und Rußland!

Herzlichst Ihr Nikolaus M."

Kurz danach traf ich seinen Bruder, den Großfürsten Sergius, bei einem Diner. Dieser sagte mir, mich hätte man nach Sibirien gesandt, wenn ich russischer Untertan wäre. Ich war nicht gerade sehr beunruhigt, fühlte mich aber doch erleichtert, als der Zar beim Neujahrsempfang einige Tage nach meiner Audienz zu mir so freundlich wie immer war.

Bei unserer kurzen Unterhaltung erwähnte weder er noch ich meine kürzlich stattgefundene Audienz. Ich sagte nichts mehr über die innere Lage, doch da ich gehört hatte, Seine Majestät verdächtige einen jungen Engländer, einen Studienfreund des Prinzen Felix Yusupoff, an der Ermordung Rasputins beteiligt gewesen zu sein, versicherte ich ihm, daß dieser Verdacht vollkommen unbegründet sei. Seine Majestät sagte mir dankend, er freue sich, das zu hören.

Ungefähr eine Woche später sandte mir ein russischer Freund, später Mitglied der provisorischen Regierung, durch Oberst Thornhill, den Adjoint unseres Militärattachés, die Nachricht, daß es vor Ostern zu einer Revolution kommen werde. Ich solle mich aber nicht aufregen, sie würde nur kurze Zeit dauern. Ich habe Grund zu glauben, daß diese Botschaft sich auf Tatsachen stützte und damals ein militärischer Staatsstreich vorbereitet wurde, nicht um den Zaren abzusetzen, wohl aber um ihn zur Bewilligung einer Konstitution zu zwingen. Unglücklicherweise kam das Volk zuvor und die Märzrevolution brach aus. Ich sage „unglücklicherweise", denn es würde für Rußland und die Dynastie besser gewesen sein, wäre die lange erwartete Revolution von oben und nicht von unten gekommen.

Die Publikation des kaiserlichen Reskripts vom 20. Jänner, in welchem dem Ministerpräsidenten befohlen wurde, den Ernährungs- und Transportfragen besondere Aufmerksamkeit zu widmen und in Harmonie mit den Semstwos und der Duma zu arbeiten, erweckte Hoffnungen, die sich nicht mehr verwirklichen konnten. Protopopoff, der an Rasputins Stelle getreten, war mächtiger denn je. Geistig gestört, berichtete er der Zarin in seinen Audienzen von Warnungen und Botschaften, die er in eingebildeten Unterhaltungen mit Rasputins Geist erhalten haben wollte. Er besaß das volle Vertrauen Ihrer Majestät und hatte sie überzeugt, daß er dank den zur Neuorganisation der Polizei getroffenen Maßnahmen jeder Lage gerecht werden würde. So wurde ihm freie Hand gelassen, seine wahnwitzige Politik fortzusetzen.

Am 29. Jänner waren die Delegierten der Verbündeten eingetroffen. Am Nachmittage fand unter dem Vorsitz des Außenministers Pokrowski eine vorbereitende Sitzung für die Konferenz statt. Großbritannien war durch Lord Milner, Lord Revelstoke, General Sir Henry Wilson und mich, Frankreich durch M. Doumergue, General Castelnau und Paléologue, Italien durch

Signor Scialoja, General Ruggieri und den italienischen Botschafter Carlotti vertreten. Am 31. wurden die Delegierten vom Zaren empfangen. Am 3. Februar waren wir alle zu einem Galadiner im Palast zu Zarskoje geladen. Als Doyen des diplomatischen Korps hatte ich die Ehre, zur Rechten des Zaren zu sitzen. Seine Majestät unterhielt sich während des größeren Teiles des Diners mit mir. Ich schnitt nur die Fragen der Lebensmittelkrisis und der Auswertung des Menschenmaterials an. Bezüglich jener teilte ich dem Zaren mit, nach mir zugekommenen Berichten sei in einigen Provinzen solche Not an Lebensmitteln, daß die Vorräte, wie man fürchte, nicht länger als vierzehn Tage reichen würden. Dieser Mangel scheine darauf zurückzuführen zu sein, daß jede Zusammenarbeit zwischen dem Ackerbau- und dem Verkehrsministerium sowie jegliches Verteilungssystem fehle. Ich schlug vor, die Verteilung den Semstwos anzuvertrauen. Der Zar gab mir recht, daß der Ackerbauminister sich die Dienste der Semstwos zunutzemachen sollte, und fügte hinzu, es würde sicherlich zu Streiks kommen, wenn den Arbeitern Lebensmittel fehlten. Mit Bezug auf die zweite Frage bemerkte ich, daß Rußland sein enormes Menschenmaterial und seinen Reichtum an Mineralien nicht genügend ausnütze, obgleich es gewisse Metalle dringend brauche. „Haben Euere Majestät je daran gedacht, Deutschlands Beispiel zu folgen und einen obligaten allgemeinen Hilfsdienst einzuführen?“ fragte ich. Der Zar erwiderte, er habe diese Frage schon erwogen und hoffe, es würde möglich sein, entsprechende Schritte zu unternehmen. Es sei nur gerechtfertigt, fügte er hinzu, daß in Zeiten nationaler Krisen jeder dem Staate nach besten Kräften diene. Unsere weitere Unterhaltung hatte keinen politischen Charakter.

Um die Arbeit zu beschleunigen, war die Konferenz in drei Kommissionen geteilt worden, eine politische, eine militärische und eine technische. Letztere, die die so wichtigen Transport- und Munitionsfragen zu erledigen hatte, arbeitete am besten. Bei Eröffnung der Konferenz stellte General Gurko in seiner Rede fest, daß Rußland vierzehn Millionen Mann mobilisiert, an Verwundeten und Toten zwei Millionen und an Gefangenen ebenfalls zwei Millionen verloren habe. Gegenwärtig ständen sieben und eine halbe Million unter den Waffen und zwei und eine halbe Million in den Reservedepots. Er gab keine Hoffnung, daß die Armee imstande sein würde, eine Offensive großen Stils zu unternehmen, bevor nicht die gerade neu aufgestellten Divisionen genügend ausgebildet und mit Kanonen, Gewehren und Munition versehen wären. Alles, was sie inzwischen tun könne, sei, den Feind durch kleinere Unternehmungen zu beschäftigen. Das Ergebnis der Konferenz war eine Serie von Empfehlungen in bezug auf das Kriegsmaterial und die Kredite, die von den verbündeten Regierungen Rußland zur Verfügung gestellt werden sollten.

Die Konferenz trennte sich am 21. Februar.

KAPITEL XXII

1917

Die Tagung der Konferenz war mit einer zeitweiligen Besserung der inneren Lage zusammengefallen. Es waren nur wenige Zeichen politischer Unruhe zu bemerken gewesen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sich die Delegierten in ihrer Heimat etwas zu optimistisch über Rußlands Aussichten äußerten. Meine eigene Ansicht hatte sich nur wenig geändert. Ich sollte die in London zusammentretende Reichskonferenz informieren, wie lange Rußland voraussichtlich den Krieg fortsetzen könne. Nach Beratung mit Lord Milner, mit dem ich den Vorzug gehabt hatte, während seines Aufenthaltes in Petrograd zu arbeiten, telegraphierte ich am 18. Februar dem Auswärtigen Amte folgendes:

„Obgleich die reaktionäre Schundpresse uns noch gelegentlich attackiert, hat doch die antibritische Campagne aufgehört. Die englisch-russischen Beziehungen waren niemals besser als jetzt. Der Zar, fast alle seine Minister und die Masse des Volkes sind stramme Anhänger des englisch-russischen Bündnisses. Man kann ruhig sagen, daß die Mehrheit des Volkes die großen Dienste voll würdigt, die Großbritannien mit seiner Flotte, seiner Armee und seiner Börse leistet, und von England die Verwirklichung seiner Hoffnung auf den Endsieg erwartet.

Schwieriger ist es, bestimmte Angaben über Rußlands Festhalten am Kriege zu machen. Die Majorität der Nation, einschließlich der Regierung und der Armee, ist im Entschlusse einig, ‚bis zum siegreichen Ende' zu kämpfen. Aber damit endet die nationale Einigkeit. Der Zar, der höchste Faktor, ist beklagenswert schwach, aber das einzigste, worin man auf seine Festigkeit bauen kann ist sein Wille zum Durchhalten, besonders da die Zarin, die eigentlich Rußland regiert, in dieser Frage fest ist. Sie ist nicht, wie so oft behauptet wurde, eine Deutsche, die für Deutschlands Interessen arbeitet, sondern eine Reaktionäre, die ihrem Sohne die Autokratie ungeschmälert hinterlassen möchte. Deshalb veranlaßt sie den Zaren, ohne Rücksicht auf Fähigkeiten Minister zu wählen, denen sie die Ausübung einer festen Politik zutraut. Dadurch wird sie zum unbewußten Werkzeug anderer, die wirklich deutsche Agenten sind. Diese tun ihr Möglichstes, den Zaren zu einer reaktionären Gewaltpolitik zu drängen und predigen zur selben Zeit seinen Untertanen die Revolution in der Hoffnung, Rußland würde durch innere Uneinigkeit gezwungen werden, Frieden zu schließen. Durch die Protopopoff erteilte Erlaubnis, Maßnahmen zu ergreifen, die Unruhen direkt hervorrufen müssen, spielt

der Zar ihnen in die Hand. Protopopoff hat als Minister des Innern in seinem eigenen und in anderen Regierungsdepartements Stellen mit Reaktionären besetzt, die ebenso korrupt wie unfähig sind. Er hat eigentlich alle öffentlichen Versammlungen, besonders die des Verbandes der Semstwos, verboten und hat — wenn auch vergeblich — versucht, diesen ganz aufzulösen. Er arbeitet auf die Auflösung der Duma, die Einschränkung der Preßfreiheit, die Wiedereinführung der früheren Zensur hin. Seine letzte Tat war die Verhaftung von zwölf Vertretern der Arbeiterschaft in den industriellen Kriegskomitees. Es würde schon zu einer Explosion gekommen sein, wenn sich nicht die Duma des Ernstes der Lage bewußt wäre und alles vermiede, was den Erfolg des Krieges in Frage stellen könnte. Obgleich die Arbeiter über die Verhaftung ihrer Vertreter sehr erzürnt sind, haben bis jetzt hohe Löhne und Patriotismus alle Streiks abgewendet.

Sollte es zu einer Lebensmittelnot kommen, so werden Streiks unfehlbar folgen. Es macht mir daher die wirtschaftliche Lage mehr Sorge als die politische. Handelte es sich nur um diese, so könnte die endgültige Lösung bis nach dem Kriege aufgeschoben werden, doch jene ist eine ständige Gefahr. Jeden Augenblick kann sie die glimmende politische Unzufriedenheit zu einer Flamme anfachen, was der Sache des Krieges ernstlich schaden würde. Auf den Eisenbahnen sind die Reserven an Brennmaterial so gering, daß es auf einer Linie, wie man sich erzählt, nur noch für einige Tage reichen wird. Viele Leute fürchten, daß die Not sich auch bei vorübergehender Auffüllung der Reservevorräte wieder fühlbar machen kann, sobald der jetzt auf ein Minimum beschränkte Verkehr wieder in einen regelmäßigen übergeführt wird. Viele Munitionsfabriken sind schon aus Mangel an Brenn- und Rohmaterial vorübergehend geschlossen worden. Lahmlegung des Nachschubs für Armee und Städte droht.

Kurz gesagt: Obzwar der Zar und die Majorität seiner Untertanen geneigt sind, den Krieg bis zum Ende durchzuhalten, wird Rußland, wenn die gegenwärtige Situation sich nicht ändert, nicht imstande sein, einen vierten Winterfeldzug mitzumachen. Anderseits ist Rußland so reich an natürlichen Ressourcen, daß kein Grund zur Besorgnis bestünde, wenn der Zar die Führung des Krieges wirklich fähigen Ministern anvertraute. So aber ist die Zukunft ein versiegeltes Buch. Die politische oder wirtschaftliche Lage kann einige unangenehme Überraschungen für uns am Lager haben, während die finanzielle durch wiederholte Papiergeldausgabe kompromittiert sein mag. Doch Rußland ist ein Land, das die Gabe hat, sich durchzufretten. Meine einzige Hoffnung ist, daß es imstande sein wird, bis zum Ende auszuhalten, wenn wir ihm auch weiterhin die notwendige Unterstützung angedeihen lassen."

Am 27. Februar trat die Duma zusammen. Die Eröffnungssitzung verlief so ruhig, daß ich glaubte, ich könne unbesorgt zu kurzem Ferienaufenthalt nach Finnland gehen. Während der zehn Tage, die ich dort zubrachte, waren keine Anzeichen des heraufziehenden Sturmes zu bemerken. Erst als meine

Frau und ich Sonntag, den 11. März, mit dem letzten Zuge, der Petrograd erreichte, zurückkehrten, meldete mir mein Diener, als wir nahe der Hauptstadt waren, einen Tramway- und Kutscherstreik. Der auf unserer Fahrt zur Botschaft durchquerte Teil der Stadt war vollkommen ruhig. Abgesehen von einigen Militärpatrouillen auf den Kais und dem Fehlen aller Trams und Kutschen war ihr Aussehen nicht ungewöhnlich.

Trotzdem war die Lage schon sehr ernst. Infolge des Mangels an Kohle hatten einige Fabriken schließen müssen und mehrere Tausende Arbeiter waren arbeitslos geworden. Dies allein wäre noch nicht so beunruhigend gewesen, denn sie wurden bezahlt und gingen nicht darauf aus, Unruhen zu stiften. Doch sie brauchten Brot und viele von ihnen gingen nach stundenlangem Warten in den Queues vor den Bäckerläden leer aus. Donnerstag, den 8. März, wurde die Regierung in einer stürmischen Sitzung der Duma wegen ihres Versagens in der Frage der Lebensmittelversorgung Petrograds heftig angegriffen. Der Mangel an Brot war die Ursache der Erregung, die sich jetzt unter den Arbeitern zeigte. Am Abend wurden mehrere Brotläden in den ärmeren Vierteln der Stadt geplündert. Man sah zum ersten Male eine Kosakenpatrouille den Newski entlang galoppieren. Am nächsten Tage nahm die Aufregung zu. Das Volk forderte Zusicherungen, daß etwas geschehe, um die Ernährungskrise zu beheben, doch niemand kümmerte sich darum. Gruppen von Arbeitern und Studenten durchzogen die Straßen, gefolgt von einer Menge Männer, Frauen und Kinder, die nur die Neugierde herausgetrieben hatte. Die Menge war meistens gutmütig, wich den Kosaken aus, wenn diese Befehl hatten, eine Straße zu säubern, und ließ sie sogar gelegentlich hochleben. Die Kosaken ihrerseits nahmen sich in acht, niemanden zu verletzen, und lachten und plauderten mit den ihnen Zunächststehenden — ein böses Omen für die Regierung. Nur gegen die Polizei, mit der es im Laufe des Tages zu mehreren Zusammenstößen kam, nahm die Menge eine feindselige Haltung an. In einigen Straßen wurden auch Straßenbahnwagen zerschlagen und umgeworfen.

Inzwischen waren die Führer der Sozialdemokraten, die in den Fabriken und Baracken seit Monaten eine lebhafte Propaganda entfaltet hatten, nicht untätig. Sonnabend, den 10., nahm die Stadt schon ein ernsteres Aussehen an. Es sah aus, als wäre ein Generalstreik ausgebrochen. Die Arbeitermassen, welche den Newski auf und ab wogten, schienen bereits organisiert zu sein. Niemand wußte recht, was geschehen würde, aber doch war das Empfinden allgemein, man dürfe diese günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne etwas zu unternehmen. Im ganzen war jedoch die Haltung des Volkes noch immer eine friedliche. Abends gab es eine kleine Schießerei, für welche man die Polizisten, die Protopopoff in Soldatenuniform gesteckt hatte, verantwortlich hielt.

Jetzt entschloß sich die Regierung zu strengen Gewaltmaßregeln. Sonntag, den 11. März, ließ der Militärgouverneur General Khagoloff in der ganzen Stadt durch Maueranschlag verkünden, daß alle Arbeiter, die am nächsten Tag die Arbeit nicht wiederaufgenommen hätten, an die Front geschickt würden und Polizei sowie Militär Befehl hätten, jede Menschenansammlung mit Gewalt auseinanderzutreiben. Diese Warnung wurde nicht

beachtet. Es gab dieselben Zusammenrottungen und im Laufe des Tages wurden ungefähr zweihundert Menschen durch das Feuer der Truppen getötet. Am Nachmittag jedoch weigerte sich eine Kompagnie des Pavlovsk-Regimentes zu feuern; sie mußte durch das Preobrazhenski-Regiment entwaffnet werden. Abends hatte jeder Widerstand aufgehört, die Menge war zerstreut und die Ordnung für eine Zeit wiederhergestellt. Doch die Bewegung, die anfangs nur Maßnahmen zur Behebung der Lebensmittelknappheit erzwingen wollte, nahm jetzt politischen Charakter an. Die Regierung, die sowohl für das Schießen als auch für die Ernährungskrise verantwortlich gemacht wurde, sollte fortgejagt werden.

Der Zar hatte die Monate Jänner und Februar in Zarskoje zugebracht. Das Verhängnis, das seine Schritte lenkte, hatte es gewollt, daß er Donnerstag, den 8. März, nach Mohileff abgereist war, weil er dem Hauptquartier nicht länger hatte fernbleiben wollen. Er war also über zwanzig Bahnstunden weit entfernt. Wäre er noch einige Tage in Zarskoje und damit für diejenigen erreichbar geblieben, die ihn über die Entwicklung der Ereignisse in der Hauptstadt hätten genau informieren können, so wäre er imstande gewesen, den großen Ernst der Situation besser zu würdigen. Am Sonnabend riet ihm General Alexeieff, sofort die notwendigen Konzessionen zu machen. Sonntag benachrichtigte ihn Rodzianko telegraphisch von der in der Hauptstadt herrschenden Anarchie. Dieser wies auf die unbedingte Notwendigkeit hin, jemanden, der das Vertrauen der Nation besäße, mit der Bildung einer neuen Regierung zu betrauen. „Ich bete zu Gott," schloß Rodzianko, „daß in dieser Stunde die Verantwortlichkeit nicht auf den Träger der Krone falle!" Gleichzeitig teilte Rodzianko dieses Telegramm den kommandierenden Generälen der verschiedenen Fronten mit der Bitte um Unterstützung mit. Bald darauf antworteten General Ruszki und General Brusiloff, sie hätten seinen Wunsch erfüllt. Ob Rodziankos Telegramm den Zaren je erreicht hatte oder ihm absichtlich vorenthalten worden war — zweifellos hat General Woyeikoff, der Präfekt der kaiserlichen Paläste, der Zarin die Lage falsch dargestellt und den Gedanken an eine Revolution mit Entrüstung zurückgewiesc . Währenddessen wußte die Regierung nichts Gescheiteres zu ersinnen als die Vertagung der Duma.

In der Sonntagnacht gab es in den Baracken, in denen sich die Soldaten versammelt hatten, um ihre Haltung für den folgenden Tag zu besprechen, heftige Erörterungen. Sollten sie ihre eigenen Bekannten und Verwandten niederschießen, wenn der Befehl zum Feuern gegeben werden würde? Das fragte einer den anderen. Diese Frage wurde Montag früh beantwortet, indem die Soldaten des Preobrazhenski-Garderegimentes auf den Befehl zum Feuern sich umdrehten und ihre Offiziere erschossen. Das Wolynski-Regiment, welches ausgeschickt worden war, um sie zu überwältigen, folgte ihrem Beispiel. Andere Regimenter taten dasselbe und bis mittags hatten ungefähr 25000 Mann gemeinsame Sache mit dem Volke gemacht. Am Vormittag waren das Arsenal gestürmt, die Vorräte an Gewehren, Kanonen und Munition beschlagnahmt worden. Dann folgten rasch nacheinander die Niederbrennung der Gerichtshöfe, die Beraubung des Zentralbureaus der Geheimpolizei, die Zerstörung ihrer kompromittierenden Archive, die Be-

freiung der politischen und Kriminalhäftlinge der drei Hauptgefängnisse und die Übergabe der Peter- und Pauls-Festung. Die sorglose, unfähige Regierung hatte die Dinge vom ersten Augenblicke an falsch angefaßt. Ein starker und energischer Minister wie Stolypin hätte mit Takt und Festigkeit die Bewegung in den Grenzen halten können. Die Regierung aber unterließ es, das Volk über die Lebensmittelkrise zu beruhigen, und griff, um die Ordnung wiederherzustellen, zu unwirksamen Maßnahmen, welche die Massen nur furchtbar erbitterten und den wirklichen Revolutionären in die Hand spielten. Endlich fachte sie durch den Befehl, auf das Volk zu schießen, die herrschende Unzufriedenheit zu einer Flamme an, die sich mit Blitzesschnelle über die ganze Stadt verbreitete. Der Grundfehler jedoch war die mangelnde Voraussicht der militärischen Behörden, die gut disziplinierte und verläßliche Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt zu lassen gehabt hätten. Die Garnison, im ganzen nur 150000 Mann, bestand bloß aus Rekruten. Es waren junge Soldaten, die frisch aus ihren Dörfern gekommen waren und nach erfolgter Ausbildung an die Front gesandt werden sollten, um die Lücken in ihren Regimentern auszufüllen. Das sie ausbildende Offizierskorps war viel zu klein, als daß es einen so großen Truppenkörper hätte in der Hand behalten können. Es bestand aus heimgekehrten Invaliden und unerfahrenen Jungen der Militärschulen, die ganz unfähig waren, die Disziplin beim Ausbruch einer Krise aufrechtzuerhalten. Der so begangene Fehler war um so unerklärlicher, als Petrograd in revolutionärer Beziehung immer der Gefahrenherd gewesen. Es war das Zentrum der sozialistischen Propaganda, die immer mehr in die Baracken und Fabriken eindrang. Es war voll deutscher Agenten, die Rußland durch einen Zusammenbruch des Zarentums am ehesten aus dem Kriege auszuschalten hofften und darauf hinarbeiteten. Petrograds Atmosphäre war derart mit Pessimismus geladen, daß der Zar uns mehr als einmal sagte, wie froh er wäre, diesen bedrückenden Einfluß abschütteln und in die gesunde Luft der Front zurückkehren zu können.

Wie schon gesagt, war ich erst Sonntag abends nach Petrograd zurückgekehrt. Ich ging Montag mittags wie gewöhnlich mit meinem französischen Kollegen ins Auswärtige Amt. Dorthin telegraphierte mir General Knox, daß der größere Teil der Garnison gemeutert habe und im unbestrittenen Besitz des Liteini-Prospektes sei. Ich wiederholte Pokrowski diese Meldung und fügte hinzu, Protopopoff könne sich gratulieren, Rußland durch seine aufreizende Politik zur Revolution getrieben zu haben. Prokrowski stimmte bei, sagte aber, Ordnung und Disziplin müßten wiederhergestellt werden. Ein militärischer Diktator würde ernannt werden, man würde Truppen von der Front schicken, um die Meuterei zu unterdrücken, und die Duma bis zum 25. April vertagen. Ich erwiderte, es sei ein Wahnsinn, die Duma zu vertagen. Das einzige Ergebnis würde die Ausbreitung des gegenwärtig auf Petrograd beschränkten Aufruhrs auf Moskau und andere Städte sein. Es wäre zu spät, der Bewegung mit Gewalt Herr zu werden, das einzige Mittel läge in einer Politik des Entgegenkommens und der Versöhnung. Pokrowski war anderer Meinung. Er sagte: Hätte sich nur die Zivilbevölkerung erhoben, so würde die Regierung versucht haben, sich mit ihr zu ver-

gleichen, da es sich aber um Soldaten handelte, die dem Zaren den Eid gebrochen, müsse als allererstes die Disziplin wiederhergestellt werden.

Trotz des Vertagungsreskriptes blieb das Komitee der Duma beisammen. Rodzianko sandte dem Zaren ein zweites Telegramm, in dem er ihm sagte, es sei der letzte Augenblick, der über das Schicksal des Landes und der Dynastie entscheide. Seine Majestät müsse sofort Schritte unternehmen, denn morgen würde es zu spät sein. Kurz darauf erfuhr die Duma, daß der Kriegsminister General Bielaieff eine Depesche erhalten habe, in der der Zar seine Rückkehr nach Petrograd anzeigte. General Iwanoff sei zum Diktator ernannt und würde bald mit einer großen Truppenmacht eintreffen.

Um 1½ Uhr kamen Abgesandte von den Truppen nördlich des Flusses und fragten, welche Befehle ihnen die Duma zu geben hätte. Rodzianko, der sie empfing, sagte ihnen, die Parole der Duma heiße: Absetzung der gegenwärtigen Regierung. Er erwähnte den Zaren nicht, denn auch die Duma war von dem schnellen Lauf der Ereignisse überrascht worden und wußte nicht, was tun. Etwas später traf ein Detachement aufständischer Truppen ein. Kerensky und Cheidze forderten sie in Ansprachen auf, sie sollten die Ordnung aufrechterhalten, Exzesse vermeiden und fest zur Sache der Freiheit stehen. Sie wurden von Kerensky ersucht, eine Wache für die Duma zu stellen. Um Unruhen zu verhindern, willigte Rodzianko in die Ablösung der alten Wache ein. Kerensky, ein junger Advokat, Sohn des Rektors der Hochschule von Taschkent und einer jüdischen Mutter, hatte sich als Führer der sozialrevolutionären Partei schon durch seine in der Duma gehaltenen feurigen Reden bemerkbar gemacht. Ich werde über ihn noch viel zu sagen haben. Momentan genügt zu berichten, daß er in diesen kritischen Tagen, berücksichtigt man seine sozialistische Überzeugung, loyal mit dem Dumakomitee arbeitete. Cheidze dagegen, der die Sozialdemokraten vertrat, arbeitete nur im Interesse seiner Partei. Um 3 Uhr ernannte die Duma, nach einer bei verschlossenen Türen abgehaltenen Sitzung, ein Exekutivkomitee, das die Ordnung aufrechterhalten sollte und aus Mitgliedern aller Parteien mit Ausnahme der äußersten Rechten zusammengesetzt war. Es bestand aus zwei Konservativen, drei Gemäßigten, fünf Kadetten und Progressisten, zwei Sozialisten — Kerenski und Cheidze — und Rodzianko als Präsidenten.

Das Exekutivkomitee der Abgeordneten des Arbeiterrates berief für den Abend eine Sitzung im Dumapalast ein. Die zum Volke übergegangenen Soldaten wurden eingeladen, für jede Kompagnie und die Fabriken für je tausend Arbeiter einen Abgeordneten zu senden.

Während des ganzen Nachmittags trafen Truppen in der Duma ein, die immer mehr von Soldaten, Arbeitern und Studenten erfüllt wurde. Abends wurde der Präsident des Staatsrates Schteglovitoff, früher Justizminister und Ultrareaktionär, verhaftet eingebracht. Gegen Mitternacht erschien ein schäbig aussehender Mann in einem beschmutzten Pelzrock und sagte: „Ich bin der gewesene Minister des Innern Protopopoff. Ich wünsche das Wohlergehen unseres Landes und deshalb übergebe ich mich freiwillig."

Dienstag, den 13. März, zeigte die Situation in der Stadt, dank den Bemühungen des Exekutivkomitees, eine leichte Besserung. Die zwei Haupt-

ereignisse des Tages waren die Übergabe des Marineministeriums und ein Angriff auf das Hotel Astoria. Die Übergabe des Marineministeriums wurde durch die Drohung erzwungen, das Gebäude würde im Falle der Weigerung durch Artilleriefeuer der Festung zerstört werden. Der Angriff auf das Hotel Astoria war eine Folge von Schüssen, die auf eine unter Vorantragung einer roten Fahne vorüberziehende Kompagnie Soldaten abgefeuert worden waren. Es wurde den ganzen Tag geschossen. Das Feuer beschränkte sich aber hauptsächlich auf die von der Polizei bedienten Maschinengewehre, die Protopopoff auf den Dächern der Häuser plaziert hatte, und auf das Gewehrfeuer der Soldaten, die die Polizei vertreiben wollten. Ich konnte morgens in das Auswärtige Amt gehen und Pokrowski meinen Abschiedsbesuch machen. Auf dem Heimwege wurden mein französischer Kollege und ich von der auf dem Kai angesammelten Menge erkannt und mit Hochrufen begrüßt. Nachmittags ging ich wieder mit Bruce aus, um Sazonoff zu besuchen, der sich in einem Hotel auf dem Newski aufhielt. Das Rattern der Maschinengewehre über unseren Köpfen war keine angenehme Begleitung, doch kamen wir ohne jeden Zwischenfall hin und zurück.

Die alte Regierung hatte zu existieren aufgehört. Alle ihre Mitglieder, mit Ausnahme Pokrowskis und des Marineministers Admirals Grigorovitsch, waren verhaftet, auch Stürmer, der Metropolit Pitirim und einige andere Reaktionäre. Bis zum Abend waren die ganze Garnison und die Truppen, die von Zarskoje und aus den benachbarten Distrikten angekommen waren, zur Duma übergegangen. Auch viele Offiziere hatten ihre Dienste angeboten. Die Revolution war, was Petrograd betraf, eine vollzogene Tatsache, doch war die Lage noch voll von Schwierigkeiten. Die Arbeiter waren bewaffnet, eine große Anzahl freigelassener Sträflinge ging umher, in vielen Regimentern hatten die Soldaten keine Offiziere und in der Duma kam es zu einem scharfen Ringen zwischen dem Exekutivkomitee und dem neugebildeten Sovjet. Die Duma war der Sammelpunkt für die Truppen gewesen, welche die Revolution gemacht hatten. Fast alle Führer der Duma waren Monarchisten und Anhänger eines Krieges bis zum siegreichen Ende. Doch hatten sie es im kritischen Augenblick nicht verstanden, sich zu behaupten, und es zugelassen, daß die Demokraten, ausgesprochene Republikaner mit einem großen Prozentsatz an Pazifisten, ihnen zuvorkamen und sich die Verfügung über die Truppen anmaßten. Sie hatten ferner in ihren eigenen Versammlungsräumen Sitzungen einer rivalisierenden Körperschaft, des Sovjets, geduldet, der sich selbst ohne jede gesetzliche Basis als Vertretungskörper der Arbeiter und Soldaten eingesetzt hatte. Die russische Revolution würde vielleicht einen glücklicheren Ausgang genommen haben, wäre unter den Mitgliedern der Duma ein wirklicher Führer gewesen, der die Truppen, von ihrem ersten natürlichen Anlehnungsversuch profitierend, um die Duma, als das einzige gesetzliche Organ im Lande, gesammelt hätte. Doch ein solcher Führer fand sich nicht. Während die Duma noch beriet und nach der einzuschlagenden Politik suchte, handelten bereits die Demokraten, die wußten, was sie wollten. Nachdem er sich die Unterstützung der Truppen gesichert hatte, war Cheidze, ihr Führer, Herr der Lage, wie er selbst einem britischen Offizier gegenüber äußerte.

Inzwischen hatte der Zar in der Nacht vom 12. zum 13. die Stavka verlassen, um nach Zarskoje zu gehen. Bei seiner Ankunft in Balogai fand er jedoch die Geleise durch Arbeiter aufgerissen. Er begab sich hierauf nach Pskow, d m Hauptquartier des Generals Ruszki, des Kommandierenden der Nordfront. Mittwoch, den 14., bat mich Großfürst Michael, der sich in einem Privathaus nahe der Botschaft aufhielt, ihn zu besuchen. Er sagte mir, er erwarte noch immer, trotz der Vorfälle in Balogai, die Ankunft des Zaren in Zarskoje um 6 Uhr abends. Rodzianko werde Seiner Majestät ein Manifest zur Unterschrift unterbreiten, das eine Konstitution bewillige und Rodzianko ermächtige, die Mitglieder der neuen Regierung zu wählen. Großfürst Kyrill und er selbst hätten dem Entwurf des Manifestes ihre Unterschriften beigefügt, um dadurch Rodziankos Stellung zu stärken. Seine kaiserliche Hoheit fügte hinzu, er hoffe, den Zaren abends zu sehen, und fragte mich, ob ich wünschte, daß er etwas besonderes vorbrächte. Ich erwiderte, er möge den Zaren im Namen des Königs Georg, der so warme Gefühle für Seine Majestät hege, anflehen, das Manifest zu unterzeichnen, sich seinem Volke zu zeigen und mit ihm völlig auszusöhnen. Doch während ich mit dem Großfürsten sprach, war das beabsichtigte Manifest von dem Sovjet verworfen und die Abdankung des Zaren beschlossen worden. Fast zur selben Zeit hatte der durch General Ruszki über den Stand der Dinge in Petrograd unterrichtete Zar telegraphiert, er sei bereit, alle von der Duma gewünschten Konzessionen zu machen, wenn diese glaube, damit die Ordnung im Lande wieder herstellen zu können. Aber es war — wie Rodzianko zurücktelegraphierte — „zu spät!" Da die einzige andere Alternative der Bürgerkrieg war, händigte der Zar dem General Ruszki am 15. früh ein für Petrograd bestimmtes Telegramm ein, das seine Abdankung zugunsten seines Sohnes bekanntgab. M. Gilliard erzählt uns in seiner traurigen, aber sehr interessanten Geschichte von des Zaren Nikolaus tragischem Schicksal, der Zar habe einige Stunden später nach dem Hofarzt Professor Feodoroff gesandt und ihn gebeten, ihm die Wahrheit über die Konstitution des Zarewitsch zu sagen. Auf des Arztes Antwort, die Krankheit seines Sohnes sei unheilbar und sein Leben könne jeden Augenblick erlöschen, sagte der Zar: „Da Alexis seinem Lande nicht dienen kann, wie ich es gewünscht hätte, haben wir das Recht, ihn zu behalten." Als daher abends die zwei Abgesandten der Duma Gutschkoff und Schulgin eintrafen, die die Abdankung des Zaren zugunsten seines Sohnes unter der Regentschaft des Großfürsten Michael verlangen sollten, händigte der Zar ihnen folgenden Ukas ein, in dem er zugunsten seines Bruders auf den Thron verzichtete:

„Das Schicksal Rußlands, die Ehre Unserer heldenhaften Armee, das Wohl des Volkes, die Zukunft Unseres geliebten Vaterlandes verlangen die Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln bis zum siegreichen Ende . . .

In diesen für Rußland so entscheidenden Tagen betrachten Wir es als eine Uns von Unserem Gewissen auferlegte Pflicht, den engen Zusammenschluß aller Kräfte des Volkes im Interesse eines baldigen Sieges zu erleichtern. Im Einverständnisse mit der Duma haben Wir es für gut befunden, abzudanken und Uns Selbst der obersten Gewalt zu entkleiden.

Wir wünschen nicht, Uns von Unserem geliebten Sohne zu trennen und übergeben Unser Erbe Unserem Bruder dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch. Unser Segen begleitet ihn auf den Zarenthron Rußlands."

Des Zaren letzter offizieller Akt war die Ernennung des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch zum Oberkommandierenden und des Prinzen Lwoff, des populären Führers der Semstwos, zum neuen Ministerpräsidenten. Als Ergebnis eines Kompromisses zwischen dem Dumakomitee und dem Sovjet war nämlich eine provisorische Regierung gebildet worden, welche die Verwaltung des Landes weiterführen sollte, bis eine konstituierende Versammlung entschieden haben würde, ob Rußland Republik oder Monarchie sein solle. Die wichtigsten Mitglieder dieser Regierung gehörten der Partei der Kadetten und Oktobristen an. Miljukoff, der Führer der Kadetten, wurde zum Minister des Äußern und Gutschkoff, der Führer der Oktobristen, zum Kriegsminister ernannt. Kerensky wurde Justizminister. Er war das Bindeglied zwischen dem Sovjet und der Regierung; es war hauptsächlich ihm zu danken, daß die Opposition des Sovjet überwunden wurde. Während der hitzigen Debatten über die Frage der Regentschaft hatte er dem Sovjet seine Ernennung zum Justizminister bekanntgegeben und gesagt: „Niemand ist ein glühenderer Republikaner als ich; aber wir müssen unsere Zeit abwarten. Nichts kann sofort in seiner vollen Größe erstehen. Wir werden unsere Republik haben, aber wir müssen den Krieg gewinnen. Dann können wir tun, was wir wollen." Mit der Einsetzung der provisorischen Regierung trat Rodzianko, der in den ersten Tagen der Revolution eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, in den Hintergrund. Die Duma, die lange und hart um die Ernennung eines ihr verantwortlichen Ministeriums gefochten hatte, wurde immer mehr als veraltete Institution angesehen, bis sie endlich von der Szene verschwand.

Noch war über den Anspruch des Großfürsten Michael auf den Thron zu entscheiden. Donnerstag, den 16., berieten die Mitglieder der provisorischen Regierung den ganzen Tag mit ihm. Miljukoff und Gutschkoff allein unterstützten seinen Anspruch und hielten die Einsetzung eines Staatsoberhauptes für notwendig. Die anderen bezeichneten die durch den Zaren erfolgte Ernennung des Prinzen Lwoff zum Haupt der provisorischen Regierung für hinreichend. Endlich gab der Großfürst, der persönlich nicht die Ambition hatte, die Bürde der Zarenwürde auf sich zu nehmen, dem leidenschaftlichen Appell Kerenskys nach und zeichnete ein Manifest, in dem er erklärte, daß er die oberste Gewalt nur aus den Händen des Volkes entgegennehmen könnte, wenn eine eigens zur Festsetzung der Staatsform erwählte konstituierende Versammlung dies ausdrücklich wünschte. Ferner forderte er alle Bürger auf, der provisorischen Regierung zu gehorchen.

Die neue Regierung Rußlands war also, strenge genommen, keine republikanische. Als ich sie einmal als solche hinstellte, griff Miljukoff es auf und sagte, bis zur Entscheidung durch die konstituierende Versammlung sei die Regierung nur eine provisorische.

Durch den am 14. März vom Sovjet herausgegebenen berühmten Prikas Nr. 1 wurde die Kriegführung ungemein erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Den Soldaten wurde verboten, ihre Offiziere zu grüßen, die Diszi-

plinargewalt wurde den Offizieren abgenommen und Soldatenkomitees anvertraut, den Truppen wurde vorgeschrieben, sie hätten in allen ihren politischen Handlungen den Befehlen des Sovjets zu gehorchen. All das untergrub direkt die Disziplin in der Armee. Diese Dinge konnte auch die erste Regierungserklärung nicht bessern, nach der die militärischen Einheiten, die an der revolutionären Bewegung teilgenommen hatten, weder entwaffnet noch von Petrograd entfernt werden sollten.

KAPITEL XXIII

1917

Der Zar, der nach seiner Abdankung in sein früheres Hauptquartier Mohileff zurückgekehrt war, wurde jetzt seinem Armeerange gemäß „Oberst Romanoff" angesprochen. Am 22. März wurde er nach Zarskoje gebracht und mit der Zarin in Haft gesetzt. Als die erste Nachricht von seiner Abdankung im Palast bekannt geworden war, weigerte sich die Zarin, es zu glauben. Sie war ganz betäubt, als Großfürst Paul ihr bestätigte, es sei eine vollzogene Tatsache. Als aber der erste Schreck vorüber war, zeigte sie viel Würde und Mut. „Jetzt bin ich nur noch Pflegeschwester", sagte sie. Als es einmal zu einem Konflikt zwischen den aufrührerischen Truppen und der Palastgarde zu kommen drohte, ging sie mit einer ihrer Töchter hinaus und flehte die Offiziere an, kein Blut zu vergießen. Alle ihre Kinder waren an Masern erkrankt, die beim Zarewitsch und der Großfürstin Marie ziemlich schwer auftraten, so daß sie ihre ganze Zeit in den Krankenzimmern zubrachte.

Obgleich die Majestäten während ihres Aufenthaltes in Zarskoje unter ständiger Bewachung standen und nicht einmal in ihrem Privatgarten spazierengehen konnten, ohne von einer kleinen Ansammlung Neugieriger durch die Parkgitter angestarrt zu werden, wurden sie nicht schlecht behandelt. Als einmal die Extremisten, die ihre Bestrafung verlangten, drohten, sie in der Festung gefangen zu setzen, ergriff Kerensky besondere Maßnahmen zu ihrem Schutze. In seiner ersten Rede in Moskau erklärte Kerensky, er würde nicht erlauben, daß noch mehr Blut vergossen werde, denn er wolle nicht der Marat der russischen Revolution werden.

Einer der Beweggründe, welche ihn die Todesstrafe abschaffen ließen, war die Absicht, ein Verlangen nach Hinrichtung des Zaren im voraus unmöglich zu machen. Als der Zar hiervon erfuhr, rief er aus: „Das ist ein Fehler. Die Abschaffung der Todesstrafe wird die Disziplin der Armee ruinieren. Wenn er sie abschaffen will, um mich vor der Gefahr zu retten, sagen Sie ihm, ich sei bereit, mein Leben für das Wohl meines Landes hinzugeben." Auch die Fortschaffung Ihrer Majestäten nach Tobolsk im August entsprang hauptsächlich dem Wunsche, sie gegen Gefahren zu schützen, denen sie bei einer erfolgreichen Erhebung der Bolschewiken ausgesetzt gewesen wären. Und zweifellos hätten sie die Novemberrevolution nicht lange überlebt, wenn sie in Zarskoje geblieben wären. Ihre Kinder, denen die Wahl gelassen worden war, mit der Zarin Marie in der Krim zu wohnen, oder ihre Eltern nach Tobolsk zu begleiten, entschieden sich für Tobolsk,

obgleich ihnen bedeutet worden war, daß sie sich dann denselben Anordnungen zu fügen hätten wie der Zar und die Zarin.

Ende September hatte ich eine Unterredung mit dem Regierungskommissär, der die kaiserliche Familie nach Tobolsk begleitet hatte. Ich gab sie in folgendem Brief an Lord Stamfordham wieder:

„Makharoff, der ein gemäßigter Sozialist ist, sprach sehr nett vom Zaren und scheint sein möglichstes getan zu haben, Seiner Majestät Wünsche zu erfüllen. Er erzählte, bei der Abreise von Zarskoje hätten die Mitglieder der kaiserlichen Familie geweint, aber mit Ausnahme der Zarin hätten sie sich bald gefaßt und schon eine Stunde später geplaudert und gelacht. Die Eisenbahnfahrt dauerte drei oder vier Tage. Um dem Zaren und seinen Kindern Gelegenheit zu einem Spaziergange zu geben, hielt der Zug jeden Tag eine Stunde. Die Reise auf dem Dampfer dauerte ebenfalls vier Tage. Da aber das Haus in Tobolsk erst adaptiert werden mußte, blieb der Zar mit seiner Familie einige Tage länger auf dem Dampfer. Makharoff gab zu, daß das Haus nicht groß sei, besonders in den Augen jener, die gewohnt waren, in Palästen zu wohnen, auch sei es nicht luxuriös eingerichtet. Er habe sich seither bemüht, diesem Übel abzuhelfen, indem er Teppiche, Familienbilder, Wein und dergleichen aus dem Palaste in Zarskoje hingesandt habe. Das unangenehmste an dem Hause sei, daß es in dem niedrigeren Teile der Stadt liege, folglich ziemlich feucht sei und nur einen kleinen Garten habe. Ein größerer Park sei gerade gegenüber gelegen und die Mitglieder der kaiserlichen Familie dürften jetzt dort spazierengehen. Sie hätten auch die Erlaubnis, dem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen, statt im eigenen Hause, wie es zuerst festgesetzt war. Der Zar dürfe, wenn er wolle, auf die Jagd gehen. Tobolsk ist nach seinen Angaben eine kleine Stadt von ungefähr 27000 Einwohnern und liegt von jeder Eisenbahnstation so weit entfernt, daß der Zar dort vollkommen sicher ist. Das umliegende Land gehört tartarischen Großbauern, denen die Revolution sehr mißfällt. Sie fürchten, bei einer Bodenverteilung enteignet zu werden. Viele Bauern pilgern nach Tobolsk, um das Haus zu sehen, in dem der Zar lebt. Vom Klima sagte Makharoff, es sei gesund, wenn auch zu gewissen Jahreszeiten feucht. Der Winter sei dort wirklich viel erträglicher als in Petrograd, denn er sei nicht von denselben schneidenden Winden begleitet, denen wir hier ausgesetzt sind. Er habe den Zaren beim Abschiede gebeten, ihm ohne Zögern zu sagen, wenn er sich über etwas zu beklagen hätte. Seine Majestät habe ihm aber versichert, er sei ganz zufrieden. Der Zar und die Zarin hätten ihm freundlich Lebewohl gesagt. Der Zar habe mit ihm öfter über die politische Lage gesprochen und ihm gesagt, er wäre gerne bereit, für Rußland zu sterben. Makharoff fügte hinzu, er sei sicher, daß Seine Majestät es ernst meinte."

Bezüglich der Geschichte ihrer Leiden während ihres späteren Aufenthaltes in Tobolsk muß ich meine Leser auf Gilliards anschauliches Buch „Le tragique destin de Nicolas II" verweisen. Ich möchte den Rest dieses Kapitels einer kurzen Übersicht über des Zaren Regierungszeit widmen.

Zar Nikolaus II. ist eine der rührendsten Erscheinungen der Geschichte. Er liebte sein Land. Es lag ihm seines Landes Wohlfahrt und Größe am Herzen. Doch sollte gerade er die Katastrophe beschleunigen, die es zum äußersten Ruin und Elend brachte. Hätte er im klassischen Altertum gelebt, so würden die Dichter des alten Griechenland aus der Geschichte seines Lebens und Sterbens eine große Tragödie geschaffen haben. Sie würden ihn als das vorherbestimmte Opfer eines unbarmherzigen Schicksals dargestellt haben, das jeden seiner Schritte verfolgte, bis der Vorhang über jene herzzerreißende Szene im Keller des Hauses zu Jekaterinenburg fiel, wo er an der Seite seines einzigen Sohnes angesichts seiner Gattin und seiner Töchter, die das gleiche Los erwartete, von den Bolschewiken auf rohe Art ermordet wurde. Vereint, wie sie gelebt hatten, waren sie bis zu ihrem Ende geblieben. Auch der Tod hatte sie nicht getrennt. Das war der einzige Lichtblick in diesem düsteren Bilde.

Des Zaren Ehe mit Prinzessin Alix von Hessen war nicht aus Staatsraison geschlossen worden. Gegenseitige Zuneigung hatte sie von Anfang zueinander hingezogen und ihre Liebe war mit jedem Jahre gewachsen. Obgleich sie in ihrer Ehe ideal glücklich lebten, war die Wahl des Zaren doch eine unglückliche gewesen. Trotz ihrer vielen guten Eigenschaften — ihrem warmen Herzen, ihrer Liebe zum Gatten und zu ihren Kindern, ihren gutgemeinten, aber schlechtberatenen Bemühungen, ihm die seinem Charakter fehlende Festigkeit und Entschiedenheit einzuflößen — war Zarin Alexandra keine passende Gefährtin für einen Herrscher in so schwieriger Stellung. Scheu und zurückhaltend, dabei eine geborene Herrschernatur, verstand sie es nicht, die Liebe ihrer Untertanen zu gewinnen. Vom ersten Augenblicke an beurteilte sie die Lage falsch. Als die Wogen der Politik schon gefährlich hoch schlugen, ermutigte sie den Zaren, das Staatsschiff in einen gefahrvollen Kurs zu setzen. Die Tragik ist schon im ersten Akt des Dramas zu erkennen. Eine gute Frau, die den Interessen ihres Gatten dienen will, wird sie der Anlaß zu seinem Untergange. Schüchtern und unentschlossen, mußte der Zar einem stärkeren Willen erliegen. Ihr blinder Glaube an eine unbeschränkte Autokratie war sein Ruin. Hätte er als Gefährtin eine Frau von weiterem Gesichtskreis und tieferer Einsicht gehabt, die begriffen hätte, daß eine solche Regierung im zwanzigsten Jahrhundert ein Anachronismus ist, so hätte sich seine Regierung anders gestaltet und er könnte noch heute Zar von Rußland sein. Doch so verderblich auch ihr Einfluß auf den Gatten in Fragen der inneren Politik war, von der so oft gegen sie erhobenen Anklage, für deutsche Interessen gearbeitet zu haben, muß sie freigesprochen werden. Kerensky selbst sagte mir einst, es sei kein einziges Dokument gefunden worden, das bewiesen habe, daß der Zar oder die Zarin je an einen Separatfrieden mit Deutschland gedacht hätten. Auch habe er nach der Revolution eine lange Unterredung mit der Zarin gehabt, in der Ihre Majestät unwillig gegen den Gedanken protestiert habe, sie sei eine Germanophile. „Ich bin Engländerin", habe sie erklärt, „und keine Deutsche und war Rußland immer treu!" Kerensky war überzeugt, daß sie die Wahrheit gesprochen. Wenn sie auch den Zaren zur Verfolgung einer reaktionären Politik gedrängt und dadurch den Deutschen in die Hand

gearbeitet habe, so sei sie doch nur von der Absicht geleitet gewesen, die Autokratie aufrechtzuerhalten, und nicht von der, eine Annäherung an Deutschland zu erzielen. Aber Rasputins Umgebung, fügte er bei, seien deutsche Agenten gewesen.

Zar Nikolaus hatte weder seines Vaters gebieterisches Wesen noch dessen festen Charakter und schnelle Entschlußfähigkeit geerbt, die für einen Autokraten so wesentlich sind. Er besaß indessen viele Gaben, die ihn zur Stellung eines konstitutionellen Herrschers befähigt hätten — eine lebhafte Intelligenz, einen kultivierten Geist, Methodik und Fleiß in seiner Arbeit und einen unglaublichen Charme, der alle anzog, die mit ihm in Berührung kamen. Alexander III. hatte auf den Rat Pobjedonoseffs, des Prokurators der Heiligen Synode, den Entwurf von Reformen fallen lassen, den Alexander II. im Begriffe gewesen war, zu unterzeichnen, als sein Leben durch die Bombe eines Nihilisten endigte. Er hatte während seiner ganzen Regierung eine auf bureaukratische Zentralisierung basierte reaktionäre Politik verfolgt. Bei seinem Tode waren die Augen der Nation voll Hoffnung auf seinen Sohn gerichtet. Diese Erwartungen spiegelten sich in den vielen loyalen Adressen wider, die die Semstwos bei der Thronbesteigung überreicht hatten. In einigen, so in der von Twer, war der Wunsch nach irgendeiner Form von konstitutioneller Regierung deutlich ausgesprochen. Tatsächlich war dem Herrscher eine goldene Gelegenheit geboten, sein Volk durch einige zeitgemäße Konzessionen zu gewinnen, doch Zar Nikolaus ließ sie sich entschlüpfen, wie er während seiner Regierung auch andere Gelegenheiten unbenützt ließ. Ein ergebener und bewundernder Sohn, dazu Schüler des erzreaktionären Pobjedonoseff, war er in der strengsten Schule orthodoxer Autokratie aufgewachsen, ohne sich jedoch eigene Initiative anzugewöhnen. Er hatte sich den Doktrinen seines Erziehers angepaßt und sah in der Autokratie ein geheiligtes Erbe, das er verpflichtet war, in der ihm hinterlassenen Form zu erhalten. Sein einziger Gedanke bei der Thronbesteigung war, seines Vaters Fußstapfen zu folgen und die Dinge zu belassen, wie sein Vater sie zurückgelassen hatte. Er hatte so viel Ehrerbietung vor seines Vaters Andenken, daß er sich sogar weigerte, einen höheren als den Oberstenrang, den ihm sein Vater verliehen hatte, in der Armee einzunehmen, deren Oberkommandant er war. Die Vertreter der Semstwos wurden daher mit der frostigen Antwort entlassen, sie mögen solche „unvernünftige Träume" aufgeben, denn es sei seine feste Absicht, an der Politik seines Vaters festzuhalten. Nach Iswolskys „Souvenirs de mon ministère" hätte der Zar die Absicht gehabt, eine weniger unnachgiebige Sprache zu führen, es wäre ihm aber als Pflicht vorgestellt worden, die Regierungsmethoden seines Vaters beizubehalten. Erst im letzten Augenblick hätte Pobjedonoseff dem Zaren die von ihm entworfene Erwiderung übergeben und Seine Majestät hätte sie den Vertretern der Semstwos vorgelesen, ohne ihren Inhalt völlig erfaßt zu haben. Er hatte so wenig Selbstvertrauen, daß er sich bei dieser sowie auch bei vielen folgenden Gelegenheiten gegen sein besseres Urteil von Personen mit starkem Willen beeinflussen ließ. Ein so ungünstiger Anfang der neuen Regierung ließ in den Köpfen aller denkenden Russen ein Gefühl der Verzagtheit ent-

stehen. Das schreckliche Unglück bei den Krönungsfeierlichkeiten im Mai 1896 wurde vom abergläubischen Volke als eine schlechte Vorbedeutung für die Zukunft angesehen. Infolge fehlerhafter Anordnungen der verantwortlichen Behörden wurde die große Menge, die sich, um die obligaten Geschenke zu empfangen, in dem umzäunten Raum versammelt hatte, von einer Panik erfaßt und drei oder viertausend Menschen wurden in dem Gedränge totgetreten. Nach Iswolsky machte noch ein anderer, freilich unbedeutenderer Zwischenfall tiefen Eindruck auf Seine Majestät. Als der Zar sich, mit Zarenkrone und Mantel angetan, dem Altare näherte, um die Salbung zu empfangen, löste sich die Kollane des Andreas-Ordens und fiel zu seinen Füßen hinab. Zu Fatalismus und Aberglauben neigend, sah Seine Majestät darin eine göttliche Warnung vor kommendem Unglück. Sein Grundfehler war, daß er nicht einsah, man könne das Rußland seiner Zeit nicht in derselben Weise regieren, wie das Rußland Peters des Großen. Das Reich hatte in der Zwischenzeit eine große territoriale Ausdehnung erreicht. Seine Bevölkerung war auf über 160 Millionen gestiegen. Es hatte die Abschaffung der Leibeigenschaft erlebt, in den großen Städten waren Industrien entstanden, die Zahl des Proletariates hatte folglich zugenommen und der Einfluß der „Intellegentsia" war gewachsen. Neue Kräfte waren an der Arbeit und die Aspirationen der Nation waren mit ihrem Anwachsen größer geworden. Die alte Politik der Zentralisierung war nicht länger zu handhaben. Doch der Teilnahme der Semstwos an der Verwaltung ihrer respektiven Provinzen hätte die Bureaukratie, welche die Funktionen der Verwaltung monopolisiert hatte, Widerstand entgegengesetzt. Es lag auch nicht im Charakter des Zaren, eine solche Politik aufzunehmen oder der Opposition derer Trotz zu bieten, die darin einen Eingriff in ihre Vorrechte gesehen hätten. Es war für ihn unmöglich, die Verwaltungsmaschinerie eines weiten Reiches selbst zu kontrollieren. Und doch hatte er die Verantwortung für die Sünden und Unterlassungen der Bureaukratie zu tragen, die in seinem Namen Rußland regierte. Selbst als nach der revolutionären Bewegung, die dem unglücklichen Kriege mit Japan folgte, eine Volksvertretung prinzipiell zugestanden worden war, blieb die Verwaltung des Landes zentralisiert wie vorher. Auch das zur selben Zeit ernannte neugestaltete Ministerium änderte die Dinge nicht sehr viel. Es war kein Kabinett im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es hatte keine solidarische Verantwortlichkeit, sondern arbeitete getrennt „in wasserdichten Abteilen". Jedes seiner Mitglieder war dem Zaren für die Führung der Geschäfte seines eigenen Departements direkt verantwortlich, ohne Verpflichtung, den Ministerpräsidenten um Rat zu fragen. Zudem war es, wie auch alle folgenden Ministerien, aus heterogenen Elementen zusammengesetzt. Witte, der erste Präsident, war Progressist, während der Minister des Inneren Durnovo ein extremer Reaktionär war. Die natürliche Folge war, daß das Kabinett wegen der geteilten Meinungen niemals zu einem gemeinsamen Vorgehen kam.

Der Umstand, daß Zar Nikolaus manchmal Minister, die er verabschieden wollte, bis zuletzt glauben ließ, sie besäßen noch sein Vertrauen, ist von den Kritikern Seiner Majestät als Beweis für seine Falschheit angeführt worden. Er hätte ihnen in der Audienz, die ihre letzte sein sollte, keinerlei

Wink gegeben, daß er entschlossen sei, sich von ihnen zu trennen. Sie hätten ihn verlassen und waren in ihre Ministerien ohne die leiseste Ahnung zurückgekehrt, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden von Seiner Majestät einen Brief erhalten würden, der sie ihres Amtes enthöbe. — Die meisten von uns lieben es nicht, ihren Dienern zu kündigen. So war es eben auch beim Zaren! Er war nicht bewußt falsch, doch zog er es vor, seinen Ministern brieflich bekanntzugeben, wozu er nicht den moralischen Mut besaß, es ihnen ins Gesicht zu sagen, besonders in Fällen, wie in jenem Sazonofís, wo er nur unter dem Drucke der Zarin gehandelt hatte.

Seine Gewohnheitssünde, die Schwäche, verbunden mit mangelndem Vertrauen in sein eigenes Urteil machten ihn zu einer leichten Beute der schlechten Ratgeber, welche die Zarin zur Durchführung ihrer Politik wählte. Er hatte viele Fehler, doch der Vorwurf der Falschheit ist nicht begründet. Als ich anfangs des Jahres 1918 aus Rußland zurückkehrte, klagte man ihn an, im Begriffe gewesen zu sein, seine Verbündeten durch einen Separatfrieden mit Deutschland zu verraten. Ich widerlegte damals diese schändliche Beschuldigung und habe, wie ich hoffe, in diesem Buche bewiesen, daß wir niemals einen treueren Freund und Verbündeten hatten als Zar Nikolaus. Er war uns bis zum Schlusse treu. Es gibt Gründe zur Annahme, daß die Deutschen ihn gerettet hätten, wenn er bereit gewesen wäre, sein Leben und seine Freiheit durch die Anerkennung und Bestätigung des Friedens von Brest Litowsk zu erkaufen.

Sein Unglück war es, als Autokrat geboren worden zu sein, obgleich er von Natur aus für diese Rolle ganz ungeeignet war. Er regierte Rußland niemals selbst und verwirkte das Vertrauen seines Volkes, weil er der regierenden Beamtenschaft erlaubte, seine im Oktobermanifest des Jahres 1905 gemachten Versprechungen bezüglich der Rede- und Versammlungsfreiheit usw. zu übersehen. Die Bürde seines Erbes lastete um so schwerer auf ihm, je weniger er regierte. Ein großes Kaiserreich, in dem ungefähr 75 % der Bevölkerung Analphabeten waren, in dem der revolutionäre Geist von 1905 sich nicht gelegt hatte, in dem die Kirche, die seit der Abschaffung des Patriarchates durch Peter den Großen ein Departement des Staates geworden war, durch die von Rasputin beeinflußten skandalösen Ernennungen jedes Ansehen im Volke verloren hatte, in dem die Justiz schlecht gehandhabt wurde und fast jede Abteilung der Verwaltung ebenso unfähig wie korrupt war, und zu alledem noch ein Weltkrieg! Der ganze Bau war aus den Fugen gegangen und er, der arme Zar, war gewiß nicht dazu geboren, ihn in Ordnung zu bringen. Es ist nicht zu verwundern, daß der Fall des alten Regimes mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt wurde und die Revolution sich von Petrograd nach Moskau, von Moskau nach Kiew und von dort über das ganze Reich ausbreitete. Doch die Nation war nicht so sehr des Zaren als des Regimes müde. Während der ersten Tage der Revolution sagte ein Soldat: „O ja, wir müssen eine Republik haben, aber an der Spitze muß ein guter Zar stehen!“ Der Zar und die orthodoxe Kirche, deren Haupt er war, stellten noch immer die zwei großen Symbole des politischen und geistigen Glaubensbekenntnisses der großen Masse russischer Bauern dar. „Väterchen“ personifizierte in ihren Augen Rußland und war das einzige

Bindeglied zwischen den Bauern Sibiriens, der Ukraine, des Kaukasus und der nördlichen Provinzen. Der Tag, an dem dieses Glied zerbrochen wurde, war ein Unglückstag für Rußland, denn er hinterließ eine Leere, die nie mehr ausgefüllt wurde. Hätte das verhindert werden können? Ich glaube es, wenn der Zar bei Ausbruch der Revolution in Zarskoje gewesen oder sofort dahin zurückgekehrt wäre. Selbst Montag, den 12. März, hätte er noch die Situation retten können, wenn er in die Duma gegangen wäre und eine Konstitution gegeben hätte. Das Mißtrauen gegen die Zarin wäre wohl das größte Hindernis für eine solche Lösung gewesen. Die Duma würde vielleicht auf einer Trennung bestanden haben — eine Bedingung, in die der Zar nie eingewilligt hätte. Tatsächlich verließ er die Stavka erst Montag nachts. Als er Mittwoch von Pskow telegraphierte und eine Konstitution anbot, hatte die Duma die Herrschaft über die Lager bereits verloren — es war zu spät. Jetzt blieben ihm nur zwei Wege: entweder abzudanken oder an die Front zu gehen und nach Bewilligung einer Konstitution einen persönlichen Appell an die Truppen zu richten. Die Soldaten an der Front waren Seiner Majestät lange nicht so abhold wie die im Hinterlande, und das Prestige des Zaren galt noch. Aber ein solcher Appell hätte, wenn erfolgreich, den Bürgerkrieg angesichts des Feindes bedeutet, weshalb der Zar vorzog, abzudanken — ein Entschluß, den er, wie Gilliard erzählt, bereute, als er in Tobolsk von der Demoralisation hörte, der die Armee infolge der Propaganda der Bolschewiken verfallen war.

In dem Abschieds-Tagesbefehl, den er an die Armee richtete, ehe er die Stavka endgültig verließ, und dessen Veröffenlichung durch die provisorische Regierung untersagt wurde, zeigt sich der Zar von seiner besten Seite. Alle persönlichen Erwägungen sind ausgeschaltet. Alle seine Gedanken gehören seinem Lande, seinen Verbündeten und dem Kriege, den er bis zum siegreichen Ende durchgehalten sehen möchte. Dieses sind seine Worte:

„Zum letzten Male wende ich mich an euch, meine geliebten Truppen. Seitdem ich für mich und meinen Sohn auf den Thron verzichtet habe, ist auf Initiative der Duma die oberste Gewalt in die Hände der provisorischen Regierung gelegt worden. Möge Gott ihr helfen, Rußland zu Ruhm und Glück zu führen! Möge Gott auch euch, meinen tapferen Truppen, helfen, euer Land gegen seinen hartnäckigen Feind zu verteidigen.

Zweiundeinhalb Jahre habt ihr unaufhörlich gekämpft. Ihr habt Mühseligkeiten ertragen, euer Blut vergossen und große Anstrengungen gehabt. Jetzt naht die Stunde, in der Rußland, einig mit seinen Verbündeten in dem gemeinsamen Willen zum Siege, über den Widerstand des Feindes triumphieren wird. Dieser in der Weltgeschichte einzig dastehende Krieg muß bis zum endlichen und völligen Siege durchgekämpft werden. Wer immer jetzt an Frieden denkt, wer immer Frieden wünscht, ist ein Verräter an seinem Vaterlande. Ich weiß, jeder treue Soldat denkt ebenso wie ich. Tut eure Pflicht, verteidigt tapfer euer Land, gehorcht der provisorischen Regierung, gehorcht euren Offizieren, erinnert euch, daß jedes Nachlassen der Disziplin dem Feinde einen Dienst leistet! Ich glaube fest, daß in euren Herzen noch unbegrenzte Liebe für euer großes Vaterland lebt. — Gott segne euch, und der große Märtyrer Sankt Georg führe euch zum Siege!“

Kann jemand, der diesen Appell gelesen hat,der im Augenblicke geschrieben wurde, als der Zar, seines hohen Ranges entkleidet, in Haft genommen wurde, noch glauben, er sei falsch gewesen, wie seine Verleumder uns lehren wollen? — Mag sein, daß er eine Vorahnung kommenden Unheils hatte, wie manche behaupten. Jedenfalls trug er sein Unglück und seine Leiden mit wunderbarer Ergebenheit und mit großem Mute. Fest im Glauben und ein Fatalist, war er allezeit bereit, zu tragen, was Gott ihm auch senden mochte!

Zur Kennzeichnung seiner Geistesverfassung möchte ich eine Geschichte anführen, die Iswolsky in seinen „Souvenirs de mon ministère" wiedergibt. Während des Sommers 1906 war der damalige Minister des Äußern Iswolsky nach Peterhof, der Residenz des Hofes, gegangen, um dem Zaren seinen gewohnten Wochenbericht zu erstatten. Als Protest gegen die kurz vorher erfolgte Auflösung der Duma war gerade eine ernste Meuterei in Kronstadt ausgebrochen. Die Festung wurde von der Flotte bombardiert. Obgleich die Kanonade während der ganzen Audienz anhielt, folgte der Zar dem Berichte mit der größten Aufmerksamkeit, und er diskutierte über alle wichtigeren Angelegenheiten, als ob sich nichts Ungewöhnliches ereignete. Als der Zar sich am Schlusse der Audienz erhob und aus dem Fenster in der Richtung nach Kronstadt blickte, das ungefähr zehn Meilen entfernt an der anderen Seite des Golfes liegt, konnte Iswolsky sich nicht enthalten, zu fragen, wie er denn in einem solchen Augenblicke, in dem das Schicksal seiner Dynastie auf dem Spiele stehe, so ruhig bleiben könne. Der Zar wandte sich zu ihm und sagte — ich gebe Seiner Majestät Antwort in Iswolskys eigenen Worten, denn sie schließen diesen Überblick über seine Regierungszeit passend ab:

„Sie sehen mich so wenig irritiert, weil ich die feste, die absolute Überzeugung habe, daß das Schicksal Rußlands, mein eigenes und das meiner Familie in den Händen Gottes ruht, der mich auf meinen Platz gestellt hat. Was immer auch geschehe, so werde ich mich seinem Willen in dem Bewußtsein unterwerfen, niemals an etwas anderes als daran gedacht zu haben, dem Lande zu dienen, das Er mir anvertraut hat."

KAPITEL XXIV

1917

Während noch eine Chance für die Anerkennung des Großfürsten Michael als Regent oder Zar bestand, verlangte und erhielt ich die Vollmacht, jede de facto eingesetzte Regierung anzuerkennen, um ihre Stellung zu stärken. Ich hatte in meinen Unterredungen mit Miljukoff, der das Ministerium des Äußern übernommen hatte, die Ansicht vertreten, man solle die Dienste des Großfürsten Nikolaus auch ferner in Anspruch nehmen, der als Oberkommandierender am besten befähigt sei, die Armee in der Hand zu behalten. Nach des Großfürsten Michael Thronverzicht war die Unterstützumg der provisorischen Regierung in ihrem Kampfe mit dem Sovjet für uns die einzig mögliche Politik. Der Sovjet ruinierte die Armee mit seiner sozialistischen Propaganda, und obwohl die Mehrzahl seiner Mitglieder sich zur Fortsetzung des Krieges bekannte, redeten die seiner äußersten Linken einem Frieden um jeden Preis das Wort. Die schnelle Anerkennung der provisorischen Regierung war daher nach meiner Meinung notwendig. Am 18. März schnitt Miljukoff diese Frage an, doch ich sagte ihm, bevor ich von der mir bereits erteilten Vollmacht Gebrauch machte, müßte ich die Versicherung haben, daß die neue Regierung den Krieg bis zum Ende durchkämpfen und die Disziplin in der Armee wiederherstellen wolle. Miljukoff gab mir diese Zusicherung, fügte aber hinzu, die Regierung sei wegen der Extremisten gezwungen , vorsichtig zu Werke zu gehen, auch sei seine eigene Position eine sehr schwierige. Er werde wegen Unterstützung der Thronansprüche des Großfürsten Michael mit Mißtrauen betrachtet und müsse entweder einige Konzessionen machen oder zurücktreten. Er fragte mich: „Was wäre Ihnen lieber? Welchen Weg soll ich gehen?" „Den ersteren", erwiderte ich ohne Zögern.

Als erster anerkannte am 22. März der Botschafter der Vereinigten Staaten offiziell die provisorische Regierung, — eine Heldentat, auf die er stets sehr stolz war. Unglücklicherweise mußte ich einige Tage mit einer bösen Erkältung im Bette liegen. Erst am 24. nachmittags durfte ich aufstehen und mit meinem französischen und italienischen Kollegen ins Ministerium gehen, wo uns Prinz Lwoff mit allen Regierungsmitgliedern erwartete, um uns zu empfangen, Als Doyen mußte ich die erste Rede halten. Nachdem ich meiner Freude Ausdruck gegeben hatte, mit ihnen in Verbindung zu treten, und sie meiner Unterstützung in allen die Stärkung unseres Bündnisses und die Kriegführung berührenden Fragen versichert hatte, fuhr ich fort:

„In dieser feierlichen Stunde, in der sich vor dem russischen Volke eine

neue Ära des Fortschrittes und des Ruhmes auftut, ist es mehr als je notwendig, Deutschland im Auge zu behalten. Denn der Triumph Deutschlands würde den Zusammenbruch des schönen Denkmals zur Folge haben, das das russische Volk soeben der Freiheit gesetzt hat. Großbritannien reicht der provisorischen Regierung die Hand in der Überzeugung, daß sie, den von ihren Vorgängern eingegangenen Verbindlichkeiten treu, alles tun wird, um den Krieg einem siegreichen Ende zuzuführen, die Ordnung und die nationale Einigkeit aufrechtzuerhalten, die Wiederaufnahme der Arbeit in den Fabriken herbeizuführen und über die Ausbildung und die Disziplin der Armee zu wachen. Ja, meine Herren Minister, ich habe heute die Ehre, Ihnen die Grüße einer befreundeten und verbündeten Nation zu überbringen, weil meine Regierung gerne annimmt, daß das Neue Rußland unter Ihrer Führung vor keinem Opfer zurückschrecken und, solidarisch mit seinen Verbündeten, die Waffen nicht niederlegen wird, ehe nicht die heiligen Grundsätze des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Nationalität, deren Verteidigung wir auf uns genommen haben, sicher begründet und geschützt sind."

Nachdem auch die beiden anderen Botschafter gesprochen hatten, versicherte uns Miljukoff im Namen seiner Kollegen, daß die provisorische Regierung entschlossen sei, die von ihren Vorgängern abgeschlossenen Vereinbarungen und Bündnisse aufrechtzuerhalten und den Krieg bis zu einem siegreichen Ende weiterzuführen.

Meine Rede wurde im großen und ganzen gut aufgenommen. Nur eine Zeitung meinte, ich könne mit den Vertretern des freien Rußland nicht dieselbe Sprache führen wie mit den „Günstlingen des Zaren".

Diejenigen meiner Leser, die die Geduld hatten, mir durch die verschiedenen Stadien der russischen Revolution bis zur offiziellen Anerkennung der provisorischen Regierung zu folgen, werden, so hoffe ich, mich von der Anklage freisprechen, meine Hand bei der Revolution im Spiele gehabt zu haben. Trotzdem glauben viele Leute noch immer, ich sei der Drahtzieher gewesen und hätte den Umsturz herbeigeführt.

Seit meiner Rückkehr nach England, Anfangs des Jahres 1918, lastet diese Anklage auf mir. Ich war niemals imstande, sie ganz abzuschütteln. Einige meiner früheren russischen Freunde betrachten mich noch immer mit Mißtrauen, ja, einige haben mir sogar den Rücken gekehrt, als wäre ich indirekt für das Unglück verantwortlich, das ihr Land und ihren letzten Zaren betroffen hat.

Die Geschichten über meine revolutionäre Betätigung sind ebenso zahlreich wie lächerlich. Die folgenden werden als typische Beispiele genügen:

Im Frühjahr 1919 war ich eines Tages ins Marlborough House gegangen, um Arthur Davidson, einen meiner ältesten und liebsten Freunde zu treffen, dessen Tod so viele von uns beklagen. Er erzählte mir gerade, daß gewisse exaltierte Personen dazu neigen, einige dieser Geschichten zu glauben, als ein russischer Freund von mir, der im Gefolge der Zarin Marie gewesen, das Zimmer betrat. Nach der Begrüßung fragte ich ihn, ob er mich auch im Verdachte habe, ein Revolutionär gewesen zu sein. Er erwiderte: „Es fällt schwer, nicht daran zu glauben, nach dem, was man in den Zeitungen

gelesen hat." Auf meine Frage, was denn die Zeitungen liebenswürdigerweise über mich geschrieben hätten, fuhr er fort: „Ich las in einer Zeitung, Sie hätten der Beerdigung der Opfer der Revolution auf dem Marsfelde in voller Uniform mit Ihrem ganzen Stabe beigewohnt, hätten eine die Revolution verherrlichende Rede gehalten und der Hoffnung Ausdruck gegeben, England würde in nicht zu ferner Zeit Rußlands Beispiel folgen und sich seines Königs entledigen." „Das," erwiderte ich, „ist wirklich unerhört! Wenn Ihr Russen diese Geschichte glaubt, so müßt ihr wirklich alles glauben. Meinen Sie, ich hätte nach einer solchen Rede noch weiter Botschafter in Petrograd bleiben können und wäre von meinem Souverain bei meiner Rückkehr nach London in gnädigster Weise empfangen worden?" Er konnte sich dem Gewicht dieses Argumentes nicht entziehen.

Die andere Geschichte ist noch lustiger; sie wurde im Jahre 1918 auf einer Gesellschaft in London von einem nun schon verschiedenen Ex-Diplomaten ganz ernsthaft erzählt und mir von einer Dame, die dabei war, wiederholt: „Buchanan", sagte der Ex-Diplomat, „fand den russischen Hof derart von deutschem Einfluß beherrscht, daß seine einzige Hoffnung, Rußland bei der Stange zu halten und einen Separatfrieden zu verhindern, die Anzettelung einer Revolution war. Er trat mit den extremen Sozialisten in Berührung und wohnte revolutionären Versammlungen mit falscher Nase und falschem Bart bei." Da ich nicht russisch spreche, wäre eine solche Verkleidung wohl kaum von Nutzen gewesen.

Geschichten dieser Art verlangen keine weiteren Erklärungen, doch ich kann die ernsteren wider mich gerichteten Anklagen nicht mit Stillschweigen übergehen, die von der Presse verschiedener Länder in Artikeln und Briefen veröffentlicht wurden. Es wird für meinen Zweck genügen, einen der kürzlich erschienenen Artikel aufzugreifen, der infolge des weitverbreiteten guten Rufes der Zeitschrift, in der er erschien, die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich gezogen hat. Ich wurde durch einen Herrn, der in der französischen Diplomatie einst eine hohe Stellung bekleidet, zuerst darauf aufmerksam gemacht. Liebenswürdigerweise kam er zu mir; er bat mich, ihm die Wahrheit über die Rolle zu sagen, die ich in der Revolution gespielt hätte. Er wäre gerne gerüstet, den schlechten Eindruck beheben zu können, den dieser Artikel in gewissen Pariser Kreisen im Hinblicke auf die russische Politik Seiner Majestät Regierung hervorgerufen hätte.

Im Juni vorigen Jahres hatte nämlich die *Revue de Paris* den ersten einer Serie von Artikeln der Fürstin Paley, der Witwe des Großfürsten Paul, unter dem Titel *Mes souvenirs de Russie* veröffentlicht. Die Prinzessin erzählt darin folgendes:

„Die englische Botschaft war, auf Weisung Lloyd Georges, ein Propaganda-Zentrum geworden. Die Liberalen Prinz Lwoff, Miljukoff, Rodzianko, Maklakoff, Gutschkoff usw. trafen sich dort immer wieder. Die englische Botschaft war es, wo das Verlassen des gesetzlichen Weges und das Betreten revolutionärer Pfade beschlossen worden ist. Es muß gesagt werden, daß Sir George Buchanan, der englische Botschafter in Petersburg, mit all dem seine persönliche Rachsucht befriedigte. Der Zar liebte ihn nicht und behandelte ihn immer frostiger, besonders seitdem der englische Botschafter

mit des Zaren persönlichen Feinden verkehrte. Als Sir George zum letzten Male eine Audienz erbat, empfing ihn der Zar stehend und er lud ihn auch nicht zum Platznehmen ein. Buchanan schwor Rache, und da er mit einem jungen großfürstlichen Paar enge liiert war, dachte er einen Augenblick an die Anzettelung einer Palastrevolution. Aber die Ereignisse gingen über seine Voraussicht hinweg. Er und Lady Georgina wandten sich von ihren gestürzten Freunden ohne die geringste Scham ab. Man erzählte sich in Petersburg, am Beginne der Revolution, daß sich Lloyd George, als er den Sturz des Zarismus in Rußland erfuhr, die Hände gerieben und gesagt habe: Eines der englischen Kriegsziele ist erreicht."

Es ist für mich kein Geheimnis geblieben, daß die Fürstin Paley mit einer lebhaften Phantasie begabt ist, und ich kann ihr zu diesem Chef d'oeuvre nur gratulieren. Als ich vor einigen Monaten alte Briefe durchsah, fiel mir einer in die Hand, den ich über die militärische Lage an der russischen Front an Lord Carnock im Dezember 1914 geschrieben hatte. Lord Carnock war damals Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten. In jenem Briefe sprach ich über den in verschiedenen Lagern herrschenden Pessimismus. Ich zitierte als Beispiel ein Gerücht, nach dem Großfürst Nikolaus so deprimiert sein sollte, daß er fast den ganzen Tag vor seinen Heiligenbildern auf den Knien liege und erkläre, Gott habe ihn verlassen. Ich fügte hinzu, diese Geschichte sei eine pure Erfindung. Sie sei mir von Paléologue erzählt worden, der bei der Gräfin Hohenfelsen (wie die Fürstin Paley damals hieß) in ihrem Palast in Zarskoje diniert hatte. Dieser Palast werde als Brutstätte des Tratsches angesehen. Ich bin daher nicht überrascht, daß die Fürstin meine Tätigkeit so vollkommen falsch dargestellt hat.

Ich habe nicht die Absicht, mich hinter fiktive Instruktionen von zu Hause zu verkriechen, sondern stelle im vorhinein fest, daß ich die volle Verantwortung für unsere Haltung in der Revolution auf mich nehme. Seiner Majestät Regierung handelte meinen Ratschlägen gemäß. Ich muß nicht erst versichern, daß ich niemals eine revolutionäre Propaganda betrieb, und Lloyd George lagen unsere Interessen viel zu sehr am Herzen, als daß er mich mitten im Weltkriege ermächtigt hätte, einer Revolution in Rußland Vorschub zu leisten. Es ist wahr, ich empfing in der Botschaft die von der Fürstin genannten liberalen Führer, denn es war meine Pflicht als Botschafter, mit den Führern aller Parteien in Fühlung zu bleiben. Ich sympathisierte noch dazu mit ihren Zielen und befragte, wie schon gesagt, Rodzianko über diese Ziele vor meiner letzten Audienz beim Zaren. Diese Politiker wollten, so lange der Krieg dauerte, keine Revolution machen. Sie übten im Gegenteil soviel Geduld und Zurückhaltung, daß die Regierung die Duma als quantité négligeable betrachtete und sich einbildete, sie könne sich alles erlauben. Als die Revolution ausbrach, trachtete die Duma, sie in der Hand zu behalten, indem sie, als einziges gesetzmäßiges Organ des Reiches, die Revolution sanktionierte. Die meisten ihrer Führer waren Monarchisten. Rodzianko hoffte bis zuletzt, den Zaren zu retten, indem er für ihn ein die Konstitution gewährendes Manifest entwarf. Gutschkoff und Miljukoff unterstützten beide des Großfürsten Michael Nachfolgeansprüche. Maklakoff, einer ihrer brillantesten Redner, war auch Monarchist.

Ich erinnere mich eines zu Ehren Kerenskys gegebenen Frühstückes bei Tereschenko, dem damaligen Minister des Äußern. Maklakoff erregte Kerenskys Zorn durch den Ausspruch: „Ich war immer Monarchist." „Et maintenant?" rief ihm Kerensky, mit dem Finger drohend, zu. Anstatt zu antworten, fuhr Maklakoff fort, diejenigen zu nennen, welche vor dem Zaren gekrochen waren, als er noch allgewaltig war, und sich, da sein Stern untergegangen war, als glühende Republikaner bekannt hätten. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, wenn ich die Freundschaft dieser Männer gepflegt habe. Es ist wahr, sie enttäuschten mich durch ihr Versagen in der Krise, doch muß ich zugeben, daß sie ungeheuren Schwierigkeiten gegenüberstanden und unter ihnen leider kein Übermensch war. Ich möchte ferner die Fürstin Paley daran erinnern, daß die wirklichen Urheber der Revolution Leute wie Rasputin, Stürmer, Protopopoff und Madame Wyrobouwa waren. Ich hielt mich sorgfältig von ihnen fern, während Madame Wyrubouwa, die für die Macht, die Rasputin über die Zarin gewann, direkt verantwortlich ist, ein geehrter Gast in der Fürstin Haus war, ebenso, wenn ich nicht irre, auch andere Jünger des „Heiligen". Mir wurde sogar erzählt, die Prinzessin hätte mindestens eine Zusammenkunft mit Rasputin gehabt.

Ich will mich für einen Augenblick von der Fürstin Paley abwenden und meine Haltung während der Krise kurz erklären. Ich stimmte mit den Führern der Duma darin überein, daß der Gang der militärischen Operationen durch eine ernste innere Krise nicht gefährdet werden dürfe. Um eine solche Katastrophe abzuwenden, warnte ich den Zaren wiederholt vor der Gefahr. Doch abgesehen von rein militärischen Erwägungen glaubte ich, Rußland werde nicht durch Revolution, sondern nur durch stufenweise Entwicklung geheilt werden. Mit seinen Millionen Analphabeten war es nicht reif, plötzlich zu einem parlamentarischen Regime wie dem unsrigen überzugehen. Ich gehörte auch nicht zu denen, die in der Republik ein Universalmittel gegen alle bestehenden Leiden sehen. Bevor nicht Bildung die russischen Massen durchdrungen hat, können sie eines starken Regenten ebensowenig entbehren wie ihre slavischen Vorfahren, die im neunten Jahrhundert die Wikinger des Nordens aufforderten, zu kommen und sie zu regieren, da ihrem Lande Ordnung fehlte. Wie ich dem Zaren einst sagte, war ich eher für eine „wohlwollende Autokratie" eingenommen, die mit einer Politik der Dezentralisation und eines allmählichen Abbaus der Herrscherrechte verbunden sein sollte. Der Übergang zur Selbstregierung hätte meiner Meinung nach unten und nicht oben beginnen sollen. Das Erlernen der Verwaltung ihrer provinzialen Angelegenheiten würde die Russen am besten für die Aufgabe vorbereitet haben, die Geschäfte des Reiches zu führen.

Nachdem einmal die Revolution den ganzen Bau des Zarenreiches auf Nimmerwiedersehen weggefegt hatte, der Zar, von allen bis auf einige wenige Getreue verlassen, zur Abdankung gezwungen war, und niemand von seinen zahllosen Untertanen einen Finger zu seiner Verteidigung gerührt hatte: was konnte da der Botschafter eines verbündeten Reiches anderes tun, als die einzige Regierung zu unterstützen, die fähig schien, die umstürzlerischen Tendenzen des Sovjet zu bekämpfen und den Krieg bis zum Ende durch-

zuführen? Der Zar selbst hatte in der provisorischen Regierung die einzige Rettung für Rußland gesehen und hatte aus reiner, selbstloser Liebe zu seinem Land in seinem letzten Tagesbefehl die Truppen beschworen, ihr unbedingt gehorsam zu sein. Ich unterstützte diese Regierung loyalerweise vom Anfang an, doch war meine Position schwierig, da ich wegen meiner früheren Beziehungen zur kaiserlichen Regierung mit Mißtrauen betrachtet wurde. Hugh Walpole, der Leiter unseres Propagandabureaus, machte mich auf diese Tatsache aufmerksam und bat mich, durch eine besonders warme Sprache bei einigen öffentlichen Versammlungen, wo ich zu reden hatte, zu zeigen, daß ich mit meinem ganzen Herzen auf Seite der Revolution stünde. Ich tat es. Doch wenn ich mit Bewegung über Rußlands neuerrungene Freiheit sprach, die übrigens schon in Zügellosigkeit auszuarten begann, so geschah es, um meinen sich anschließenden Appell für die Aufrechterhaltung der Disziplin in der Armee, für die Fortführung des Kampfes und gegen die Verbrüderung mit den Deutschen genießbarer zu machen. Ich dachte nur daran, wie ich Rußland im Kriege erhalten könnte.

Wenn ich, wie meine Kritiker die Welt glauben machen wollen, wirklich für die Revolution verantwortlich war, so muß ich sagen, daß meine Dienste übel gelohnt wurden, denn einige Monate nach dem Ausbruch der Revolution wurde ich von dem offiziellen Organ des Arbeiter- und Soldatenrates kategorisch verleugnet. In einem am 26. Mai 1917 veröffentlichten Artikel stellt die Zeitung folgendes fest: „In den ersten Tagen der Revolution wurde der vollzogene große Umschwung von vielen als ein Triumph der Kriegspartei angesehen. Man hielt die Revolution für eine Folge englischer Intrigen und der englische Botschafter wurde als Inspirator genannt. Doch ist Sir George Buchanan weder durch Gefühl noch durch Neigung für den Triumph der russischen Freiheit verantwortlich."

Im Gegensatz zu meinen anderen Kritikern hat die Fürstin Paley mir einen Dienst erwiesen, für den ich ihr dankbar bin. Ich habe mich oft gewundert, aus welchem Grunde ich die russische Revolution angezettelt haben sollte. Sie ist so gut, es mir zu sagen. Der Zar mochte mich nicht leiden — er hat mich bei meiner letzten Audienz stehend empfangen — er hat mir keinen Stuhl angeboten. Was ist natürlicher, als daß ich nach solcher Behandlung *pour assouvir mes rancunes personelles* versuchen würde, eine Palastrevolution anzuzetteln, um Großfürst Kyrill auf den Thron zu setzen, und daß ich, als ich das für unausführbar fand, den Großfürsten *lâché* und eine Revolution von unten angestiftet hätte? Ich hatte zwar bisher den Eindruck, daß der Zar mich trotz meiner offenen Sprache gut leiden mochte, aber augenscheinlich irrte ich mich. Fürstin Paley war auf so vertrautem Fuße mit ihm, daß Seine Majestät ihr zweifellos seine Sympathien und Antipathien für die bei ihm akkreditierten Botschafter anvertraut hat. Doch eines weiß die Fürstin nicht, nämlich — daß ich dem Zaren ohne Rücksicht auf das, was er von mir dachte, persönlich ergeben war und ihn aus Angst vor den Folgen einer möglichen Palastrevolution vor der Gefahr seiner Ermordung warnte, die ihm drohte.

Ich kann einer Dame, die so grausam gelitten hat, vieles verzeihen. Sie verlor in der Bolschewiken-Revolution ihren Gatten und einen geistreichen,

charmanten Sohn. Mein volles Mitgefühl gehört ihr. Aber auch ich habe meinen Kummer gehabt, und ich kann ihr den Mangel an Gefühl nicht vergeben, der sie meiner toten Frau nachsagen ließ, sie hätte *sans la moindre pudeur* ihren gefallenen Freunden den Rücken gekehrt. Meine Frau wandte niemals jemandem den Rücken, der Hilfe oder Sympathie brauchte. Sie würde vielleicht heute noch leben, wenn sie nicht vom Anfang des Krieges an bis zu ihrer Todeskrankheit ihre Kräfte durch die Hilfeleistungen übernommen hätte, die sie Russen aller Gesellschaftsklassen, verwundeten Soldaten ebenso wie bedürftigen Flüchtlingen angedeihen ließ. Da aber die Fürstin Paley einen besonderen Fall zitiert und meine Frau und mich anklagt, unsere früheren Freunde, den Großfürsten und die Großfürstin Kyrill, im Stiche gelassen zu haben, so will ich ihr sagen, was wir wirklich taten.

In einer der ersten Unterredungen, die der französische Botschafter und ich mit Miljukoff nach der Revolution hatten, gab dieser der Hoffnung Ausdruck, daß wir davon abstehen würden, Mitglieder der kaiserlichen Familie zu sehen. Ich sagte ihm sofort, ich könne mich diesem Verlangen nicht fügen. Viele Mitglieder dieser Familie hätten mir, als sie noch allmächtig waren, so viel Freundlichkeit erwiesen, daß ich ihnen jetzt, nach ihrem Fall, nicht den Rücken wenden würde. Ich machte ihn auch darauf aufmerksam, daß Großfürstin Viktoria, die Gattin des Großfürsten Kyrill, eine britische Prinzessin sei, und ich sie unter meinen Schutz nehmen würde, wenn es notwendig werden sollte. Es kam nicht dazu, denn Großfürst Kyrill anerkannte als einer der ersten die Revolution und hißte die rote Flagge. Ich besuchte weiter die Großfürstin Xenia und meinen Freund, den Großfürsten Nikolaus Mihailewitsch. Auch besuchten meine Frau und ich die Großfürstin Viktoria mehrere Male und meine Frau fuhr einmal mit ihr aus. Nach einigen Wochen wurden meine Besuche bei den Mitgliedern der kaiserlichen Familie bekannt, und da die Presse sich mit dieser Frage beschäftigte, wurde mir zu verstehen gegeben, ich müsse entweder auf diese Besuche verzichten oder gehen. Meine Frau schrieb daher der Großfürstin und erklärte ihr, ich hätte in meiner offiziellen Stellung keine andere Wahl, als mich den Wünschen der provisorischen Regierung zu fügen. Ihre kaiserliche Hoheit antwortete mit einem reizenden Brief, sagte, sie verstünde vollkommen und hoffe, daß wir uns unter glücklicheren Umständen wieder treffen würden. Ich weiß nicht, wer inzwischen zwischen uns Unfrieden gesät hat, denn ein Jahr später warf der Großfürst mir in einem Interview, das er einem britischen Journalisten in Finnland gewährte, vor, nach der Revolution ihm und der Großfürstin die kalte Schulter gezeigt zu haben, „was", wie er liebenswürdigerweise hinzusetzte, „von ihm weder nett noch tapfer war". Wir waren damals in England und trotz seiner vollkommen falschen, unfreundlichen Auslassung sandte meine Frau einige Lebensmittelpakete an sie, sobald sie gehört hatte, daß seine Kinder keine passende Nahrung hätten. Ihr einzigster Dank war die Bestätigung des Empfanges durch die Kinderfrau.

In der folgenden Nummer derselben Zeitschrift erzählte Fürstin Paley: „Der König von England, besorgt um seinen leiblichen Vetter, den Zaren, und um seine Familie, telegraphierte dem Herrscherpaare durch die Ver-

mittlung Buchanans, es möge schnellstens nach England abreisen, wo die Familie ein ruhiges und sicheres Asyl fände. Er fügte sogar hinzu, daß der Deutsche Kaiser sich verbürgte, das die kaiserliche Familie führende Fahrzeug durch seine Unterseeboote nicht angreifen zu lassen. Was macht aber Buchanan nach Empfang der Depesche, die ein Befehl war? Statt sie, wie es seine Pflicht gewesen wäre, dem Adressaten zu übergeben, konsultiert er Miljukoff, der ihm rät, dem Telegramm keine Folge zu geben. Es wäre, vor allem in einem ‚freien Staat', ein Gebot der elementarsten Anständigkeit gewesen, die Depesche demjenigen zu übergeben, für den sie bestimmt war. In seiner Zeitung *Les dernières nouvelles* gesteht Miljukoff diesen Sachverhalt zu, indem er angibt, daß Buchanan so auf seinen Wunsch und aus Rücksicht auf die provisorische Regierung handelte."

Ihre persönliche Animosität hat die Fürstin Paley verleitet, eine bewußt falsche Darstellung zu geben. Ich war niemals vom König beauftragt worden, dem Zaren eine Depesche einzuhändigen, in der dieser zu einer sofortigen Abreise nach England gedrängt worden wäre. Das einzige Telegramm, das Seine Majestät an den Zaren nach dessen Abdankung gerichtet hat, wurde über General Hanbury Williams, unseren militärischen Vertreter im Hauptquartier, gesendet, und es stand darin nicht ein Wort vom Kommen des Zaren nach England. Da dieser bereits nach Zarskoje abgereist war, als das Telegramm Mohilew erreichte, sandte General Hanbury Williams es mir mit der Bitte, ich möge es Seiner Majestät übermitteln. Nun war der Zar in seinem Palast in Wirklichkeit ein Gefangener, und meine Kollegen und ich waren jeder Verbindung mit ihm beraubt. Daher war der einzige offene Weg für mich, Miljukoff zu bitten, das Telegramm Seiner Majestät sofort einzuhändigen. Miljukoff befragte den Prinzen Lwoff und willigte dann ein. Am nächsten Tag, am 25. März, sagte er mir jedoch, er sei zu seinem Bedauern außerstande, sein Versprechen zu halten. Die Extremisten wären sehr gegen den Gedanken einer Abreise des Zaren aus Rußland, und die Regierung befürchte, des Königs Worte könnten falsch ausgelegt und als Argument für des Zaren Verhaftung verwendet werden. Ich wendete ein, es könne dem Telegramm des Königs keine politische Bedeutung beigelegt werden. Der Wunsch Seiner Majestät sei nur zu natürlich, den Zaren wissen zu lassen, daß seine Gedanken bei ihm seien und das Unglück, das den Zaren betroffen, in keiner Weise des Königs Liebe und freundschaftliche Gefühle für ihn tangiere. Miljukoff erwiderte, er persönlich verstehe das wohl, doch andere könnten dem Telegramm eine andere Deutung geben, und daher sei es besser, es jetzt nicht zu übermitteln.

Ich bekam dann Befehl, keine weiteren Schritte mehr zu unternehmen.

Da außer der Fürstin Paley noch andere angedeutet haben, daß weder ich noch Seiner Majestät Regierung das Möglichste getan hätten, um den Zaren aus Rußland herauszubekommen, will ich kurz darlegen, was wir taten.

Am 21. März, als Seine Majestät noch in der Stavka war, fragte ich Miljukoff, ob die Nachrichten der Presse über die Verhaftung des Zaren wahr seien. Er erwiderte, das sei nicht ganz zutreffend. Seine Majestät sei nur seiner Freiheit beraubt — ein hübscher Euphemismus — und würde unter einer von General Alexeieff beigestellten Eskorte nach Zarskoje gebracht

werden. Ich erinnerte ihn daran, daß der Zar des Königs naher Verwandter und intimer Freund sei, und fügte hinzu, ich hätte gerne eine Zusicherung, daß alle Vorsichtsmaßnahmen für die Sicherheit Seiner Majestät getroffen werden würden. Miljukoff gab mir diese Versicherung. Er sagte, er sei nicht für einen Aufenthalt des Zaren in der Krim, wie Seine Majestät zuerst angeregt habe. Er sähe es lieber, wenn der Zar in Zarskoje bliebe, bis seine Kinder sich von den Masern so weit erholt hätten, daß die kaiserliche Familie nach England reisen könnte. Er fragte mich, ob wir Vorbereitungen für ihre Aufnahme träfen. Auf meine verneinende Antwort sagte er, er wünschte dringend, daß der Zar Rußland sofort verließe. Er würde daher dankbar sein, wenn Seiner Majestät Regierung ihm ein Asyl in England anbieten und dieses Anerbieten mit der Versicherung begleiten würde, daß dem Zaren nicht erlaubt werden würde, England während des Krieges zu verlassen. Ich bat das Foreign Office sofort telegraphisch um die betreffende Ermächtigung. Am 23. März benachrichtigte ich Miljukoff, daß der König und seine Regierung glücklich seien, die Bitte der provisorischen Regierung erfüllen zu können. Sie böten dem Zaren und seiner Familie eine Zuflucht in England an und hofften, die Majestäten würden sich ihrer während des Krieges bedienen. Werde dieses Angebot angenommen, so müsse die russische Regierung natürlich angemessene Vorkehrungen für den Unterhalt treffen — fügte ich hinzu. Miljukoff versicherte mir, es würde eine reichliche Apanage ausgeworfen werden, und bat mich, nicht bekanntwerden zu lassen, daß die provisorische Regierung in dieser Angelegenheit die Initiave ergriffen habe. Ich gab dann der Hoffnung Ausdruck, daß die Reise der Majestäten nach Port Romanoff ohne Zeitverlust vorbereitet werden würde. Wir verließen uns darauf, daß die provisorische Regierung alle nötigen Maßnahmen zum Schutze der Majestäten träfe, denn wenn ihnen ein Unglück zustieße, würde die provisorische Regierung in den Augen der ganzen zivilisierten Welt in Mißkredit geraten. Am 26. März sagte mir Miljukoff, das Reiseprojekt sei dem Zaren noch nicht vorgetragen worden, denn man wolle erst die Opposition des Sovjets überwinden, auch könnten die Majestäten erst abreisen, wenn es ihren Kindern besser ginge.

Mehr als einmal erhielt ich die Zusicherung, es gebe keinen Grund zur Besorgnis um den Zaren. Mehr konnten wir nicht tun. Wir hatten dem Zaren auf die Bitte der provisorischen Regierung ein Asyl angeboten. Als jedoch die Opposition des Sovjets, die sie niederzukämpfen hoffte, immer stärker wurde, wagte die Regierung nicht mehr die Verantwortung für die Abreise des Zaren zu übernehmen und gab den Gedanken auf. Wir mußten auch mit unseren Extremisten rechnen, und so war es uns, wollten wir nicht anderer Motive verdächtigt werden, nicht möglich, die Initiave zu ergreifen. Es wäre auch zwecklos gewesen, wenn wir auf der Erlaubnis zur Abreise des Zaren bestanden hätten, denn die Arbeiter hatten gedroht, die Gleise vor seinem Zug aufzureißen. Wir konnten ihn auf seiner Reise nach Port Romanoff nicht beschützen. Diese Pflicht kam der provisorischen Regierung zu. Da diese aber nicht Herr im eigenen Hause war, fiel das ganze Projekt durch.

KAPITEL XXV

1917

Es ist schwer zu sagen, wieviele Leben die „unblutige" Revolution gekostet hat. Den meisten Berichten nach waren es weniger als tausend. In Viborg und Kronstadt spielten sich die häßlichsten Szenen ab. In beiden Städten waren zahlreiche Offiziere des Heeres und der Flotte entweder brutal behandelt oder durch die Aufständischen massakriert worden. Petrograd bot dank den Maßnahmen der Regierung bald wieder ein normales Aussehen. Trotz des Fehlens jeglicher Polizeimacht herrschte im allgemeinen Ordnung. Das war besonders bei der Beerdigung der Opfer der Revolution auf dem Marsfelde am 5. April zu bemerken, als eine endlose Prozession in vollkommener Ordnung von 10 Uhr morgens bis spät abends an den Gräbern vorüberzog. Es waren im ganzen ungefähr zweihundert Särge. Bei der Versenkung jedes einzelnen in die Erde wurde von der Festung ein Salut gefeuert. Doch kein Priester fungierte bei der Zeremonie; sie war jedes religiösen Charakters entkleidet.

Obgleich die Regierung bei ihrem Amtsantritte eine Proklamation erlassen hatte, in der sie Bürger und Soldaten aufforderte, dem Feinde eine geschlossene Front zu zeigen und letzteren Gehorsam gegen ihre Offiziere ans Herz legte, wurden ihre auf eine energische Fortführung des Krieges abzielenden Anstrengungen durch das Vorgehen des Sovjets unwirksam gemacht. Eine gut disziplinierte Armee wurde von der Majorität des Sovjets für eine gefährliche Waffe angesehen, die sich eines Tages gegen die Revolution wenden könnte. Die Bolschewiken sahen auch voraus, daß ihnen der Zusammenbruch der Armee eine Masse bewaffneter Bauern und Arbeiter zuführen würde, die ihnen helfen konnte, die Macht an sich zu reißen.

Der Eindruck, den die neuen Minister auf mich machten, als ich ihnen unsere offizielle Anerkennung bekanntgab, flößte mir nicht viel Vertrauen für die Zukunft ein. Die meisten von ihnen zeigten schon Anzeichen von Ermüdung und schienen mir eine Aufgabe übernommen zu haben, die über ihre Kräfte ging. Prinz Lwoff hatte als Führer der Semstwos durch die Schaffung eines Hilfsdienstes, der die Armee mit warmen Kleidern und anderen dringend notwendigen Dingen versorgte, unschätzbare Arbeit geleistet. In normalen Zeiten hätten er und seine Kollegen ausgezeichnete Minister abgegeben. Doch die Lage war das gerade Gegenteil von normal und verlangte für den drohenden Kampf mit dem Sovjet einen tatkräftigen Mann, der bereit gewesen wäre, die erste günstige Gelegenheit zu benützen, um diese rivalisierende ungesetzliche Körperschaft zu unterdrücken. In der Regierung gab es keinen solchen Mann. Der Kriegsminister Gutschkoff war

fähig, energisch und der Notwendigkeit, die Disziplin in der Armee wiederherzustellen, voll bewußt. Er konnte jedoch seine Kollegen nicht mitreißen und demissionierte endlich zum Protest gegen ihre Schwäche. Miljukoff, der zuverlässige Freund der Verbündeten, vertrat die strikte Beobachtung der von der kaiserlichen Regierung geschlossenen Verträge und Übereinkommen. Er hielt die Erwerbung Konstantinopels für ein Lebensinteresse Rußlands, stand aber mit dieser Ansicht in seiner Regierung fast allein da. Gegenüber der von den Sozialisten an der Front betriebenen Propaganda war er beklagenswert schwach; er behauptete, man könne ihr nur durch Gegenpropaganda beikommen. Kerensky war der einzige Minister, dessen Persönlichkeit, wenn auch nicht durchaus sympathisch, so doch fesselnd war und einen Eindruck hinterließ. Als Redner besaß er die magnetische Gabe, seine Zuhörer im Banne zu halten. In den ersten Tagen der Revolution bemühte er sich unablässig, den Arbeitern und Soldaten seinen eigenen patriotischen Eifer einzuflößen. Er vertrat den Gedanken, der Krieg müsse bis zum Ende durchgehalten werden, mißbilligte aber jeden Gedanken an Eroberung. Als Miljukoff die Erwerbung Konstantinopels als eines der russischen Kriegsziele hinstellte, verwarf er es sofort. Bei seinem Einflusse auf die Massen, seiner Überlegenheit über die Kollegen und dem Fehlen eines fähigen Rivalen war Kerensky der einzige Mann, von dem wir hoffen konnten, er würde Rußland den Krieg fortsetzen lassen. Der Finanzminister Tereschenko, der später Minister des Äußeren wurde, war eines der meistversprechenden Mitglieder der neuen Regierung. Sehr jung, ein glühender Patriot, hervorragend klug, von schrankenlosem Glauben an Kerensky beseelt, war er nur zu optimistisch. Ich hatte große Achtung vor ihm, und wir wurden bald Freunde. Seine Mutter war sehr reich und man vermutete, wenngleich grundlos, er habe die Revolution finanziert. Man erzählt sich darüber eine lustige Geschichte. Nach der Bolschewikirevolution wurde Tereschenko mit seinen Kollegen in der Festung gefangengesetzt. Sein Leidensgenosse, Schteglavitoff, der reaktionäre Justizminister, traf ihn im Hof beim Spaziergang und sagte: „Um hierherzukommen, bezahlten Sie fünf Millionen Rubel. Ich hätte Sie umsonst hergeschickt."

Nachdem ich jetzt meine Leser mit den wichtigeren Mitgliedern der provisorischen Regierung bekanntgemacht habe, möchte ich einige Auszüge aus meinen Privatbriefen an das Foreign Office bringen, um jene Herren sowie auch meine persönlichen Eindrücke über die immerfort schwankende Lage besser beleuchten zu können.

„*9. April.*

Die russische Vorstellung von Freiheit gipfelt darin, die Dinge leicht zu nehmen, doppelten Lohn zu verlangen, in den Straßen zu demonstrieren und mit Reden und Beschlußfassungen in öffentlichen Versammlungen die Zeit zu vergeuden. Die Minister arbeiten sich zu Tode und haben die besten Absichten, doch sehe ich, obgleich man mir immer sagt, ihre Position erstarke, keine Anzeichen dafür, daß sie von ihrer Autorität Gebrauch machten. Der Sovjet fährt fort, zu handeln, als wäre er selbst die Regierung, und hat bereits versucht, die Minister zu zwingen, an die verbündeten Regierungen wegen eines Friedens heranzutreten.

Kerensky, mit dem ich gestern eine lange Unterredung hatte, möchte jetzt keine strengen Maßnahmen in Anwendung bringen, weder gegen den Sovjet, noch gegen die sozialistische Propaganda in der Armee. Als ich ihm sagte, die Regierung würde solange nicht Herrin der Situation sein, als sie sich dem Diktate einer rivalisierenden Organisation unterwürfe, erwiderte er, der Sovjet werde eines natürlichen Todes sterben, die gegenwärtige Propaganda in der Armee vorübergehen und die Armee dann besser als unter dem alten Regime in der Lage sein, zum Siege der Verbündeten beizutragen.

Es ist ein Unglück, daß Petrograd der Sitz der Regierung ist, denn in Moskau und in den Provinzen ist die Lage weitaus ermutigender. Ich glaube, das Gros der Nation ist ihrer Hauptstadt ebenso überdrüssig, wie ich es bin. Nur hier in Petrograd, wo es reichlich deutsche Agenten gibt, sind in der Presse der extremen Arbeiterpartei Angriffe auf uns gemacht worden. Sonst sind die Gefühle des Landes für uns ausgezeichnet. Vor ein paar Tagen fand vor unserer Botschaft eine große Demonstration von ungefähr viertausend Kosaken statt. Der Kommandierende dieser Regimenter — ein General — hatte mich zuerst gebeten, auf dem Marsfelde eine militärische Musterung über sie abzuhalten, und mir dazu freundlichst ein ‚ruhiges' Pferd angeboten. Ich mußte ihm sagen, diese Ehre könne ich als Botschafter nicht annehmen. Darauf wurde abgemacht, daß ich die Defilierung der Regimenter vom Balkon der Botschaft aus abnehme. Nach dem Vorbeimarsch kam der Kommandant mit einer Abordnung von ungefähr fünfzig Kosaken in mein Arbeitszimmer, wo er sehr patriotisch für die Fortsetzung des Krieges sprach!

Vergangenen Sonnabend waren mein französischer und italienischer Kollege sowie ich eingeladen, einer Vorstellung im Opernhaus beizuwohnen. Sie war von dem Regiment arrangiert worden, dem man die Auslösung der Revolution zuschreibt, weil es zuerst auf die Seite des Volkes übergegangen ist. Wir saßen in einer der kaiserlichen Logen im ersten Rang, während die Regierung in einer Loge gerade gegenüber Platz genommen hatte. Die Loge in der Mitte war von Revolutionären besetzt, die nach langen Jahren der Verbannung aus Sibirien zurückgekehrt waren. Unter ihnen befand sich auch Vera Figner, die als eine Mitschuldige an der Ermordung des Zaren Alexander II. verurteilt worden war, und Vera Zasoulitsch, die im Jahre 1877 den Versuch eines Attentats auf Trepoff gemacht hatte. Nachdem wir in einem der Zwischenakte die Minister besucht hatten, wurden wir in die Mittelloge geführt und deren Insassen vorgestellt. Niemand hätte so etwas einige Monate früher für möglich gehalten."

„*10. April* (*an Lord Milner*).

Wie hat sich hier doch alles verändert, seitdem Sie uns verlassen haben! Obwohl ich vorbereitet war, daß sich etwas Unerwartetes ereignen würde, habe ich mir niemals vorgestellt, das Zarenreich könnte in wenigen Tagen beim ersten Hauch der Revolution in Stücke gehen!

Die militärischen Aussichten sind sehr entmutigend. Ich persönlich habe jede Hoffnung auf eine erfolgreiche russische Offensive im Frühling

aufgegeben. Auch denke ich über die nächste Zukunft dieses Landes durchaus nicht optimistisch. Rußland ist für eine rein demokratische Regierungsform nicht reif. In den nächsten Jahren werden wir wahrscheinlich eine Reihe von Revolutionen und Gegenrevolutionen erleben, wie in den *troublous times* vor nahezu fünfhundert Jahren. Eine alte Schriftstellerin schrieb mir neulich: ‚Rußland gleicht einer slavischen Frau, die den Mann liebt, der ihr den Herrn zeigt. Die, wie ein altes Volkslied erzählt, ihren Gatten fragt, ob er sie nicht mehr liebe, da er sie nicht mehr aus Eifersucht prügele.' Der Zar war zu schwach, um als ‚Herr' respektiert zu werden, dabei aber blind gegen die Tatsache, daß die Zeit für Konzessionen gekommen war. Ein großes Reich wie dieses mit seinen verschiedenen Rassen wird unter einer Republik nicht lange zusammenhalten. Selbst unter einem föderalistischen System wird es früher oder später zum Zerfall kommen. Das russische Volk ist sehr religiös, doch besteht seine Religion aus Symbolen und Zeremonien, und es braucht auch in seinem politischen Leben Symbole. Es bedarf als Staatsoberhaupt eines Vorbildes, zu dem es als Personifikation seiner nationalen Ideale mit Verehrung aufblicken kann."

„16. April.

Ich besuchte gestern Prinz Lwoff und traf ihn in sehr optimistischer Stimmung. Als ich sehr ernst auf den Zustand der Armee hinwies, fragte er mich nach den Gründen meines Pessimismus. Ich sagte ihm, die Minister versicherten mir immer wieder, die Armee würde uns jetzt größere Dienste erweisen als unter dem Kaiserreich. Unsere Militärattachés seien aber anderer Ansicht, denn sie hätten Petrograder Regimenter besucht und mit den Offizieren gesprochen, die von der Front zurückgekehrt sind. Nach ihren Erzählungen fürchtete ich, daß die Armee niemals mehr am Kriege wirksamen Anteil nehmen könnte, wenn die Besuche der sozialdemokratischen Agitatoren an der Front nicht sofort eingestellt werden würden. Ich sei auch ob des Umstandes sehr besorgt, daß die Regierung anscheinend machtlos sei, die Kontrolle des Arbeiter- und Soldatenrates abzuschütteln. Lwoff beruhigte mich mit der Erklärung, die einzigen zwei schwachen Punkte an der Front seien Dwinsk und Riga. Die Armee als ganzes sei gesund und alle Versuche von Agitatoren, die Disziplin zu erschüttern, würden erfolglos sein. Die Regierung könne auf die Unterstützung der Armee zählen. Sogar die Petrograder Garnison habe sich ebenso wie die Truppen an der Front angeboten, den Arbeiterrat zu unterdrücken. Jedoch, fügte er hinzu, könne die Regierung dieses Angebot nicht annehmen, ohne sich der Anklage auszusetzen, eine Gegenrevolution zu planen.

Ich kann den Optimismus nicht teilen, mit dem Prinz Lwoff und seine Kollegen die Situation betrachten. Die Revolution hat die Regierungsmaschine für eine Zeit aus dem Gang gebracht und im Verwaltungsdienste herrscht nahezu Auflösung. Für den Krieg besteht nur wenig Begeisterung. Die sozialistische Propaganda wird durch aus dem Auslande angekommene Anarchisten verstärkt. Ich spreche nur von Petrograd, aber Petrograd regiert gegenwärtig Rußland und wird es wahrscheinlich noch einige Zeit regieren.

Über die Phrase ‚Frieden ohne Annexionen' in der Resolution des Arbeiterrates meinte Lwoff, daß sie jede uns genehme Interpretation zuließe, z. B. auch die ‚Befreiung vom Feindesjoche'.

Sonnabend hatte ich eine lange Unterredung mit O'Graby und Thorne, den beiden Abgeordneten unserer Arbeiter. Sie machten auf mich einen vorzüglichen Eindruck. Ich hoffe, sie werden Gutes wirken. Die extremen Sozialisten sind jedoch fremdem Einflusse nicht sehr zugänglich."

Unter den kürzlich eingetroffenen Anarchisten, die im obigen Brief erwähnt sind, befand sich auch Lenin, der in einem versiegelten Waggon durch Deutschland gereist war. Er trat zuerst in einer Versammlung der sozialdemokratischen Partei auf und wurde schlecht aufgenommen. Er bezog ohne Erlaubnis, aber auch ohne von der Regierung daran gehindert zu werden, den bekannten Palast der Tänzerin Kchessinskaia. Wenn wir nachmittags nach den Inseln fuhren, sahen wir manchmal ihn oder einen seiner Anhänger vom Balkon zur Menge sprechen."

„*23. April.*

An manchen Stellen der Front verbrüdern sich die deutschen Soldaten mit den Russen. Sie versuchen, das von den Sozialisten begonnene Werk zu vollenden, indem sie die Russen drängen, ihre Offiziere zu töten. So beunruhigend aber auch der Zustand der Armee ist, würden wir durch eine gemeinsame Drohung, die Sendung von Kriegsmaterial einzustellen, wenn die umstürzlerische Propaganda nicht sofort unterdrückt würde, nur den Sozialisten in die Hand arbeiten, die dann behaupten könnten, Rußland hätte keine andere Wahl, als Frieden zu schließen, da es von seinen Verbündeten ohne Munition gelassen werde.

Um Thorne und O'Grady zu treffen, dinierte Kerensky gestern Abend auf der Botschaft. Ich sagte ihm in einer langen Unterredung ganz offen, warum mein Vertrauen in die Armee und selbst in die Regierung erschüttert sei. Er gab die Stichhaltigkeit der von mir angeführten Gründe zu, meinte aber, er kenne sein Volk, und hoffe nur, die Deutschen würden baldigst die Offensive aufnehmen, denn wenn der Kampf begönne, würde sich die Armee aufraffen. Er möchte gerne den Krieg zu einem nationalen machen, wie er es in Frankreich und England sei. Für den Bestand der Regierung sehe er keine Gefahr, da nur ein kleiner Teil der Truppen auf der Seite des Sovjet stehe. Er fügte hinzu, daß die von Lenin gepredigten Lehren den Sozialisten Boden entzogen hätten.

Gegenwärtig wird es für uns das beste sein, unser Eingreifen auf Einzelvorstellungen der Botschafter der verbündeten Mächte zu beschränken. Wenn das Ergebnis des Kampfes zeigen sollte, daß die Armee demoralisiert ist, müßten wir einen Kollektivschritt unternehmen.

Tereschenko sagte mir heute morgens, der Sovjet sei über Lenins anarchistische Reden so erschrocken, daß er zugänglicher würde. Ich sprach mit Tereschenko über Konstantinopel. Er sagte, er sei nie ein Anhänger der dauernden Besetzung Konstantinopels durch Rußland gewesen, denn das würde ein allzu kostspieliger Besitz sein, der eine große Besatzung verlangte. Er sähe es gerne, wenn Konstantinopel ein offener Hafen würde, über den Rußland eine Art Kontrollgewalt ausüben könnte. Ich irrte mit

der Annahme, daß Prinz Lwoff gleich Miljukoff Annexionen begünstigte. Zu meiner Überraschung fügte er jedoch hinzu, die gegenwärtige Regierung sei in mancher Hinsicht fast so nationalistisch wie die letzte kaiserliche. Es gäbe andere türkische Provinzen, die für Rußland von vitalem Interesse seien, wie Armenien und Kurdistan. Anscheinend teilt er Kerenskys Ansicht, daß unsere Abmachungen über Kleinasien beträchtlich abgeändert werden und einzig und allein die Verhinderung eines künftigen Eindringens Deutschlands bezwecken müßten. Auf meine Bemerkung, Rußland sollte möglichst bald sagen, wenn es Konstantinopel nicht haben wolle, erwiderte er, die provisorische Regierung habe, ohne die Wünsche des Volkes ermittelt zu haben, nicht die Befugnis, etwas herauszugeben, was Rußland versprochen worden sei.

Tereschenko ist sehr intelligent und möchte uns gerne zu der versprochenen Lieferung von Weizen und Holz verhelfen. Ich stehe mit ihm auf dem besten Fuße. Nach und nach freundete ich mich auch mit Kerensky an, der anfangs meinen Gefühlen für die Revolution mißtraute. Unglücklicherweise spricht er nur wenig französisch, doch als er auf der Botschaft dinierte, war Lockhart (unser Generalkonsul in Moskau), der fließend russisch spricht, unser Dolmetscher, und wir unterhielten uns lange und offen. Beim Abschiede sagte er mir, unsere Unterhaltung würde Früchte tragen. Es hat mich sehr ergötzt, daß er in Begleitung seines Ordonnanzoffiziers, den ich nicht eingeladen hatte, zum Diner kam. Für einen sozialistischen Minister, der niemals etwas anderes trug als eine gewöhnliche schwarze Arbeiterjacke, war dies etwas merkwürdig."

„*30. April.*

Eine Hauptschlacht wird zwischen Kerensky und Miljukoff wegen der berühmten Formel ‚Frieden ohne Annexionen' ausgefochten. Da die Mehrzahl der Minister auf Kerenskys Seite steht, würde ich mich nicht wundern, wenn Miljukoff gehen müßte. Das bedeutete in mancher Beziehung einen Verlust, denn er repräsentiert das gemäßigte Element im Kabinett und ist für die Fortsetzung des Krieges. Er hat jedoch so wenig Einfluß auf seine Kollegen, daß man niemals weiß, ob er auch durchsetzen kann, was er vorhat.

Die Regierung nimmt noch immer eine abwartende Haltung ein und zieht vor, die Initiative zur Abrechnung mit Lenin vom Volke ausgehen zu lassen. Miljukoff, mit dem ich neulich diese Frage besprochen habe, sagte, die Abneigung des Volkes gegen Lenin wachse, die Truppen seien bereit, ihn zu verhaften, wenn es die Regierung anschaffe, doch diese wolle die Dinge nicht überstürzen, weil sie befürchte, Unruhen hervorzurufen. Ich sagte ihm, für die Regierung sei die Zeit gekommen, zu handeln, Rußland würde den Krieg niemals gewinnen, wenn es Lenin weiter erlaubt bliebe, die Soldaten zur Desertion, zum Landraub und zum Morden zu verleiten. Er erwiderte, die Regierung wolle nur den psychologischen Moment abwarten, und er glaube, der sei nicht ferne. Miljukoff sprach auch hoffnungsvoller über das Verhältnis der provisorischen Regierung zum Sovjet. Dieser wird vollkommen reorganisiert, die Mitgliederzahl wird auf sechshundert herabgesetzt und ein neues Exekutivkomitee er-

nannt werden. Die Umwandlung soll eine gemäßigtere, zugleich aber stärkere Körperschaft schaffen. Es ist daher nicht anzunehmen, daß diese auf den Anspruch verzichten wird, die Politik der Regierung zu überwachen und zu leiten.

In Anbetracht der Lage an der Front und des neuen moralischen Elements, das die Revolution in die Kriegführung gebracht hat, glaube ich, daß wir in die Revision einiger unserer Abkommen werden einwilligen müssen. Ich möchte gerne die Arbeiterpartei und die Sozialisten versöhnen, die uns fortwährend nachsagen, wir wünschten den Krieg um imperialistischer Ziele willen fortzuführen. Ich habe in meinen Reden versucht, ihnen diesen Gedanken auszureden, aber ohne viel Erfolg. Ich habe mich auch zu erklären bemüht, daß einige russische Flüchtlinge nicht wegen ihrer politischen Anschauung, sondern wegen Verkehrsschwierigkeiten an der Heimkehr nach Rußland gehindert worden seien. Meine Erklärungen haben mich aber nur neuen Angriffen ausgesetzt, während die sozialistische Presse die Vertreter unserer Arbeiterpartei beschuldigt, von derRegierung bezahlte Emissäre, nicht wirkliche Vertreter der britischen Arbeiter zu sein."

Was ich am Ende dieses Briefes sagte, muß ich durch eine kurze Erklärung ergänzen. Die in der Presse gegen uns gerichteten Angriffe wegen Zurückhaltung von russischen politischen Flüchtlingen hatten eine so ernste Wendung genommen, daß sogar das Leben einiger englischer Fabriksbesitzer, deren Lage infolge der ungewissen Haltung der Arbeiter ohnehin eine unsichere war, ernstlich gefährdet war. Ich mußte daher von Miljukoff nachdrücklich verlangen, dieser Presskampagne ein Ende zu bereiten. Auf seine Antwort, die russische Regierung sei ähnlichen Angriffen ausgesetzt, sagte ich, das interessiere mich nicht. Ich könne jedoch nicht zulassen, daß meine Regierung als Blitzableiter für die Angriffe auf die seine gebraucht werde. Ich erinnerte ihn dann daran, daß ich ihn anfangs April benachrichtigt hätte, Trotzky und die anderen Flüchtlinge würden in Halifax solange zurückgehalten werden, bis die provisorische Regierung ihre Wünsche in dieser Angelegenheit geäußert habe. Am 8. April hätte ich meine Regierung auf sein Verlangen ersucht, die Flüchtlinge freizulassen und ihnen die Weiterreise nach Rußland zu gestatten. Zwei Tage später habe er mich gebeten, dieses Ersuchen rückgängig zu machen und zu sagen, die provisorische Regierung hoffe, daß die Flüchtlinge in Halifax zurückgehalten werden würden, bis nähere Informationen über sie eingeholt wären. Es sei daher die provisorische Regierung für ihre Festhaltung bis zum 21. April verantwortlich, und ich würde dies zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen, wenn nicht öffentlich erklärt werden würde, daß wir keinem Russen, der von den russischen Konsularbehörden vorgeschlagen wurde, das Paßvisum verweigert hätten. Dies versprach er zu tun.

Die Angriffe auf unsere Arbeitervertreter wurden durch den Brief eines Mitgliedes der unabhängigen Arbeiterpartei in London an einen russischen Sozialisten verursacht. Die Angelegenheit wurde schließlich durch Mr. Hyndman beigelegt, der Kerensky telegraphisch ersuchte, „der lügenhaften Erklärung der I. L. P. (Independent Labour Party) kategorisch zu widersprechen".

KAPITEL XXVI

1917

Ich werde dieses Kapitel mit einigen weiteren Auszügen aus meinen Berichten an das Ministerium des Äußern beginnen.

„*4. Mai.*

Seitdem ich zum letzten Male schrieb, haben wir eine neue Krise durchgemacht, die durch Miljukoffs Note über den Krieg an die verbündeten Regierungen hervorgerufen wurde. Diese Note war ein Kompromiß zwischen Kerenskys und Miljukoffs Anhängern. Sie wurde von Kerensky als Gegenleistung für Miljukoffs Zustimmung angenommen, daß die Regierungs-Proklamation über den Verzicht auf jede Absicht gewaltsamer Gebietserwerbungen den Verbündeten mitgeteilt werde. Miljukoff hatte stets behauptet, Rußland müsse von Konstantinopel und den Meerengen Besitz ergreifen, und sich aus Rücksicht auf die schon früher mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen geweigert, die Revision der bestehenden Verträge vorzuschlagen. Er hielt die Mitteilung der an das russische Volk gerichteten Proklamation an die verbündeten Regierungen für eine Art indirekter Einladung zur Überprüfung der Verträge. Es kam zwischen ihm und Kerensky zu einem regelrechten Duell. Einen Augenblick war seine Stellung derart erschüttert, daß es aussah, als müßte er gehen. Die Kadettenpartei, deren Führer er war, kam ihm zu Hilfe und übte auf die Regierung einen Druck aus. Sie drohte, daß im Falle einer Demission Miljukoffs alle seiner Partei angehörenden Mitglieder der Regierung ebenfalls gehen würden. Endlich stimmte Miljukoff der Übermittlung der Proklamation zu, wogegen die Regierung eine Mantelnote billigte. Diese war in einer Sprache gehalten, die wohl nicht dem Buchstaben der Proklamation, jedenfalls aber ihrem Geiste widersprach. Ein Sturm erhob sich darob im Arbeiter- und Soldatenrat, der in der Begleitnote einen Widerruf der ganzen Proklamation sah. Ein sehr kritischer Tag war Donnerstag. Am Nachmittag marschierten zahlreiche Regimenter zu dem Platz vor dem Palais Marie, wo der Ministerrat seine Sitzungen abhält. Sie schlossen sich der Menge an, die schon versammelt war, um gegen die Regierung zu demonstrieren. Rufe wie ‚Nieder mit der Regierung', ‚Nieder mit Miljukoff' wurden laut, doch konnte man schließlich die Truppen überreden, in ihre Baracken zurückzukehren. Später am Abend kam es zu Gegendemonstrationen, die sich hauptsächlich gegen Lenin und seine Jünger richteten. Nachdem mehrere Minister von dem Balkon des Palais zu der Menge gesprochen hatten, schlug die Stimmung zu ihren Gunsten um. Die Regierung blieb fest, ihre Mit-

glieder erklärten sich in der Angelegenheit der Note für solidarisch. Die Drohung einer Demission *en bloc* und die Mitteilung, eine provisorische Regierung würde dann in Moskau gebildet werden, veranlaßten den Rat, Wasser in seinen Wein zu gießen. Der Rat wußte, wie er nachträglich zugab, daß er nicht stark genug war, eine Regierung zu bilden. Als daher die Regierung einwilligte, ein die Note erklärendes Communiqué zu veröffentlichen, sah der Sovjet den Zwischenfall für erledigt an. Diese Vereinbarung wurde erst Freitag abends getroffen und während des ganzen Nachmittags waren der Newski-Prospekt und die anschließenden Straßen der Schauplatz von Demonstrationen und Gegendemonstrationen. Am Newski kam es zwischen Pro- und Antileninisten zu einem Zusammenstoß, bei dem mehrere Personen getötet und verwundet wurden. Zwischen 9 und $10^1/_2$ Uhr mußte ich dreimal auf den Balkon der Botschaft, um Ovationen entgegenzunehmen und Ansprachen an eine Menge zu halten, die für die Regierung und für die Verbündeten demonstrierte. Während einer dieser Ovationen kam es zu einer Balgerei zwischen Anhängern der Regierung und Leninisten.

Jetzt ist wieder alles ruhig, Demonstrationen wurden für einige Tage verboten. Miljukoff ist natürlich sehr stolz auf das, was er einen großen Sieg der Regierung nennt. Obgleich der Regierung zu dem Ausgange ihres Konfliktes mit dem Rate zu gratulieren ist, fährt dieser fort, zu handeln, als wäre er Herr der Lage.

Seitdem ich das obige schrieb, hatte ich eine Unterredung mit Tereschenko. Er teilte Miljukoffs Ansicht nicht, daß der Ausgang des letzten Konfliktes zwischen dem Rate und der Regierung ein großer Sieg für diese gewesen sei. Es sei immerhin ein moralischer Sieg gewesen. Glücklicherweise seien die Gegner und nicht die Anhänger der Regierung für das Blutvergießen verantwortlich. Jedenfalls habe dieser Zwischenfall bewiesen, daß die numerische Überlegenheit auf Seite der Regierung sei. Dagegen habe sich der Rat das ausschließliche Recht angemaßt, den Truppen Befehle zu erteilen. Die Regierung unternehme dagegen Schritte, indem sie die Machtvollkommenheiten General Korniloffs, des Kommandierenden von Petrograd erhöhe. Er sei gewiß, daß die Regierung schließlich der Lage Herr werden werde, wenn sie auch einen oder zwei Sozialisten in ihre Reihen aufnehmen müßte. Die Arbeiter bekämen einen Widerwillen gegen Lenin, und er hoffe, dieser werde in nicht zu ferner Zeit verhaftet werden.

Tereschenko sagte weiter, er würde gerne Friedensverhandlungen mit der Türkei eröffnet sehen. Wenn Konstantinopel das einzige Hindernis für einen solchen Frieden wäre, so könnte seiner Meinung nach Seiner Majestät Regierung der russischen die Neutralisierung Konstantinopels in Vorschlag bringen. Jch sagte ihm, wir würden uns dadurch der Beschuldigung des Wortbruches aussetzen und es wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen sowohl für Rußland als auch für seine Verbündeten schwer, eine Revision der bestehenden Abmachungen vorzuschlagen. Er gab das zu, behauptete aber, mit ein wenig Takt könnte man dennoch einen Meinungsaustausch über Konstantinopel einleiten."

Ich sagte Kerensky, der mich heute besuchte, wie entmutigt ich durch die Angriffe der Presse sei, die fortfahre, uns zu beschuldigen, daß wir uns auf einen kapitalistischen und imperialistischen Krieg eingelassen hätten. Kerensky gab zu, daß einige dieser Angriffe zu weit gegangen seien, behauptete jedoch, die Regierung könne das Prinzip der Pressfreiheit nicht verletzen. Die äußerste Linke glaube, daß die deutschen Sozialdemokraten im Begriffe stünden, zu revoltieren. Obgleich er nach Scheidemanns kürzlicher Erklärung dies nicht für wahrscheinlich halte, wäre es doch jeden Augenblick möglich, daß die Deutschen Friedensangebote machten. Die Verbündeten sollten daher ihre Meinungen austauschen, um gegebenenfalls ihre Friedensbedingungen stellen zu können. Wenn die Verbündeten nur durch eine Geste ihre Bereitwilligkeit zeigten, dem von Rußland mit seinem Verzicht auf Konstantinopel gegebenen Beispiele zu folgen, so würden die Angriffe in der Presse sofort aufhören. Auf meine Bemerkung, Miljukoff habe uns zu verstehen gegeben, daß er entschlossen sei, Konstantinopel zu behalten, erwiderte Kerensky, Miljukoff würde darüber nicht zu entscheiden haben."

Am 9. Mai machte die Regierung einen Schritt vorwärts, indem sie veröffentlichte, das Recht, über die Truppen zu verfügen, stehe nur dem Stadtkommandanten zu. Am selben Tage händigte das Foreign office dem russischen Chargé d'affaires in London unsere Antwort auf Miljukoffs berühmte Note ein, welche die Ursache der letzten Krise gewesen war. Wir begrüßten diese Note, die beweise, daß Rußland in seinen rühmlichen Anstrengungen nicht nachlassen werde, mit seinen Verbündeten die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu verteidigen. Wir nahmen ferner mit Befriedigung zur Kenntnis, daß die provisorische Regierung bei voller Wahrung der Rechte Rußlands ihre Verpflichtungen gegen die Verbündeten strenge respektieren wolle.

Am 21. Mai schrieb ich dem Foreign office:

„Die letzten zwei Wochen waren sehr sorgenvoll, da der Sieg, den die Regierung bezüglich der Note an die Mächte über den Sovjet errungen hatte, nicht annähernd so vollkommen war, wie Miljukoff es sich einbildete. Solange der Sovjet das alleinige Recht der Befehlgebung über die Truppen behauptet, ist die Regierung, wie Prinz Lwoff bemerkte, eine ‚Autorität ohne Macht', während der Arbeiterrat eine ‚Macht ohne Autorität' ist. Unter diesen Umständen war es für den Kriegsminister Gutschkoff und den Stadtkommandanten Korniloff unmöglich, die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Disziplin in der Armee zu übernehmen. Beide demissionierten und Gutschkoff erklärte, wenn die Dinge so weitergingen, würde die Armee binnen drei Wochen jede Kampfkraft einbüßen. Gutschkoffs Demission überstürzte die Dinge. Lwoff, Kerensky und Tereschenko kamen zu dem Schlusse, der Sovjet sei ein zu mächtiger Faktor, als daß man ihn unterdrücken oder beiseiteschieben könnte. Das einzige Auskunftsmittel, um der Anomalie einer Doppelregierung ein Ende zu bereiten, sei daher, eine Koalition zu bilden. Obgleich dieser Gedanke beim Sovjet zuerst keine Gnade fand, kam man schließlich

dahin überein, daß er drei Vertreter — Tseretelli, Chernoff und Skobeleff — in die Regierung entsende. Miljukoff war im Hauptquartier, als die Krise ausbrach. Bei seiner Rückkehr hatte er zu wählen, ob er den Posten eines Unterrichtsministers annehmen oder aus dem Kabinette austreten wolle. Nach einem vergeblichen Kampfe um die Beibehaltung des Portefeuilles des Außenministers nahm er seine Entlassung.

Obgleich der gemäßigte Teil der Regierung, mit dem ich natürlich sympathisiere, durch den Abgang Miljukoffs und Gutschkoffs geschwächt wurde, wird ihr Verlust, glaube ich, durch Gewinne in anderer Richtung kompensiert. Miljukoff ist von der einen Idee ‚Konstantinopel', die für die Sozialisten die imperialistische Politik des alten Regimes bedeutet, dermaßen besessen, daß er niemals die Ansichten der Gesamtregierung vertreten hat. Ich persönlich ziehe es vor, mit jemandem zu tun zu haben, der, wenn er auch nicht unsere Ansichten teilt, mit Autorität als Exponent der Regierungspolitik sprechen kann. Gutschkoff ist herzleidend und war seiner Arbeit kaum gewachsen. Seine Ansichten bezüglich der Disziplin in der Armee sind sehr gesunde, doch war er nicht imstande, sie seinen Kollegen aufzuzwingen. Es fehlt ihm übrigens das Wichtigste: der Rückhalt an der Masse, da ihm Kerenskys Gabe des persönlichen Magnetismus mangelt. Wie ich schon telegraphiert habe, bietet uns die neue Kaloitionsregierung die letzte, fast schon verlorene Hoffnung, die militärische Lage an dieser Front zu retten. Kerensky, der die Leitung des Kriegs- und Marineministeriums übernommen hat, ist kein idealer Kriegsminister. Er hofft jedoch, durch Besuche an der Front und zündende patriotische Ansprachen an die Soldaten die Armee zu neuem Leben zu erwecken. Er ist der einzige Mann, der es tun kann, wenn es überhaupt möglich ist, doch wird seine Aufgabe eine sehr schwierige sein. Der russische Soldat von heute versteht nicht, für was und für wen er kämpfen soll. Er war früher bereit, sein Leben für den Zaren zu lassen, der in seinen Augen Rußland verkörperte. Jetzt aber, wo es keinen Zaren mehr gibt, bedeutet Rußland für ihn nichts mehr. Sein Dorf ist sein Vaterland. Kerensky hat damit angefangen, der Armee zu sagen, er werde die strengste Disziplin wieder einführen, er bestehe darauf, daß seinen Befehlen gehorcht werde und werde Widersetzlichkeit strafen. Heute ist er durch alle Baracken gegangen, morgen fährt er an die Front, um die beabsichtigte Offensive vorzubereiten.

Tereschenko, der Nachfolger Miljukoffs im Ministerium des Äußeren, hat mit der taktvollen Behandlung der Frage unserer Verträge in seiner der Presse gegebenen Erklärung einen guten Anfang gemacht. Er dient als Verbindungsglied zwischen der Bourgeoisie und der Demokratie. Die Extremisten mögen ihn nicht. Wenn unsere Antwort auf Miljukoffs Note in ihrer jetzigen Fassung publiziert werden würde, käme es bestimmt zu Reibungen, und der Sovjet würde versuchen, Tereschenko die Hände zu binden. Nachdem ich diese Frage mit Albert Thomas besprochen habe, denke ich, wir sollten ihnen eine solche Gelegenheit nicht bieten und aus eigenem einige versöhnliche, unverbindliche Erklärungen zu dem Gegenstande abgeben. Wir müssen die Tatsache bedenken, daß jetzt der So-

zialismus dominiert und wir versuchen müssen, seine Sympathien zu gewinnen, wenn wir seine Unterstützung für einen Kampf bis zum Ende erreichen wollen. Die neuen sozialistischen Minister werden natürlich den Inhalt der russischen Geheimverträge erfahren. Wenn den russischen Soldaten gesagt wird, sie müßten solange weiterkämpfen, bis sich die Ziele dieser Abmachungen verwirklicht hätten, werden sie einen Separatfrieden verlangen. Ich möchte daher vorschlagen, unserer Antwort eine Erklärung einzufügen, daß unsere Abmachungen über Kleinasien hauptsächlich der Abwehr eines Eindringens der Deutschen gegolten hätten, daß wir aber bereit wären, die Frage zu überprüfen, wenn sich dieses Ziel auch durch andere Mittel erreichen ließe und der geeignete Moment für einen Gedankenaustausch über die Friedensbedingungen gekommen sei.

Prinz Lwoff ist nicht wohl, doch sobald ich ihn sehen kann, will ich seine Aufmerksamkeit auf die schimpfliche Behandlung lenken, die der Zarin Marie in der Krim widerfuhr. Ihre Majestät sandte mir durch den Schweizer Erzieher der Kinder der Großfürstin Xenia folgende Nachricht:

Vor ungefähr 10 Tagen sind zwei rumänische Kriegsschiffe, mit russischen Matrosen bemannt, um 3 Uhr morgens in Yalta eingetroffen. Nachdem sie mehrere Häuser durchsucht und Nachforschungen angestellt hatten, kamen sie zwischen 5 und 6 Uhr früh in die Villa der Großfürstin Xenia, in der die Zarin sich aufhält. Sie betraten Ihrer Majestät Schlafzimmer, befahlen ihr aufzustehen, hinderten sie, ihre Jungfer zu rufen, und sagten, die Frau, die sie mitgebracht hätten, sie zu untersuchen, werde ihr beim Ankleiden helfen. Als die Zarin einen Schlafrock angezogen hatte, untersuchten sie das Bett und die Matratze, während die Zarin in einem Lehnstuhl saß. Sie durchstöberten das ganze Haus, nahmen ihr die ganze Privatkorrespondenz sowie auch ihr dänisches Evangelium weg. Die Großfürstin und deren Kinder behandelten sie ebenso, wobei sie ihr Ringe und Silber stahlen. Sie durchsuchten auch die Villa des Großfürsten Nikolaus. Ich konnte noch nicht feststellen, ob diese Nachforschungen von einer Behörde angestellt wurden, oder ob die Matrosen, denen man eingeredet hatte, in einer dieser Villen seien eine drahtlose Telegraphenstation und Waffen für eine Gegenrevolution verborgen, eigenmächtig vorgegangen sind.

Ich erhob darauf bei mehreren Mitgliedern der Regierung ernste Vorstellungen wegen dieser Ausschreitung. Es wurde eine besondere Kommission nach Yalta gesendet, welche die ganze Sache untersuchen und darüber berichten sollte. Doch so besorgt die Regierung auch um den Schutz der Zarin war, hatte sie den Einfluß auf viele Provinzen bereits verloren. Bis in die ferne Krim reichte ihr Arm nicht mehr. Der Zarin Leben war während ihres dortigen Aufenthaltes in ständiger Gefahr, besonders nach der Novemberrevolution. Aber nie verließen Ihre Majestät ungewöhnlicher Mut und Selbstbeherrschung, wie der folgende Zwischenfall zeigt. Um die Bewegungen der Bewohner der Villa streng kontrollieren zu können, hatten die Bolschewiki einen Appell eingeführt, dem jene jeden Abend beizuwohnen hatten. Der Zarin Name war der letzte

auf dem Verzeichnis. Auf Ihrer Majestät Antwort ‚Gegenwärtig' bemerkte der Kommissär: ‚Das ist der letzte?' Die Zarin korrigierte ihn sofort: ‚Nein, ich bin nicht die letzte, Sie haben meinen kleinen Hund vergessen!' "

Ein unglückliches Ergebnis der Neubildung der Regierung war die Annullierung der Ernennung Sazonoffs zum Botschafter in London. Sazonoff war mit der Politik der kaiserlichen Regierung so identifiziert, besonders was die Frage von Konstantinopel anbetraf, daß er nicht länger als ein passender Vertreter des neuen Rußland angesehen werden konnte. Tereschenko erzählte es mir und erklärte, Sazonoff keine Mission übertragen zu wollen, die ihn in den Augen des russischen Volkes früher oder später in Mißkredit bringen könnte, denn er wolle Sazonoffs Dienste bei den Friedensverhandlungen in Anspruch nehmen. Sazonoff sollte am 16. Mai mit unseren Arbeiterdelegierten und mit Paléologue, der durch Noulens ersetzt worden war, nach London abreisen. Als er schon auf dem Bahnhofe war, wurde ihm ein Brief des Prinzen Lwoff überreicht, der ihn bat, seine Reise aufzuschieben. Es wurden unserer Regierung später noch mehrere Namen vorgeschlagen — ein Botschafter wurde aber nicht mehr ernannt und Nabokoff führte die Geschäfte als *chargé d'affaires* bis zum Ende des Krieges weiter.

Mit Paléologue verlor ich einen alten Freund und Kollegen, mit dem ich während dreier kritischer Jahre den engsten Umgang gepflogen hatte und auf dessen treue Mitarbeit bei der Förderung der uns am Herzen liegenden gemeinsamen Interessen ich zählen konnte. Ich bedauerte auch sehr, von meinen neuen Freunden Will Thorne und James O'Grady Abschied nehmen zu müssen. Sie waren so glänzende Typen von britischen Arbeitern, daß ich gehofft hatte, sie würden auf die Arbeitervertreter des Sovjet Eindruck machen und ihnen beibringen, daß wir nicht für imperialistische oder kapitalistische Zwecke gegen die Deutschen kämpften. Doch die Sovjetdelegierten waren keine richtigen Arbeiter. Sie waren nur Demagogen. O'Grady sagte zu Thorne bei ihrem ersten Besuch des Sovjet: „Schau dir ihre Hände an, nicht einer von ihnen hat in seinem Leben ein ehrliches Tagewerk verrichtet." O'Grady und Thorne verließen Petrograd sehr deprimiert über ihre Erfahrungen an der Front und im Hinterlande. Während ihres Aufenthaltes sahen wir sie oft und ich werde nie die reizende kleine Rede vergessen, die Will Thorne am letzten Abend hielt, als sie bei uns speisten und er nach dem Diner im Wohnzimmer mit seinem geliebten Whisky-Soda auf unsere Gesundheit trank.

Als ich eines Nachmittags gegen Ende des Monats Tereschenko besuchte, hatte er gerade eine Konferenz mit den drei neuen sozialdemokratischen Ministern, Tseretelli, Chernoff und Skobeleff, die abends auf einer Versammlung des Sovjet einen Bericht über ihre Tätigkeit geben sollten. Als sie hörten, daß ich da sei, gaben sie dem Wunsche Ausdruck, mich zu sehen, und ich wurde folglich aufgefordert, mich zu ihnen zu gesellen. Nach der Vorstellung durch Tereschenko begann Tseretelli, der als Wortführer auftrat, mich über die verschiedensten auf die Revolution, den Krieg und unsere Abkommen bezüglichen Dinge zu katechisieren, was fast zwei Stunden dauerte. Er fragte: Hat die Revolution eine Rückwirkung auf England

gehabt? Ist es möglich, die Ansichten der britischen und russischen Demokratie in Einklang zu bringen, besonders was den Krieg anbetrifft? Repräsentiert Seiner Majestät Regierung wirklich die britische öffentliche Meinung? Ich erwiderte, eine so große Revolution, wie sie Rußland eben durchgemacht habe, wirke mehr oder weniger auf alle Staaten zurück. Da sie sicherlich einen demokratischen Einfluß auf die russische öffentliche Meinung ausübe, würden unsere Ansichten denen des russischen Volkes nähergebracht werden. Obgleich wir das monarchistische System beibehalten hätten, seien wir das freieste Volk der Welt und hätten schon lange den Grundsatz angenommen ‚*Vox populi suprema lex*'. Ich konnte ihm versichern, daß keine britische Regierung, die nicht die britische öffentliche Meinung verträte, im Amt bleiben könnte. Sich dann der Frage unserer Verträge zuwendend, fragte mich Tseretelli, ob Seiner Majestät Regierung geneigt wäre, auf alle ihre aus den Verträgen erwachsenden Vorteile zu verzichten, wenn Rußland dies täte. Ich zitierte darauf den abgeänderten Text unserer eben erwähnten Note, die ich erst vor zwei Tagen ermächtigt worden war, Tereschenko einzuhändigen. Dieser Text erklärte, wir seien geneigt, gemeinsam mit unseren Verbündeten die Verträge zu überprüfen und nötigenfalls abzuändern, obgleich wir fänden, daß nichts in ihnen enthalten sei, was den von der russischen Demokratie proklamierten Grundsätzen widerspräche. Diese Erklärung rief bei ihm die größte Befriedigung hervor. Die verbündeten Demokratien, fuhr er fort, sollten über ihre Kriegsziele und eventuellen Friedensbedingungen eine vollkommene Verständigung erzielen. Ob wohl Seiner Majestät Regierung hierzu in die Einberufung einer Konferenz willigen würde? Ich erwiderte, das sei eine Frage, auf die ich, ohne meine Regierung befragt zu haben, nicht antworten könne. Als er mich darauf drängte, meine persönliche Ansicht zu äußern, sagte ich, meine gerade abgegebene Erklärung zeige, daß wir bereit seien, einen beträchtlichen Schritt in der von ihm angedeuteten Richtung zu tun. Eine solche Nachprüfung unserer Verträge würde natürlich einen Meinungsaustausch erheischen, doch würde meine Regierung vielleicht vorziehen, die Verhandlungen durch ihre Botschafter in den Hauptstädten der Verbündeten führen zu lassen, statt auf einer Konferenz. Dann sprach Tseretelli über die Notwendigkeit, zwischen unseren beiden Demokratien durch gegenseitige Besuche der verschiedenen Arbeiter- und Sozialistengruppen einen engen Kontakt aufrechtzuerhalten. Dieser Wunsch, versicherte ich ihm, werde von Seiner Majestät Regierung vollkommen geteilt. Ich könne ihm mitteilen, daß Mr. Henderson, der Repräsentant unserer Labour Party im Kabinett, schon in einer besonderen Mission auf dem Wege nach Petrograd sei. Er meinte, das sei ganz befriedigend, doch werde hier allgemein geglaubt, Seiner Majestät Regierung wolle Vertretern anderer Gruppen, wie Ramsay Mac Donald, nicht zu kommen erlauben. Ob ich ihn ermächtigen könne, dem Sovjet zu sagen, das sei nicht der Fall, Seiner Majestät Regierung würde Mac Donald im Gegenteil jede Erleichterung gewähren? Ich sagte, ich könne ihm eine solche Versicherung nicht geben, doch würde ich das, was er mir gesagt habe, meiner Regierung berichten. Ich wolle ganz offen zu ihm sein. Als die Frage von Mac Donalds Kommen

nach Petrograd zuerst vom Sovjet aufgeworfen worden sei, hätte ich opponiert, da ich fürchtete, sein Besuch würde die pazifistische Bewegung stärken. Nach dem, was ich seither von Vandervelde und O'Grady über Mac Donalds Ansichten gehört hätte, hätte ich jedoch meine Meinung geändert. Da ich jetzt glaubte, sein Besuch könne Gutes stiften, würde ich seinen, Tseretellis, Vorschlag unterstützen. Schließlich erörterte Tseretelli den Gedanken, die deutschen Sozialdemokraten ihrer Regierung abspenstig zu machen. Ich sagte ihm sofort, das sei eine Utopie. Das deutsche Volk sei in der Annexionspolitik und der unbarmherzigen Kriegführung mit seiner Regierung derart verwachsen, daß wir es nur durch militärischen Druck oder die Blockade dazu bringen könnten, sich gegen die Regierung zu erheben. Chernoff warf hierauf die Bemerkung ein, die Revolution sei auch einmal als eine uptoistische Idee angesehen worden und hätte sich trotzdem verwirklicht. Ich bestritt die Richtigkeit dieser Behauptung, indem ich sagte, die Revolution wäre nur früher gekommen, als man erwartet hätte. Tseretelli meinte dann, der Grund, warum er wünsche, daß die Sozialisten der Verbündeten und Rußlands nach Stockholm gingen, sei der, daß sie dort den Deutschen ins Gesicht sagen könnten, sie würden sie ganz fallen lassen, wenn sie ihrer Regierung nicht den Bürgerkrieg machten. Beim Abschied fragte ich ihn, ob die Regierung bei Fortsetzung des Krieges auf die Unterstützung des Sovjet zählen könne. Er bejahte: der Sovjet wolle wohl die Demokratisierung, aber nicht die Demoralisierung der Armee.

Einige Tage später erhielt ich von Lord Roberts folgendes auf diese Unterhaltung bezugnehmendes Telegramm: „Eure Exzellenz sprachen mit großem Mut und großer Zurückhaltung unter sehr schwierigen Verhältnissen. Ich möchte Ihnen meine volle Zustimmung aussprechen."

Von den drei sozialistischen Ministern machte auf mich nur Tseretelli, der Minister für Post und Telegraphen, einen guten Eindruck. Ein Georgier, aus fürstlicher Familie und Führer der Sozialdemokraten, hatte er während des Zarentums eine Strafe von mehreren Jahren Zwangsarbeit in Sibirien abgebüßt. Er war eine feine, sympathische Persönlichkeit. Die offensichtliche Ehrlichkeit seiner Absichten und sein gerades Wesen zogen mich an. Er war, wie so viele andere russische Sozialdemokraten, ein Idealist, doch beging er, weshalb ich ihm keinen Vorwurf machen will, den Fehler vieler anderer, die ernsten Probleme praktischer Politik vom rein theoretischen Standpunkte aus anzufassen. Seine beiden Kollegen waren keine Idealisten. Skobeleff, der Arbeitsminister, war auch ein Sozialdemokrat, der über die Rechte der Arbeiter in den Fabriken sehr radikale Ansichten hatte. Von nervösem, erregbarem Temperament, mit Geist nicht überlastet, war er eine ziemlich nichtssagende Erscheinung. Er schien mir nicht der Mann zu sein, der je sein Ziel erreichen würde. Chernoff, der Ackerbauminister, dagegen hat die Erscheinung eines Mannes von festem Charakter und beträchtlicher Geschicklichkeit. Er gehörte dem radikalen Flügel der sozialrevolutionären Partei an und war für die sofortige Verstaatlichung des Bodens und dessen Verteilung an die Bauern. Die Entscheidung der Konstituante sollte nicht erst abgewartet werden. Er wurde allgemein für gefährlich und unzuverlässig gehalten. Mir war er unsympathisch. Er war

einer der russischen Flüchtlinge, die in Halifax zurückgehalten worden waren, und verfehlte nicht, mich daran zu erinnern.

Ehe ich fortfahre, wird es gut sein, einige Worte über die Ansichten und Ziele der verschiedenen politischen Gruppen zu sagen. Der sogenante „Bourgeois" war hauptsächlich durch die Kadetten und in geringerem Maße durch gewisse Moskauer Industriellengruppen vertreten. Sie befürworteten eine energische Fortsetzung des Krieges und die Wiederherstellung der Disziplin in der Armee. Die Lösung der verschiedenen, durch die Revolution aufgeworfenen sozialen und konstitutionellen Fragen wollten sie der endgültigen Entscheidung der Konstituante überlassen. Sie wünschten jedoch, daß diese Versammlung erst nach den lokalen Wahlen zusammenträte, bis die neuorganisierten Semstwos und Stadträte den zur Organisierung und Kontrollierung der allgemeinen Wahlen notwendigen Apparat eingerichtet hätten. Von den sozialistischen Gruppen waren die Sozialrevolutionäre, deren Führer Kerensky war, Agrarier, im Gegensatz zu den Sozialdemokraten, die unter der Führung Tseretellis die Interessen des städtischen Proletariates vertraten. Die Lösung der Sozialrevolutionäre war stets: Land und Freiheit. Gegen Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts hatten sie zur Waffe des Terrors gegriffen, um ihre Ziele zu erreichen. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergius im Jahre 1905 wurden die terroristischen Methoden eingestellt. Politische Morde, wie der an Stolypin im Jahre 1911 waren von da an eher eine Ausnahme als die Regel. Die Sozialdemokraten waren nach der im Jahre 1903 in London abgehaltenen Konferenz, auf der die Leninisten ihre Gegner in der Frage der Parteiorganisation überstimmt hatten, in Menschewiken und Bolschewiken oder Minderheits- und Mehrheitssozialisten zerfallen. Gemäßigte und Extreme wäre eine angemessenere Bezeichnung gewesen. Die ersteren hatten wie die meisten Sozialrevolutionäre für ein gemeinsames Vorgehen mit den Linksliberalen zum Sturze des Zarentums gestimmt. Jetzt, da dieser Umsturz erreicht war, strebten sie nach der Errichtung einer demokratischen Republik. Die Bolschewiken dagegen wollten mit keiner noch so fortschrittlichen Bourgeois-Gruppe etwas zu tun haben. Für sie kam nur die Masse in Betracht. Sie wandten sich an die Arbeiter und Bauern um die Unterstützung, die sie befähigen sollte, ihr Programm durchzuführen: die Errichtung der Diktatur des Proletariates und die Umwandlung des ganzen sozialen Systems. Ihr Schlachtruf war von allem Anfang an gewesen: „Alle Macht dem Sovjet." Weder die Menschewiken noch die Sozialrevolutionäre waren geneigt, diesem Rufe zu folgen, aber diejenigen unter ihnen, die ein Amt einnahmen, fühlten sich trotzdem dem Sovjet gegenüber verantwortlich und erstatteten ihm über alle ihre amtlichen Handlungen Bericht. Tatsächlich vergaßen die Gemäßigten beider sozialistischen Gruppen, trotz der Differenzen, die sie von den Bolschewiken trennten, niemals, daß sie „Genossen" waren und blieben, sie standen daher mit ihnen in näherer Berührung als mit ihren liberalen Mitarbeitern. Obgleich sie mit diesen das Abkommen geschlossen hatten, die Entscheidung aller fundamentalen Fragen der Konstituante zu überlassen, wurden sie durch den Gang der Ereignisse dazu gebracht, mehrere Entscheidungen vorwegzunehmen. Sowohl die Menschewiken als auch die Sozial-

revolutionäre vertraten die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses ohne Annexionen und ohne Entschädigungen. Indessen gab es eine kleine von Plekhanoff geführte Gruppe von Menschewiken, die die arbeitende Klasse zur Besiegung Deutschlands aufrief, denn dies allein würde Rußlands neu gewonnene Freiheit garantieren. Die Bolschewiken dagegen waren durch und durch „Defaitisten". Der Krieg, hatte Lenin im Jahre 1916 auf der Kleinthal-Konferenz erklärt, müsse mit allen Mitteln und um jeden Preis beendet werden. Die Soldaten sollten durch Propaganda dafür gewonnen werden, ihre Waffen nicht gegen ihre Brüder in den Reihen der Feinde, sondern gegen die reaktionären Bourgeois-Regierungen ihres eigenen und der anderen Länder zu kehren. Für einen Bolschewiken galt weder Vaterland noch Patriotismus. Rußland war in Lenins Schachspiel nur ein Bauer. Sollte sich sein Traum einer Weltrevolution je verwirklichen, so müßte der zwischen Rußland und Deutschland wütende Krieg sich in einen Bürgerkrieg im eigenen Lande verwandeln — das war nun das Ziel und das Streben seiner Politik.

KAPITEL XXVII

1917

Von der Fürstin Paley wurde ich angeklagt, die Botschaft zu einem *foyer de propagande révolutionaire* gemacht zu haben. Da ist es wirklich hart, daß ich kurz nach meiner Unterredung mit den sozialistischen Ministern von den Bolschewiken beschuldigt wurde, die Botschaft sei das Zentrum der gegenrevolutionären Bewegung. Auch Tseretellis Name wurde mit dem meinigen zusammen genannt, was in Anbetracht seines Vorlebens doch etwas überraschend war. Man stellte uns als die Hauptförderer der gegenrevolutionären Bewegung hin. Diese Beschuldigung ist zweifellos auf den Umstand zurückzuführen, daß wir gemeinsam eine rührige Propaganda für den Krieg und gegen die deutschen Lügen entfalteten. Die Deutschen hatten mir seit einiger Zeit schmeichelhafte Aufmerksamkeit geschenkt. Im April veröffentlichten die „Hamburger Nachrichten" einen Artikel, dessen Autor zum Glück für meinen Ruf nie meinen Heldentaten auf dem Golfplatz beigewohnt hat, denn er schrieb meine Erfolge als Diplomat meiner Vorliebe für das edle Spiel zu. Der Artikel besagte: „Die Bedingungen dieses ermüdenden Spieles entwickeln wirklich die für eine staatsmännische oder diplomatische Arbeit nötigen Qualitäten. Schweigend, zähe, ergeben, geht der gute Golfspieler rund um das Feld, seine Augen auf den Ball geheftet und auf sein Mal zusteuernd. Sir George Buchanan ging jahrelang rund um die Golflinks Europas, bis er endlich in Petrograd ins *hole* spielen konnte."

Die Deutschen machten mir ein noch größeres Kompliment. Unsere Legation in Stockholm berichtete, ein deutscher Agent habe einen Russen, dessen Namen ich vergessen habe, überreden wollen, mich zu ermorden. Ich war jedoch etwas gedemütigt, als ich hörte, daß der auf mein Haupt gesetzte Preis nur dreihundert Rubel betrug. Zur selben Zeit veröffentlichte die Bolschewiken-Zeitung in Riga einen Artikel, der besagte, Rußland würde jetzt von dem allmächtigen und selbstherrlichen Zaren Buchanan I. regiert. Die Minister täten, was immer er ihnen anschaffe, Kerensky stelle auf seinen Befehl die Disziplin im Heere wieder her und bereite eine Offensive vor.

Hätten nur die Minister meine Ratschläge beachtet und wirksame Maßnahmen zur Wiederherstellung der Disziplin getroffen, anstatt sich bloß auf die Wirkung patriotischer Ansprachen zu verlassen — es wäre für sie und Rußland besser gewesen.

Am 24. Mai erhielt ich von Lord Robert Cecil, der damals das Auswärtige Amt leitete, ein Telegramm, in dem er mich benachrichtigte, das Kriegs-

kabinett sei von der Notwendigkeit durchdrungen, unter den russischen Arbeitern und Sozialisten eine günstigere Stimmung für den Krieg zu schaffen und die über unsere Kriegsziele umlaufenden falschen Ansichten richtig zu stellen. Es nehme an, ein Arbeiterführer könne dies mit mehr Aussicht auf Erfolg unternehmen als irgend jemand anderer, und habe daher beschlossen, Mr. Henderson in besonderer Mission herauszusenden. Nachdem Lord Robert Cecil mir seine warme Anerkennung für mein Wirken ausgedrückt hatte, fuhr er fort, er sei sicher, daß Henderson auf meine loyale Mitarbeit zählen dürfe, und schlage vor, ich solle einige Wochen nach Hendersons Ankunft nach London kommen, um der Regierung den Vorteil meines persönlichen Rates zuteil werden zu lassen.

Obgleich ich die Gründe, die das Kriegskabinett zu Hendersons Sendung veranlaßt hatten, wohl würdigte, verstand ich nicht, warum man meine Heimkehr derart ersehnte.

Ich schrieb darüber später an Lord Hardinge: „Wenn man fürchtet, Mr. Henderson würde, falls ich bliebe, nicht genügend Handlungsfreiheit haben und ich mit ihm nicht zusammenarbeiten, so kann ich nur sagen, daß dieser Mangel an Vertrauen mich sehr kränkt. Als Lord Milner im vergangenen Winter zur Konferenz herkam, war ich nur zu gerne bereit, mich in den Hintergrund zu stellen, und es war mir wirklich ein Vergnügen, unter ihm zu arbeiten. Ich hätte gerne wieder dasselbe getan und unter Henderson gedient, der ja Minister des Kabinetts ist. Seine Mission wird eine ungewöhnlich schwierige sein, und da ich die Russen besser kenne als die meisten anderen Leute, wäre ich imstande gewesen, ihm in vielen Dingen zu helfen."

Da indessen von meinem Bleiben keine Rede war, wollte ich meine Lage auf jeden Fall klären. Ich sandte daher auf Lord Roberts Telegramm folgende Erwiderung: „Bitte, versichern Sie Mr. Henderson, daß er auf meine volle Unterstützung und freudige Mitarbeit zählen kann. Was die Frage meines Urlaubs betrifft, erwarte ich Ihre Befehle. Ich möchte nur gerne annähernd den Ihnen genehmen Zeitpunkt für den Antritt meines Urlaubs wissen und ob ich diesen Urlaub als meine definitive Abberufung anzusehen habe."

Am 29. Mai erhielt ich folgende Antwort: „Es ist schwer, Ihnen auch nur annähernd den Zeitpunkt für den Urlaubsantritt bekanntzugeben, ehe wir gesehen haben, wie sich die Dinge nach Hendersons Ankunft gestalten. Jedenfalls ist es, denke ich, wünschenswert, daß Sie nicht abreisen, bevor nicht Henderson mit der russischen Regierung und den Führern der Sozialdemokraten enge Fühlung genommen hat. Von Ihrer Abberufung ist nicht die Rede. Ihre Dienste wurden und werden von Seiner Majestät Regierung auch heute noch hochgeschätzt. So weit wir es jetzt beurteilen können, werden wir Sie gewiß zu gegebener Zeit wieder in Petrograd sehen wollen."

Mehr als dieses mir vom Auswärtigen Amte gereichte Bonbon würdigte ich die vielen Beweise von Sympathie und Anhänglichkeit, die mir vom Botschaftspersonal gegeben wurden. Einige von ihnen telegraphierten ihren Freunden im Auswärtigen Amt und im Kriegsministerium und protestierten gegen die Idee meiner Abberufung, andere erklärten, sie würden, wenn ich ginge, auch den Abschied erbitten.

Henderson traf am 2. Juni ein. Er war begleitet von George Young, der jetzt in Wien erster Sekretär ist und sich in vielen Dingen als große Hilfe erwies. Bei meiner ersten Unterhaltung mit Henderson gab ich meinen Gefühlen und Wünschen in offenster Weise Ausdruck, doch gab er mir bei aller Freundlichkeit deutlich zu verstehen, daß ich zu gehen hätte. Über die Genesis seiner Mission erzählte er mir, er sei eines Tages gebeten worden, eine halbe Stunde später als seine Kollegen in das Kriegskabinett zu kommen. Dort benachrichtigte ihn dann der Premierminister, das Kabinett habe seine Entsendung nach Petrograd in besonderer Mission beschlossen und wünsche, daß er am nächsten Tage abreise. Man habe ihm weiter vorgeschlagen, er solle mir nach einigen Wochen zu verstehen geben, es wäre besser, wenn ich nach Hause auf Urlaub ginge. Er habe sich jedoch geweigert und dem Auswärtigen Amte gesagt, es habe mir das selbst mitzuteilen, und zwar sofort.

Henderson dinierte am nächsten Abend mit uns, um Prinz Lwoff und Tereschenko zu treffen. Unter unseren Gästen befanden sich auch Vandervelde, der sozialistische belgische Minister, und Albert Thomas, der französische Munitionsminister, der nach Paléologues Abgang die Leitung der Botschaft übernommen hatte. Während der zwei in Rußland verbrachten Monate hatte Thomas nicht nur versucht, den Ministern Festigkeit in den inneren Fragen einzuflößen, sondern hatte sich auch mit feuriger Beredsamkeit bemüht, die Kampflust des Volkes zu heben. In Petrograd, Moskau und an der Front hatte er in zahlreichen Versammlungen zu Soldaten und Arbeitern gesprochen, und es war nicht seine Schuld, wenn seine Saat auf unfruchtbaren Boden fiel. Wir freuten uns immer, ihn zu sehen, denn seine ganze Persönlichkeit strahlte Heiterkeit aus und ließ bei uns keine Depression aufkommen. Als wir nach dem Diner miteinander plauderten, fragte er mich: „Was würden Sie wohl gesagt haben, wenn man Ihnen vor fünf Jahren gesagt hätte, daß ich und zwei andere Sozialisten eines Tages als Gäste an Ihrem Tische sitzen würden?“ „Schon der Gedanke daran würde mich erschreckt haben,“ erwiderte ich, „doch jetzt — *la guerre change tout cela* — sind wir alle *comrades*.“ Als Thomas vierzehn Tage später am Vorabend seiner Rückkehr nach Frankreich mit uns dinierte, erzählte er mir, er habe, sobald er von meiner beabsichtigten Abberufung gehört habe, dem Premierminister telegraphiert, es bliebe, wenn ich nach seiner eigenen Abreise auch noch ginge, niemand, der die Lage begriffe. Er hoffe, daß alles wieder in Ordnung sei, da ihm Henderson in der letzten Unterredung gesagt habe: „Ich habe mich entschlossen, Buchanan zu belassen.“

Ich hörte später aus einer anderen Quelle, daß Henderson Prinz Lwoff gefragt habe, ob es besser wäre, wenn ich die Führung der Botschaft behielte oder wenn er mich ersetzte. Lwoff habe erwidert, ich hätte wohl dem Zarentum große Dienste geleistet, doch hätte ich mich, obwohl mich die nahen Beziehungen zum Hofe nach der Revolution zu einem Gegenstand des Argwohns gemacht hätten, loyal der neuen Lage angepaßt. Ich sei wohl von den Bolschewiken angegriffen worden, doch besäße ich das Vertrauen der Regierung und der Gemäßigten. Er habe hinzugefügt, er wolle seine Kollegen befragen. Ich erhielt darauf von allen, einschließlich der sozia-

listischen Minister, ein Vertrauensvotum. Ich freue mich, hier Gelegenheit zu haben, Henderson Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der gentlemanlike und geradsinnig gehandelt hat. Er erwog ganz unparteiisch alle pro und contra und schrieb schließlich dem Premierminister einen sehr netten Brief, in dem er mein Weiterverbleiben befürwortete. Mr. Lloyd George stimmte zu, und Henderson kehrte anfangs Juli nach Hause zurück. Während der sechs Wochen, die er in Petrograd gewesen, arbeiteten wir im allerbesten Einvernehmen. Wir hatten in vielen Fragen die gleichen Ansichten, besonders in der des beabsichtigten Besuchs Ramsay Mac Donalds in Petrograd. Dieser Besuch konnte kein Unheil anrichten, wir hofften vielmehr, das Vorgehen der russischen Extremisten würde für Mac Donald eine Lehre sein. Auf unsere Vorstellungen hin wurde ihm der Paß gewährt, doch reiste er wegen der Haltung der Seamen's Union niemals ab. Die folgende kleine Geschichte soll zeigen, welch guter Kerl Henderson war. Am Vorabend seiner Abreise plauderte er mit meiner Frau nach dem Diner. Er brach plötzlich in Lachen aus. Auf die Frage meiner Frau, was ihn so sehr amüsiere, sagte er: „Es ist so komisch! Eigentlich sollten ja Sie gehen, nicht ich!" Ich war ihm für seine Handlungsweise wirklich dankbar, denn mein Schicksal lag ganz in seiner Hand. Nachdem ich offiziell verständigt worden war, daß meine Abberufung nicht in Frage stünde, war die Entdeckung, daß er ermächtigt war, mich zu ersetzen, wenn er es für wünschenswert gehalten hätte, immerhin eine unangenehme Überraschung für mich. Wie sich später zeigte, war das Ergebnis seiner Mission für mich eine große Genugtuung.

Die innere Lage hatte sich inzwischen nur wenig verändert. Die Regierung war einem Versuch der Matrosen in Kronstadt, eine eigene unabhängige Republik zu errichten, mit Festigkeit entgegengetreten und hatte auch erfolgreich eine bewaffnete, von den Bolschewiken organisierte Demonstration verhindert. Am 27. Juni versicherte mir Prinz Lwoff, meine Befürchtungen, daß Rußland nicht fähig sein werde, den Krieg fortzusetzen, seien grundlos.

Telegramme Kerenskys von der Front meldeten einen brillanten Anfang der lange geplanten Offensive. Am Abend kam es zu mehreren patriotischen Demonstrationen vor der Botschaft. Eine davon wurde von Miljukoff geführt, der mir von seinem Auto aus eine Ansprache hielt, die ich vom Balkon erwiderte. „Rette mich vor meinen Freunden", mußte ich dabei denken, denn der Anblick Miljukoffs veranlaßte eine Gruppe Soldaten des Pawlowski-Regimentes zu einer Gegendemonstration. Einige sollen sogar gesagt haben: „Laßt uns in das Haus gehen und alle töten". Doch nichts geschah. Den Hoffnungen, die Kerenskys optimistische Telegramme geweckt hatten, war kein langes Leben beschieden. Er hatte alles getan, was ein Mann tun kann, der mit Reden, und nur mit Reden allein eine kriegsmüde Armee mit erschütterter Disziplin zu einer kraftvollen Offensive entflammen will. Der Hauptstoß war an der Südwestfront angesetzt. Kleinere Offensiven an anderen Fronten sollten folgen. Da die Russen die Überzahl von Bajonetten und Kanonen hatten, konnte die Offensive bei kraftvoller Führung erfolgreich sein. Anfänglich war sie auch von Erfolg begleitet. Am 8. Juli durchbrach die Armee General Korniloffs die österreichische Front und besetzte Halicz und Kalusz. Doch während

Kerensky an verschiedenen Stellen der Front Disziplin und Kampf bis zum Tode gepredigt hatte, war es bolschewistischen Agitatoren erlaubt gewesen, an anderen Stellen Propaganda für den Frieden und die Verbrüderung mit den Deutschen zu machen. Statt die Disziplinargewalt der Offiziere wiederherzustellen, sandte Kerensky Kommissäre, die helfen sollten, die Disziplin in den verschiedenen Truppenkörpern aufrechtzuerhalten. Einige Regimenter fochten tapfer und die Offiziere opferten ihr Leben für den oft ganz vergeblichen Versuch, die Mannschaft durch ihr Beispiel mitzureißen, doch man konnte kein Vertrauen in Truppen setzen, die sich angewöhnt hatten, erst zu beraten, ob die Befehle zum Angriff befolgt werden sollten oder nicht. Es konnte daher kaum überraschen, als am 19. Juli bei einem Angriff des Feindes eines der beteiligten Regimenter einen voreiligen Rückzug antrat und die Front durchbrochen wurde. Im Verlaufe von wenigen Tagen kam es zu einer allgemeinen wilden Flucht; es wurden nicht nur die während der Offensive besetzten Orte, sondern auch Stanislau und Tarnopol aufgegeben.

Ich muß hier noch einmal meine an das Auswärtige Amt gerichteten Briefe hervorholen, um die Krise und die inzwischen in Petrograd eingetretenen Ereignisse zu beleuchten:

„*23. Juli.*

Die Ereignisse der vergangenen Woche haben wieder einmal die Wahrheit des Satzes bewiesen, daß Rußland ein Land der Überraschungen ist. Montag früh morgens erhielt ich die telefonische Nachricht, daß die vier der Kadettenpartei angehörenden Mitglieder der Regierung während der Nacht zurückgetreten seien. Trotzdem sprach Tereschenko, den ich abends sah, vertrauensvoll über die innere Lage. Als ich ihn gegen sechs Uhr verließ, hatte er nicht die leiseste Ahnung von dem Sturme, der ausbrechen sollte.

Dessen erstes Anzeichen war das Wiederauftauchen von Motorloris und Automobilen, die mit bewaffneten Soldaten und Maschinengewehren besetzt waren. Wir sahen sie, als wir nach dem Diner zu den Inseln fahren wollten. Zur Mitte der Brücke gekommen, fanden wir die Straße blockiert. Wir kehrten um und machten eine kurze Fahrt über den Kai und durch die Stadt. Bei unserer Rückkehr zur Botschaft um $9^1/_4$ Uhr sahen wir Gruppen von Soldaten in aufgeregter Unterhaltung und kurz darauf eine lange Prozession die Brücke überschreiten. Sie bestand aus Arbeitern und drei Regimentern. Sie waren vollkommen bewaffnet und trugen Fahnen mit den üblichen Aufschriften; ‚Nieder mit den kapitalistischen Ministern!' ‚Nieder mit dem Krieg!' ‚Gebt uns Brot!' usw. Bald danach hörten wir hinter der Botschaft Schüsse und sahen Schutz suchende Leute den Kai entlanglaufen.

Da Kerensky abends an die Front reisen sollte, fuhren einige der Soldaten mit Automobilen auf den Warschauer Bahnhof in der Absicht, ihn zu verhaften. Sie erreichten jedoch die Station erst nach Abgang seines Zuges. Am Dienstag standen die Dinge sehr schlecht, denn mehrere tausend Matrosen waren aus Kronstadt eingetroffen.

Die Lage der Regierung war nachmittags eine sehr kritische. Wenn nicht die Kosaken und einige treue Regimenter rechtzeitig zu ihrer Rettung er-

schienen wären, hätte sie kapitulieren müssen. Während wir dinierten, griffen die Kosaken die Kronstädter Matrosen an, die sich in der an der Botschaft vorbeiführenden Straße versammelt hatten, und schlugen sie in wilde Flucht.

Gegen 1 Uhr hatten sich sowohl die Festung als auch die Villa, in der Lenin sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, ergeben. Obgleich noch Freitag nachts von einigen Flußbarken viel mit Maschinengewehren gefeuert wurde, haben wir seither eine verhältnismäßig ruhige Zeit."

KAPITEL XXVIII

1917

Die Situation an der Front gestaltete sich infolge der Verluste an schwerer Artillerie, Kanonen und Vorräten verzweifelt und die ökonomische und finanzielle Lage war fast ebenso ernst. Doch so düster die Aussichten auch waren, neigte ich doch dazu, die Dinge etwas hoffnungsvoller anzusehen. Die Regierung hatte die Erhebung der Bolschewiken unterdrückt und schien entschlossen zu handeln. So lange die Anarchie herrschte, war eine anhaltende Besserung der Lage ausgeschlossen, doch ich hoffte, die Wiederherstellung der Ordnung würde günstig auf das ganze nationale Leben einwirken. Kerensky war am 19. Juli abends von der Front zurückgekehrt. Er hatte sofort als Bedingung für sein Bleiben verlangt, daß die Regierung volles Verfügungsrecht über die Armee bei Ausschluß jeglicher Einmischung der Soldatenräte erlangen, daß der Agitation der Bolschewiken ein Ende bereitet und Lenin samt Anhang verhaftet werden müsse. Die Veröffentlichung von Dokumenten, die bewiesen, daß die Führer der Bolschewiken von Deutschland bezahlt wurden, hatte im Volke große Entrüstung erregt. Es war für die Regierung der psychologische Moment gekommen, dem inneren Feinde den letzten vernichtenden Schlag zu versetzen. Doch der Sovjet erhob Einspruch. Er wünschte nicht, die Bolschewiken in Anklagezustand versetzt zu sehen, aus Furcht, daß einige seiner eigenen Mitglieder kompromittiert werden könnten, und weigerte sich, die Regierung mit der von Kerensky verlangten Macht auszustatten, ehe sie nicht auf durch und durch demokratischer Plattform fußen würde. Er bestand auf der sofortigen Ausrufung der Republik und der Annahme von Chernoffs Plan zur Erledigung der Bodenfrage. Die Entscheidung der Konstituante sollte nicht abgewartet werden. Diese Bedingungen riefen eine stürmische Debatte im Kabinett hervor. Die sozialistischen Mitglieder standen auf der Seite des Sovjets. Prinz Lwoff drohte mit seiner Demission. Er erklärte, die Regierung überschritte, wenn sie diese Bedingungen annähme, ihre Machtbefugnisse und reiße die der Konstituante an sich. Tereschenko versuchte vergebens, zu vermitteln und irgendein Kompromiß zu finden, das die widerstreitenden Ansichten hätte in Einklang bringen können. Während die Diskussion im Gange war, wurde Kerensky fortgerufen, um eine angesagte Rede an ein Husarenregiment zu halten. Bei seiner Rückkehr wurde ihm ein Telegramm eingehändigt, das die ersten Nachrichten über den Durchbruch der Deutschen durch die russische Front brachte. Als Kerensky das Telegramm seinen Kollegen vorlas, drückte Prinz Lwoff den Wunsch

aus, zugunsten Kerenskys, der ein jüngerer und tatkräftiger Mann sei und den Demokraten näher stehe, zu demissionieren. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Kerensky gleichzeitig mit allen von ihm verlangten Machtbefugnissen ausgestattet.

Da er Kriegsminister werden sollte, wurde Nekrasoff zum Vizepräsidenten des Kabinettes ernannt. Er sollte Kerensky während dessen Aufenthaltes an der Front vertreten. Nekrasoff, der dem linken Flügel der Kadettenpartei angehörte, war ein energischer, fähiger Mann. Man sagte ihm nach, er wolle Premierminister werden. Er genoß jedoch kein Vertrauen, da er ein zu großer Opportunist war. Er hatte die Partei um seiner eigenen Interessen willen mehr als einmal gewechselt.

Als ich Tereschenko einige Tage später besuchte, versicherte er mir, die Regierung sei jetzt vollkommen Herrin der Situation und würde unabhängig vom Sovjet handeln. Er führte mich zum Fenster, zeigte mir die entwaffnete Mannschaft einer Maschinengewehrabteilung, die auf dem Platze vor dem Winterpalast aufgestellt war, und sagte mir, diese Mannschaft würde gerade einwaggoniert, um an die Murman-Eisenbahn geschickt zu werden und dort zu arbeiten. Tereschenko erzählte mir auch, das Komitee des allrussischen Arbeiter- und des allrussischen Soldatenrates habe der Regierung volle Macht sowohl über die Armee als auch über die Anarchisten im Hinterlande eingeräumt. Kerensky habe bereits auf Korniloffs Verlangen die Armeekommandanten ermächtigt, alle ungehorsamen Soldaten standrechtlich erschießen zu lassen. Doch obgleich Kerensky jetzt alle Machtbefugnisse besaß, also die Situation beherrschen konnte, versagte er vollkommen. Er unternahm keinen Versuch, Lenin zu finden und zu verhaften, er widerrief den Haftbefehl gegen Trotzky und andere Führer der Bolschewiken, weil sie Mitglieder des Exekutivkomitees des Sovjet waren, und begnügte sich damit, den Arbeitern in Proklamationen die Ablieferung der Waffen anzubefehlen, anstatt sie durch die Militärbehörden entwaffnen zu lassen. Ich zweifle, ob einer der Anstifter oder Teilnehmer des Bolschewikiaufruhrs je wirklich bestraft wurde. Ich war über die Haltung der Regierung alles eher als befriedigt. Ich bemühte mich daher, Tereschenko von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß an der Front und im Hinterlande dieselben disziplinären Maßregeln zu ergreifen wären, und das fehlerhafte Transportsystem, die Wurzel aller ökonomischen Sorgen, reorganisiert werden müßte. Ferner schlug ich vor, die Truppen an der Front auf das zur Festhaltung der Deutschen notwendige Minimum zu reduzieren, die übrigen aber zurückzubringen und im Hinterlande nach einem System allgemeiner nationaler Dienstpflicht arbeiten zu lassen.

Inzwischen bemühte sich Kerensky, seine Regierung zu rekonstruieren, um ihr einen mehr nationalen Charakter zu geben. Die Kadetten, mit denen er verhandelte, forderten den Rücktritt Chernoffs, die wirksame Fortführung des Krieges und die Unabhängigkeit der Regierung vom Sovjet. Wie ich Tereschenko sagte, sympathisierte ich wärmstens mit allen diesen Forderungen. Die erste Bedingung zeigte sich als unannehmbar; Kerensky fürchtete, ein erzwungener Rücktritt Chernoffs würde ihn die Unterstützung der Sozialrevolutionäre kosten.

Ich will noch einmal meine Korrespondenz mit dem Auswärtigen Amte und mein nach der Revolution begonnenes Tagebuch zitieren.

„*2. August.*

Tereschenko sagte mir heute früh, Kerensky und er hätten ihre Demission angeboten, über Bitte ihrer Kollegen aber wieder zurückgezogen. Chernoff hätte auch demissioniert und sei bei seinem Übertritte zum Sovjet mit Ovationen empfangen worden. Wenn die Regierung jetzt nicht die strengsten Maßnahmen ergriffe, müßte sie Männern der Gegenrevolution Platz machen. Sein Vaterland gehe ihm über alles. Die Lage vertrage kein Zögern mehr. Er habe Kerensky gesagt, er würde zurücktreten, wenn dieser jetzt nicht kraftvoll handelte. Seiner Meinung nach sei es notwendig, das ganze Land zu militarisieren, alle Unordnung zu unterdrücken und Korniloff in die Regierung aufzunehmen. Kerensky teile seine Ansicht, doch seien ihm die Hände gebunden, da die sozialistischen Minister nicht die Verantwortung für die zur Rettung des Staates notwendigen Maßnahmen übernehmen wollten. Tseretelli ziehe vor, zurückzutreten und sich als unabhängiges Mitglied des Sovjet zu betätigen, während die Kadetten einen vollen Triumph ihrer Partei wünschten und die Regierung übernehmen möchten.

Die Lage ist so dunkel, daß ich persönlich keinen Ausweg sehe. Tereschenkos politische Ideen können nur von einer Regierung durchgeführt werden, in der die Sozialisten stark vertreten sind. Sie würde sonst beschuldigt werden, einer Gegenrevolution den Weg ebnen zu wollen. Eine neue Bolschewikenerhebung und Anarchie würden die Folge sein. Die Kadetten haben die Armee nicht hinter sich. Es wäre daher von ihnen voreilig, die Regierung zu übernehmen."

„*2. August.*

Ich habe Grund zu glauben, daß die nichtsozialistischen Mitglieder der Regierung es lieber sähen, wenn die Stockholmer Konferenz nicht stattfände. Sie fürchten, die Debatten über den Frieden könnten einen schlechten Einfluß auf die Armee ausüben. Sie wollen gegen die Teilnahme der russischen Sozialisten nichts einwenden, werden sich aber durch die Beschlüsse der Konferenz nicht gebunden erachten. Sie wünschten sehr, daß die Konferenz auch von Sozialisten aus den Ländern der Verbündeten besucht werde und Rußland nicht im tête-à-tête mit Deutschland bleibe.

Meiner persönlichen Meinung nach wäre es ein Fehler, den Deutschen in Stockholm das Feld zu überlassen, besonders da eine solche Haltung hier zu Mißdeutungen Anlaß gäbe. Da wir uns durch die Beschlüsse der Konferenz nicht binden lassen wollen, weiß ich nicht, wieso die Anwesenheit von britischen Sozialisten unseren Interessen schaden könnte."

„*4. August.*

Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß für uns die Zeit gekommen ist, Rußland auf seine Bitte um Unterstüttung offen zu erwidern, wir würden weiterhin den Druck auf seine Front durch Offensivstöße möglichst erleichtern. Wir erwarteten jedoch, daß es mit aller Energie an die Reorganisation seiner Armee und die Wiederherstellung der Disziplin an der Front und im Hinterlande schritte. Es wäre gut, wenn die Botschafter der

Verbündeten beauftragt würden, mit dem Ministerpräsidenten in diesem Sinne zu sprechen, sobald die neue Regierung gebildet ist."

Die Folge meines obigen Telegrammes war, daß die in London versammelten Vertreter der Regierungen der Alliierten durch ihre Botschafter in Petrograd eine Message sandten, die wohl als Protest gedacht war, aber nur wie ein frommer Wunsch nach Wiederherstellung der Disziplin in der Armee klang.

Ich wurde indessen ermächtigt, mit Kerensky, wenn ich es für ratsam hielte, privatim im Namen Seiner Majestät Regierung im Sinne meiner Anregung zu sprechen.

„*6. August.*

Kerensky hat aus sechs Sozialisten und acht Nichtsozialisten eine Regierung gebildet. Fünf gehören der Kadettenpartei an. Aksentieff, der Präsident des Bauernrates, wurde Minister des Innern, und Sawinkoff, der frühere Terrorist, stellvertretender Kriegsminister. Korniloff wurde zum Oberbefehlshaber ernannt."

„*11. August.*

Ich traf Kerensky heute bei einem Frühstück bei Tereschenko. Ich sagte ihm im Verlaufe unserer Unterhaltung, ich sei sehr deprimiert, da jeder die Lage nur von seinem Parteistandpunkte zu betrachten scheine und politische Erwägungen den militärischen Erfordernissen vorangingen. Ich kam dann auf das an uns gerichtete Verlangen Korniloffs nach weiteren Kanonen zu sprechen und bemerkte, wir hätten den anfänglichen Erfolg der Julioffensive sich wegen schlechter Disziplin in wilde Flicht verwandeln sehen. Unsere militärischen Behörden würden daher ohne die Versicherung, daß Korniloff uneingeschränkte Machtbefugnisse zur Wiederherstellung der Disziplin erhielt, kaum dafür zu haben sein. Es würde, fügte ich hinzu, meine Regierung beruhigen, könnte ich sie benachrichtigen, daß Petrograd in die Kriegszone einbezogen und unter Kriegsgesetze gestellt worden sei. Kerensky erklärte etwas gereizt, die Regierung sei entschlossen, die Ordnung aufrechtzuerhalten, wenn wir aber um Kanonen feilschten und nicht helfen wollten, sollten wir es lieber gleich sagen. Ich sagte ihm, daß er mich mißverstanden habe. Wir wollten Rußland jederzeit helfen, doch hätte es keinen Sinn, Kanonen an die Front zu schicken, damit sie von den Deutschen weggenommen würden. Wir brauchten jede Kanone dringend an unserer eigenen Front und durch ihre Verwendung dort leisteten wir Rußland einen wirksamen Beistand."

Eine Woche später erhielt ich eine Antwort auf das obige Telegramm, in der ich angewiesen wurde, Kerensky zu versichern, daß Seiner Majestät Regierung Rußland ernstlich helfen wolle. Obgleich die britische Armee in der schwersten Offensive stehe, die sie je unternommen habe, seien Befehle erlassen worden, die Sendung von schweren Geschützen nach Rußland wieder aufzunehmen.

„*13. August.*

Die Veröffentlichung der Korrespondenz zwischen dem Premierminister und Mr. Henderson über des letzteren Stellung zur Stockholmer Konferenz hat der russischen Regierung viele Verlegenheiten bereitet und sie

den Angriffen des Sovjet ausgesetzt. Tereschenko teilte mir mit, er habe den russischen Chargé d'affaires beauftragt, Seiner Majestät Regierung zu benachrichtigen, daß die russische Regierung die Stockholmer Konferenz als eine reine Parteikonferenz betrachte, deren Beschlüsse sie in keiner Weise binden würden. Jedoch sei Nabokoffs an Mr. Balfour gerichtete Mantelnote, auf die der Premierminister Gewicht gelegt hätte, ohne seinen Auftrag geschrieben worden. Er hätte nie beabsichtigt, ihm zu sagen, daß die russische Regierung gegen diese Konferenz sei. (Herr Nabokoff hatte in seiner an Balfour gerichteten Note Worte gebraucht, die in diesem Sinne ausgelegt worden waren.)

Obgleich Tereschenko und Kerensky mir gestanden haben, es wäre ihnen lieber, wenn die Konferenz nicht stattfände, haben sie nie an die öffentliche Bekanntgabe ihres Widerstandes gedacht.

Kerensky bat mich heute morgen, Seiner Majestät Regierung dringend zu ersuchen, unseren Sozialisten die Pässe nicht zu verweigern."

„*15. August.*

Ich habe Sie telegraphisch über die verschiedenen Stadien der letzten Ministerkrise und die schließliche Neubildung der Regierung auf dem laufenden erhalten. Sie bedeutet eine Verbesserung des alten Kabinetts. Einige der neuen Minister sind fähige Männer. Plekhanoff, der vorzüglich gearbeitet hat, sollte in die Regierung eintreten. Der Sovjet wollte es jedoch nicht zulassen, denn man hat ihm seinen Ausspruch, er sei zuerst Patriot und dann Sozialist, niemals vergessen.

Wir sind in diesem Lande auf einen merkwürdigen Weg geraten. Man begrüßt sogar die Ernennung eines Terroristen, eines der Hauptorganisatoren der Morde am Großfürsten Sergius und an Plehwe, weil man hofft, seine Energie und Charakterstärke würden die Armee noch retten können. Sawinkoff ist ein glühender Vertreter der strengsten Maßnahmen für die Wiederherstellung der Disziplin und die Unterdrückung der Anarchie. Man sagt, er habe Kerensky gebeten, den Sovjet im Taurischen Palaste mit einigen Regimentern verhaften zu dürfen. Natürlich wurde ihm diese Erlaubnis nicht erteilt. Dagegen ist er leider gegen die Betrauung der Offiziere mit ihrer früheren Disziplinargewalt. Er zieht es vor, diese Gewalt den Regierungskommissären an der Front zu geben, um einer möglichen Gegenrevolution vorzubeugen.

Obgleich die Nachrichten von der Armee besser klingen und in Petrograd alles ruhig ist, kann ich die Lage nicht befriedigend finden. Die Regierung hat sich nach den Unruhen im vergangenen Monat die einzigartige Gelegenheit entschlüpfen lassen, die Bolschewiken ein für allemal niederzuwerfen. Als ich das Tereschenko vorwarf, erwiderte er, Kerensky sei bei Ausbruch dieser Unruhen unglücklicherweise an der Front gewesen. Bei seiner Rückkehr habe er bemerkt, es wäre besser gewesen, wenn Prinz Lwoff die Sendung von Truppen und Kanonen zum Schutze des Sovjet um einige Stunden verzögert hätte. Der Sovjet war nämlich Montag abends in Gefahr gewesen, von den aufrührerischen Truppen verhaftet und ermordet zu werden.

Die Regierung als Ganzes flößt nicht viel Vertrauen ein. Gutschkoff hat die schwärzesten Anschauungen über die Lage. Er erklärt, die Armee würde bald von Hungersnot bedroht sein, und, wenn wir den Krieg über den Winter fortsetzten, sich einfach auflösen und wegschmelzen. Er sagte mir neulich, die gegenwärtige Regierung sei hoffnungslos und könnte niemals das Land retten. Er möchte natürlich die Sozialisten los werden und sie durch Männer von den Rechtsparteien ersetzen. Ich erwiderte, keine Regierung würde etwas erreichen können, die nicht auf die Unterstützung der Petrograder Garnison zählen dürfte. Diese scheine aber gegenwärtig eher geneigt, den Befehlen des Sovjet zu gehorchen als denen der Regierung.

Neulich hatte ich eine lange Unterredung mit Prinz Krapotkin. Er denkt über die Situation ähnlich wie ich, ist aber bezüglich der Zukunft noch pessimistischer. Ich hoffe noch immer, Rußland werde durchhalten, obwohl die Hindernisse — seien sie nun militärischer, industrieller oder finanzieller Art — erschreckende sind. Woher Rußland das Geld für die Fortsetzung des Krieges und die Bezahlung der Zinsen der Staatsschulden nehmen soll, weiß ich nicht. Die Amerikaner und wir werden wohl bald gezwungen sein, Rußland in sehr großem Ausmaße zu finanzieren, wenn wir wünschen, daß es den Winter über durchhalte. Rußland kann jedoch nicht erwarten, daß wir es tun, ehe es durch Wiederherstellung strengster Disziplin in der Armee und Unterdrückung der Anarchie im Hinterlande einen Beweis seines guten Willens gegeben hat, im eigenen Hause Ordnung zu schaffen. General Korniloff ist der einzige Mann, der dazu stark genug ist. Er hat der Regierung deutlich zu verstehen gegeben, daß er sein Kommando niederlegen würde, wenn sie sich seinem Verlangen nicht fügte und ihm die Machtbefugnisse nicht einräumte, die er für notwendig erachtet. Wenn er Erfolg hat und die Armee in die Hand bekommt, so besteht die Gefahr, daß er dem Sovjet ein Gegenstand des Argwohns wird, dessen Politik der Untergrabung der Disziplin ursprünglich von der Furcht diktiert war, die Armee könnte zum herrschenden Faktor des Staates werden."

„*24. August.*

Ich kehrte gestern abends von einem achttägigen Ferienaufenthalte in Finnland zurück und sah heute morgen Tereschenko. Ich sagte ihm, ich sei sehr enttäuscht, die Lage, wenn überhaupt, so zum schlechteren verändert zu finden. Kaum eine der beabsichtigten disziplinären Maßregeln sei ergriffen worden. Die Regierung scheine mir schwächer denn je. Dann fragte ich ihn, ob Kerensky mit dem Oberkommandierenden in der Frage der Anwendung der Todesstrafe im Hinterlande übereinstimme. Er erwiderte, es sei erst in den letzten Wochen möglich gewesen, darüber zu diskutieren, die Regierung müßte sehr vorsichtig vorgehen. Kerensky habe im Ministerrate ihre Anwendung bei gewissen gegen den Staat gerichteten Verbrechen und zwar sowohl gegen Militär- als auch gegen Zivilpersonen befürwortet, die Kadetten hätten sich jedoch gegen die Anwendung bei Zivilpersonen gesträubt, weil sie fürchteten, es könnten

davon der Förderung einer Gegenrevolution verdächtigte Personen betroffen werden. Ich erwiderte, welche Gründe zur Vorsicht die Regierung früher auch immer gehabt haben möge, jetzt habe sie keine Zeit mehr zu verlieren. Abgesehen von den militärischen Aussichten sei die wirtschaftliche Lage so schlecht, daß es im Winter, wenn man nicht sofort zu drastischen Maßregeln greife, zu den größten Unruhen kommen werde. Ich hätte einst dem Zaren gesagt, daß auf Hunger und Kälte die Revolution folgen werde. Wenn die Regierung jetzt nicht schnell handle, so würden dieselben Ursachen eine Gegenrevolution herbeiführen. Tereschenko gab zu, daß die Regierung nicht so stark sei, wie es zu wünschen wäre. Auf der morgen beginnenden Moskauer Konferenz würde jedoch General Korniloff sein Programm entwickeln und die Maßregeln darlegen, die er für notwendig erachte. Die Konferenz werde die erste große Volksversammlung seit der Revolution sein. Alle Minister sowie auch die Vertreter des Sovjet und anderer Körperschaften würden ihr beiwohnen."

„*29. August.*

Obgleich keine Partei, die Extremen ausgenommen, der Regierung Verlegenheiten bereiten will, hat die Konferenz, weit davon entfernt, nationale Einigkeit zu schaffen, die bestehenden Differenzen zwischen den verschiedenen Parteien eher verschärft. Wahrscheinlich werden wir schon in wenigen Wochen einer neuen Krise gegenüberstehen."

„*30. August.*

Tereschenko, mit dem ich nach seiner Rückkehr aus Moskau eine Unterredung hatte, meint, die Konferenz habe den Arm der Regierung gestärkt. Der Oberkommandierende habe jetzt volle Gewalt über die Feldarmee, habe jedoch nicht die sofortige Einführung der Todesstrafe im Hinterlande verlangt. In Kazan sei das Kriegsrecht proklamiert worden, aber es wäre riskant, dies auch in Petrograd zu tun. Es würden andere Maßnahmen ergriffen werden, um der hiesigen Lage, die, wie er zugibt, unbefriedigend ist, gerecht zu werden."

„*31. August.*

Ich sah Kerensky heute früh. Auf meine Frage äußerte er sich befriedigt über das Ergebnis der Konferenz. Ich sagte ihm, ich sei wohl einer der wenigen, die die Hoffnung noch nicht aufgegeben hätten, daß Rußland sich wieder aufraffen werde, doch könnte ich meiner Regierung keine günstigen Berichte senden, wenn er mir nicht befriedigende Versicherungen bezüglich der Aufrechterhaltung der Ordnung im Hinterlande sowie hinsichtlich der Ernährungs- und Transportfragen geben könnte. Korniloff habe in Moskau von der Gefahr eines Zusammenbruchs der Eisenbahnen und einer der Armee drohenden Hungersnot gesprochen, die zu einem allgemeinen Zusammenbruch führen müßte. Auf den hätte ich meine Regierung vorzubereiten. Kerensky konnte den Ernst der Lage nicht ableugnen. Er sagte, er könne nicht prophezeien oder absolute Garantien für die Zukunft geben. In Moskau hätten die Vertreter

des Sovjet und der industriellen Organisationen der Regierung ihre Unterstützung versprochen. Tseretelli habe erklärt, der Krieg müsse weitergeführt werden, bis der Feind vom russischen Boden vertrieben sei; ein Separatfriede würde die Niederlage der Revolution bedeuten. Er könne diese Erklärung nur wiederholen und mir versichern, daß Rußland nur dann aufhören würde, zu kämpfen, wenn es materiell dazu gezwungen wäre. Er fügte hinzu, die Todesstrafe würde im Hinterlande in allen Fällen von Hochverrat vollzogen werden. Ich sagte ihm, am meisten beunruhige mich die Tatsache, daß die sozialistischen Mitglieder der Regierung sich fürchteten, die Armee zu einer gutausgebildeten Kampfkraft zu machen, auf daß sie nicht eines Tages für eine Gegenrevolution benützt werde. Das sei ein schwerer Fehler. Wenn es je zu einer Gegenrevolution käme, würde sie wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Regierung die zur Rettung des Landes nötigen Maßnahmen versäumt habe. Wenn die Regierung ihre Pflicht tue, habe sie nichts zu fürchten. Kerensky meinte, ich hätte unrecht. Die Gefahr der Gegenrevolution bestehe schon und er könne niemals seine Hand dazu bieten, eine Waffe zu schmieden, die in Hände übergehen könnte, die sie gegen die Revolution gebrauchen würden. Er bat mich dann, der provisorischen Regierung meine wirksame Unterstützung zuteil werden zu lassen und allem Geschwätz über Reaktion entgegenzutreten. Ich erwiderte, ich hätte in zwei vor kurzem gewährten Interviews alle Parteien und Klassen beschworen, ihre Streitigkeiten beizulegen und sich zur Verteidigung des Landes um die Regierung zu scharen. Ich könne ihm jedoch nicht verhehlen, wie schmerzlich es mir sei, zu sehen, was in Petrograd vorgehe. Während britische Soldaten ihr Blut für Rußland vergössen, lungerten russische Soldaten in den Straßen umher, fischten im Flusse und führen mit der Tram spazieren. Auch gäbe es überall deutsche Agenten. Er konnte das nicht bestreiten, sagte aber, es würden unverzüglich Maßnahmen ergriffen werden, um diese Übelstände zu beseitigen."

„*3. September.*

Die von Kerensky gehegten Befürchtungen wegen einer Gegenrevolution sind in gewissem Maße berechtigt. Man hat mir seither erzählt, daß einige Personen, die die Unterstützung hervorragender Finanzmänner und Industrieller sowie gewisser Regimenter genießen sollen, die Verhaftung der Regierung und Auflösung des Sovjet beabsichtigten. Wenn auch der Fall von Riga und die ernste Lage bei Dwinsk die Unzufriedenheit gesteigert hat, so hat ein solcher Versuch doch keine Aussicht auf Erfolg."

„*3. September.*

Seit meinem letzten Schreiben hat sich das öffentliche Interesse den Ergebnissen der Moskauer Konferenz und ihrem Einflusse auf die politische Lage zugewendet. Soweit ich es beurteilen kann, sind die einzigen konkreten Ergebnisse folgende: Die Nation hat aus der offenen Sprache der Minister die Wahrheit über die verzweifelte Lage des Landes er-

fahren und die Regierung hat die Ansichten der verschiedenen Parteien und industriellen Organisationen kennengelernt. Weit davon entfernt, zur nationalen Einigung beigetragen zu haben, hat die Konferenz die Parteistreitigkeiten nur noch verschärft. Wenn auch alle Reden, mit Ausnahme der der Bolschewiken, mit Patriotismus überladen waren, wurde doch kein Versuch gemacht, den Abgrund, der die Rechte und die Linke trennt, zu überbrücken. Kerensky erging sich in allgemeinen Redensarten. Er sagte seinen Zuhörern, weder was er in der Vergangeheit getan habe, noch was er in Zukunft zu tun gedenke. Weder er noch irgendeiner der Parteiführer mit Ausnahme Cheidzes, des Präsidenten des Sovjet, hat konkrete Vorschläge gemacht. Sie drückten ihre Bereitwilligkeit aus, die Regierung — allerdings unter gewissen Bedingungen und Reserven — zu unterstützen und zeigten nicht die leiseste Neigung, Differenzen beizulegen oder Klasseninteressen zu opfern. Merkwürdig ist, daß jeder glaubt, auf der Konferenz einen Erfolg errungen zu haben, niemand aber weiß, was die Konferenz eigentlich zuwege gebracht hat. Im allgemeinen hat sich die Stellung der Regierung als Gesamtheit immerhin verstärkt; sie besäße jetzt, obwohl keine Beschlüsse gefaßt worden sind, wirklich die Macht, der Lage Herr zu werden, wenn sie nur davon Gebrauch machen wollte. Kerensky dagegen hat persönlich an Boden verloren. Die Art, wie er der Konferenz präsidierte, und der selbstherrliche Ton seiner Reden haben einen sichtlich schlechten Eindruck gemacht. Nach allen Erzählungen war er sehr nervös, ob aus Überanstrengung oder wegen der zwischen ihm und Korniloff zweifellos bestehenden Nebenbuhlerschaft, ist schwer zu sagen. Korniloff ist ein viel tatkräftigerer Mann als Kerensky. Wenn es ihm gelänge, Einfluß auf die Armee zu gewinnen und diese zu einer starken Kampfkraft zu machen, wäre er der Herr der Situation. Ich höre von mehreren Seiten, daß Kerensky sein Möglichstes getan hat, Korniloff am Sprechen zu hindern. Obgleich die Umstände Kerensky gezwungen haben, allen Forderungen des Generals nachzugeben, hält er ihn augenscheinlich für einen gefährlichen Rivalen. Rodzianko und seine Freunde von der Rechten erklärten Korniloff zu ihrem Vorkämpfer und kompromittierten ihn dadurch. Die Sozialisten nahmen daher eine feindliche Haltung gegen ihn ein und akklamierten Kerensky. Korniloffs Benehmen war übrigens wenig danach angetan, den Verdacht Kerenskys einzulullen. Er hielt, umgeben von seiner Turkmenengarde, einen theatralischen Einzug in Moskau. Ehe er zur Konferenz ging, besuchte er den Altar, an dem der Zar zu beten pflegte, wann immer er nach Moskau kam. Kerensky, dem seine Stellung in letzter Zeit einigermaßen zu Kopf gestiegen ist und der den Spottnamen „der kleine Napoleon" führt, bemühte sich, dieser neuen Rolle durch Nachäffung mehrerer Lieblingsstellungen Napoleons gerecht zu werden. Auch ließ er seine beiden Flügeladjutanten während der ganzen Verhandlungen hinter sich stehen. Ich glaube, daß zwischen Kerensky und Korniloff keine große Liebe herrscht. Doch für den Augenblick kann der eine ohne den anderen nichts machen. In diesem Umstand liegt für uns die größte Sicherheit. Kerensky kann nicht hoffen, die militärische Lage ohne Korni-

loff wieder einzurenken, denn Korniloff ist der einzige Mann, der die Armee wieder in die Hand bekommen kann. Korniloff dagegen kann Kerensky nicht entbehren, der trotz seiner verblassenden Popularität der bestgeeignete Mann ist, an die Massen zu appellieren und die Annahme der drastischen Maßregeln durchzusetzen, die im Hinterlande ergriffen werden müssen, wenn die Armee einen vierten Winter durchhalten soll. Rodzianko und andere haben viel zu viel über eine Gegenrevolution gesprochen. Sie sagten mir, nur ein militärischer Staatsstreich könne noch Rußland retten. Auch die Kadetten, obwohl sie in ihren Reden vorsichtiger sind, wollen die Regierung stürzen. Ihre Taktik hat auch sie gegenrevolutionärer Bestrebungen verdächtig gemacht. General Barter sandte mir nach seiner Rückkehr aus Moskau ins Hauptquartier ein Telegramm, in dem er von einer Art Staatsstreich sprach, der jeden Augenblick versucht werden könnte. Ich antwortete ihm, daß jeder solche Versuch jetzt verhängnisvoll wäre und unvermeidlich zu Bürgerkrieg und nicht wieder gutzumachendem Unglück führen würde. Ich halte Kerensky nicht für einen idealen Premierminister. Trotz seiner früher geleisteten Dienste hat er seine Rolle fast ausgespielt. Ich wüßte jedoch nicht, wer ihn ersetzen könnte, noch glaube ich, daß eine nur aus Oktobristen und Kadetten bestehende Regierung sich besser bewähren würde als die gegenwärtige, wenn auch gewisse Veränderungen in ihrer Zusammensetzung notwendig wären und vor allem Chernoff gehen müßte.

Die lange Unterredung, die ich vor einigen Tagen mit Kerensky hatte, bedrückt mich sehr. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß es infolge des Versagens der Eisenbahnen und der Knappheit an Vorräten zu einem völligen Zusammenbruch kommen könne, zögert aber, die Wiederherstellung der Disziplin und der Leistungsfähigkeit der Armee kraftvoll zu betreiben, weil er fürchtet, sie könnte eines Tages zur Gegenrevolution verwendet werden. Er sprach mit mir mehr als einmal über die Notwendigkeit, daß wir alle unser Möglichstes tun müßten, den Krieg abzukürzen. Er fürchtet anscheinend, Rußland könne nicht unbegrenzt lange durchhalten. Ich sagte ihm, das sei ja der Grund, weshalb die Verbündeten an ihren verschiedenen Fronten die Offensive unternähmen. Wenn er den Krieg abzukürzen wünsche, müsse er uns helfen. Er könne es durch die Wiederherstellung der Kampffähigkeit der russischen Truppen, die Wiederaufrichtung der Ordnung im Innern und die Anwendung der an der Front üblichen disziplinären Maßnahmen auf die Truppen im Hinterlande. Er gab mir in allen Punkten positive Zusicherungen. Ob er sie aber verwirklichen wird, wage ich nicht vorauszusagen.

KAPITEL XXIX

1917

Die Moskauer Konferenz war kaum auseinandergegangen, als die Gerüchte über einen Staatsstreich sich zu verdichten begannen. Journalisten und Männer, die mit den Anstiftern in Verbindung standen, sagten mir sogar, Regierung und Sovjet würden sich ohne Kampf ergeben. Mittwoch, den 5. September, besuchte mich ein russischer Freund, der Direktor einer der größten Banken in Petrograd war. Er sagte mir, er sei in großer Verlegenheit, denn er sei von gewissen Personen, deren Namen er auch nannte, mit einer Botschaft beauftragt worden, die mir zu übermitteln ihm sehr unangenehm sei. Er solle mich nämlich wissen lassen, daß die Organisation dieser Männer die Rückendeckung mehrerer großer Finanziers und Industriellen besäße; daß sie auf die Unterstützung Korniloffs und eines Armeekorps zählen könne und ihre Unternehmungen am folgenden Samstag, den 8. September, beginnen wolle. Die Minister würden verhaftet und der Sovjet aufgelöst werden. Sie hofften, ich würde ihnen durch Beistellung der britischen Panzerwagen helfen und ihnen im Falle des Fehlschlagens zur Flucht verhelfen.

Ich erwiderte, es sei von diesen Herren sehr naiv, einen Botschafter zu ersuchen, er solle gegen die Regierung, bei der er akkreditiert ist, konspirieren. Es wäre eigentlich meine Pflicht, diese Verschwörung anzuzeigen. Ich würde zwar ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, wolle sie jedoch weder ermutigen, noch unterstützen. Ich möchte sie im Gegenteil beschwören, von einem Unternehmen abzustehen, das nicht nur im vorhinein zum Mißerfolg verdammt wäre, sondern auch noch von den Bolschewiken ausgenützt werden würde. Wäre General Korniloff weise, so würde er die erste Bewegung der Bolschewiken abwarten und dann kommen und sie niederwerfen.

Der Fall von Riga und der Rückzug der russischen Armee riefen in der Stadt eine Panik hervor. Wer nur konnte, bereitete sich zur Abreise vor. Es wurden schon Schritte unternommen, um die Staatsarchive nach Moskau zu überführen, und die Regierung erwog ernstlich die Frage, ob nicht auch sie ihren Sitz dahin verlegen sollte. Am 6. teilte mir Tereschenko mit, daß von der Front drei Kavalleriedivisionen zum Schutze gegen eine Erhebung der Bolschewiki angefordert worden seien. Nach allem, was er mir über die politische Lage erzählte, hoffe ich, daß Kerensky und Korniloff endlich zur Aufrechterhaltung der Ordnung zusammenarbeiten werden. Sonntag, den 9., hatte ich in Mourina, einem 15 Meilen von Petrograd ent-

fernten Ort zugebracht, wo die britische Kolonie einen Golfplatz angelegt hatte. Bei meiner Rückkehr fand ich eine Botschaft Tereschenkos vor, der mich bat, mit dem französischen Botschafter Mr. Noulens sofort nach dem Diner ins Ministerium zu kommen. Er sagte uns dort, daß es zwischen Kerensky und Korniloff zu einem vollkommenen Bruche gekommen sei.

Über die Genesis ihres Streites sind so verschiedene Berichte veröffentlicht worden, daß es noch immer schwierig ist, festzustellen, welcher Anteil an der Schuld jeden der beiden belastet, oder auch nur herauszubekommen, was überhaupt vorgefallen ist. Jedenfalls hat der frühere Prokurator des Heiligen Synods Wladimir Lwoff die Dinge mit oder ohne Absicht auf die Spitze getrieben. Er hatte am 4. eine Unterredung mit Kerensky und fuhr gleich darauf ins Hauptquartier, angeblich in der Absicht, die Bildung einer tatkräftigen Regierung zu betreiben. Nach einer von Sawinkoff später veröffentlichten Erklärung stellte er Korniloff die Wahl zwischen drei Möglichkeiten, und zwar in einer Weise, daß Korniloff den Eindruck hatte, Lwoff spräche in Kerenskys Namen. Die Vorschläge lauteten: 1. Korniloff bildet eine Regierung mit Kerensky als Justiz- und Sawinkoff als Kriegsminister. 2. Ein Triumvirat mit diktatorischen Machtbefugnissen, bestehend aus Kerensky, Korniloff und Sawinkoff, ergreift die Gewalt. 3. Korniloff erklärt sich zum Diktator.

Sonnabend, den 8., nach seiner Rückkehr, sagte Lwoff zu Kerensky, Korniloff habe sich entschlossen, sich zum Diktator zu erklären und wünsche, daß am folgenden Montag Kerensky und Sawinkoff, die unter ihm als Justiz- und als Kriegsminister fungieren sollten, zu ihm ins Hauptquartier kämen. Kerensky ersuchte Lwoff, ihm diese Botschaft schriftlich zu geben, und fragte dann Korniloff über den direkten Draht, ob er die von Lwoff übermittelte Botschaft bestätige. Er erhielt eine bejahende Antwort. Tereschenko sagte mir später, die obige Schilderung sei mehr oder weniger richtig. Kerensky habe jedoch einen großen Fehler begangen, denn er habe Korniloff im Verlaufe ihrer Unterredung versprochen, in einigen Tagen nach der Stavka zu kommen. Erst nach Rücksprache mit Nekrasoff und auf dessen Ratschlag habe sich Kerensky entschlossen, Korniloff zu denunzieren.

Nach Sawinkoff hätte Lwoff — mit oder ohne Absicht — Korniloffs Haltung falsch dargestellt, indem er dessen Botschaft, die nur die Abgabe einer Meinung bedeuten sollte, in die Form eines Ultimatums gekleidet habe. Nekrasoff dagegen erklärte, Lwoff habe die Revolution gerettet, denn er habe die Verschwörung aufgedeckt, ehe sie ausgeführt werden konnte. Unglücklicherweise war Tereschenko in der kritischen Zeit auf halbem Wege zwischen Petrograd und der Stavka. Dort erhielt er ein Telegramm Kerenskys, das ihn zurückrief. Wäre er in Petrograd gewesen, so hätte er Kerensky gehindert, die Dinge auf die Spitze zu treiben — hätte er die Stavka bereits erreicht gehabt, so würde er einen mäßigenden Einfluß ausgeübt haben.

In einer Unterredung, die ich mit Kerensky im Jahre 1918 in London hatte, sagte er mir auf meine Frage über seine Beziehungen zu Korniloff, er habe Korniloff immer für einen Patrioten und anständigen Menschen,

aber für einen sehr schlechten Politiker gehalten. Er hätte allen Verlangen Korniloffs bezüglich der Todesstrafe und der Ausdehnung der Kriegszone bis nahe Petrograd beigestimmt, aber er hätte nicht zulassen können, daß der Sitz der Regierung Korniloffs Befehlen unterstellt werde, da sonst die Minister von seiner Gnade abhängig gewesen wären. Er hätte auch Sawinkoff in die Stavka gesandt, damit dieser versuche, eine Arbeitsgemeinschaft mit Korniloff herzustellen. Er hätte gewußt, daß von Zavaiko, Aladin und anderen aus Korniloffs Umgebung eine Gegenrevolution, die die Regierung stürzen sollte, geplant war. Ungefähr zehn Tage vor dem Bruch habe er Korniloff gesagt, er solle mehr Geduld haben und der Regierung Zeit lassen, die von ihm gewünschten disziplinären Maßnahmen nach und nach zu verlautbaren. Er habe ihn sogar gefragt, ob er an die Errichtung einer Militärdiktatur denke, und Korniloff habe erwidert: „Ja, wenn es Gottes Wille ist." Er, Kerensky, habe sich eigens ausbedungen, daß die unter dem Namen „Division Sauvage" bekannte kaukasische Division nicht unter den Truppen sein dürfe, die nach Petrograd gesendet werden sollten. Auch sollten diese Truppen nicht unter den Befehl des Generals Krimoff gestellt werden. Korniloff habe aber trotzdem die „Division Sauvage" mit General Krimoff als Kommandanten gesandt. Er habe wohl mit Lwoff vor dessen Abreise nach der Stavka eine Unterredung gehabt, doch habe er ihn mit keinerlei Mission betraut. In seinem Telegrammwechsel mit Korniloff, nach Lwoffs Rückkehr, habe er die Frage klar und in nicht mißzuverstehender Fassung gestellt. Er habe darauf eine bejahende Antwort erhalten. Da er gewußt habe, daß Krimoffs Truppen bereits Luga erreicht hätten und in Petrograd ein Aufstand organisiert wurde, der sofort nach seiner Abreise in die Stavka ausbrechen sollte, blieb ihm keine andere Wahl, als Korniloff zum Verräter zu erklären.

In zwei am 10. und 11. September veröffentlichten Armee-Tagesbefehlen gibt Korniloff seine Version, die seine Haltung ganz anders darstellt.

„Am 7. September kam der frühere Prokurator des Heiligen Synods Wladimir Lwoff in die Stavka. Er ersuchte mich im Namen und im Auftrage Kerenskys, meine Ansicht über drei verschiedene, von Kerensky selbst vorgeschlagene Wege zur Bildung einer neuen Regierung äußern zu wollen:

1. Der Rücktritt Kerenskys von der Regierung.
2. Die Beteiligung Kerenskys an der Regierung.
3. Der an mich gerichtete Vorschlag, die Diktatur zu übernehmen, die von der bestehenden provisorischen Regierung proklamiert werden sollte.

Ich erwiderte, die einzige Lösung sei die Errichtung der Diktatur und die Proklamierung des Kriegszustandes im ganzen Lande.

Unter Diktatur verstand ich nicht die Herrschaft eines einzelnen Mannes, hatte ich doch auf die Notwendigkeit der Teilnahme Kerenskys und Sawinkoffs an der Regierung hingewiesen.

Ich hielt immer und halte noch heute die Rückkehr zum alten Regime für völlig unmöglich. Die Aufgabe der neuen Regierung sollte ausschließlich die Rettung des Landes und der durch die Revolution gewonnenen Freiheiten sein.

Am 8. September kam es zu einem Depeschenwechsel mit Kerensky, der mich fragte, ob ich das, was ich Lwoff gesagt hatte, bestätigte. Da ich nicht annehmen konnte, daß der mir von der provisorischen Regierung gesandte Emissär den Sinn meiner Unterredung mit ihm verdrehen könne, erwiderte ich, daß ich für meine Worte voll einstünde, und forderte Kerensky und Sawinkoff nochmals auf, in die Stavka zu kommen, da ich ihre Sicherheit, wenn sie in Petrograd blieben, nicht garantieren könnte.

Der Ministerpräsident antwortete mir, er würde am 9. abreisen.

Aus dem Vorhergegangenen ist klar zu ersehen, daß meine Handlungen und Entschlüsse bis zum 8. abends im vollen Einklang mit denen der provisorischen Regierung standen.

Am 9. morgens erhielt ich ein Telegramm des Ministerpräsidenten, das mich aufforderte, meinen Posten als Oberbefehlshaber unverzüglich meinem Generalstabschef abzutreten und sofort nach Petrograd zu kommen. Der Generalstabschef weigerte sich, den Posten zu übernehmen, und ich sah es als unmöglich an, meinen Posten vor einer Klärung der Lage zu verlassen. Es konnte für mich kein Zweifel mehr bestehen, daß in Petrograd unverantwortliche Einflüsse die Oberhand gewonnen hatten und unser Land an den Rand des Grabes führen würden. In solchen Augenblicken kann man nicht diskutieren, sondern man muß handeln. Ich faßte daher den Entschluß, den ihr kennt, um mein Land zu retten oder auf meinem Posten zu sterben."

Nach Empfang der telegraphischen Aufforderung Kerenskys blieb Korniloff nur die Wahl zwischen absoluter Unterwerfung oder offener Revolte. Er entschloß sich für diese in der ehrlichsten Überzeugung, daß die Fortdauer der unentschlossenen Politik der Regierung für Rußland eine Katastrophe bedeuten würde.

Der folgende Auszug aus meinem Tagebuche und meinen telegraphischen Berichten an das Auswärtige Amt wird zeigen, wie ernst die Lage während der kritischen Tage war, die nun folgten.

„*10. September.*

Als ich Tereschenko heute früh besuchte, fand ich ihn sehr bedrückt ob der Wendung, die die Ereignisse genommen hatten. Er sagte mir, General Alexejeff sei um Mitternacht angekommen und habe auf eine Versöhnung gedrängt. Die Regierung hätte gerade diese Frage erwogen, als sie die Nachricht erhielt, daß Korniloff sich zum Diktator ausgerufen und in seinem Manifeste die Regierung beschuldigt habe, die Krise durch die Sendung Lwoffs als *agent provocateur* in die Stavka herbeigeführt zu haben. Ferner hätte er General Krimoff den Befehl erteilt, mit einem in Luga, zwei Tagmärsche von Petrograd entfernt liegenden Kavalleriekorps und mit Artillerie nach Petrograd zu marschieren. Das hätte den Beginn des Bürgerkrieges bedeutet und es der Regierung unmöglich gemacht, mit Korniloff weiter zu verhandeln. Dem Vormarsch auf Petrograd würde mit Gewalt entgegengetreten werden. Tereschenko befürchtete, daß die wahrscheinliche Unterbindung der Lebensmittelzufuhr eine bolschewistische Erhebung hervorrufen könnte, die mit der Kommune enden würde. Er würde daher dem diplomatischen Korps raten, sofort nach Moskau oder

Finnland zu gehen; auf meine Verständigung hin wolle er alle hierfür notwendigen Maßnahmen treffen. Ich sagte ihm, ich könnte unmöglich davonlaufen und die britische Kolonie ungeschützt zurücklassen. Für die Evakuierung aller Kolonien der Verbündeten wäre aber nicht mehr genügend Zeit. Ich wolle eine Versammlung der Chefs aller Missionen einberufen und ihm deren Wünsche bekanntgeben. Gleichzeitig möchte ich aber die Regierung nachdrücklichst auf die Notwendigkeit einer Aussöhnung mit dem Oberkommandierenden hinweisen, dem man ja General Alexejeff als Vermittler schicken könnte. Da er keine Hoffnung geben konnte, daß solche Schritte unternommen werden würden, kann man nichts tun, als die Ereignisse abwarten und darauf vertrauen, daß Korniloff stark genug sein werde, allen Widerstand im Laufe einiger Tage zu überwinden.

Nach meiner Heimkehr bemühte ich mich, meine Frau und meine Tochter zu überreden, nach Finnland zu gehen, doch mit dem ihnen eigenen Mut weigerten sie sich hartnäckig, mich zu verlassen.

Auf der nachmittags in der Botschaft abgehaltenen Versammlung der Missionschefs wurde beschlossen, daß wir zum Schutze unserer Landsleute in Petrograd bleiben. Ferner wurde folgende Resolution angenommen: Die Vertreter der verbündeten Mächte bieten in dem bestehenden Konflikt zwischen der provisorischen Regierung und dem Oberkommandierenden ihre Vermittlerdienste und zwar einzig und allein in der Absicht an, einen Bürgerkrieg zu vermeiden und den Interessen Rußlands und seiner Verbündeten zu dienen."

„10. September.

Als ich Tereschenko abends den Beschluß der Vertreter der Verbündeten einhändigte, sagte ich ihm, wir wollten uns durchaus nicht in Rußlands innere Angelegenheiten einmischen, wären aber gerne bereit, der Regierung unsere Dienste als Rußlands Freunde und Verbündete zur Verfügung zu stellen, wenn wir in irgendeiner Weise behilflich sein könnten, den Bürgerkrieg abzuwehren, der für Rußland nicht wieder gutzumachendes Unglück bedeuten würde. Tereschenko dankte und sagte, er wolle den Premierminister sofort von unserem Schritte verständigen. Seiner Ansicht nach sei jedoch ein Zusammenstoß nicht mehr zu vermeiden. Die Sozialrevolutionäre und Kerensky meinten, die Dinge seien schon zu weit vorgeschritten, um noch ein Kompromiß zu gestatten. Es bliebe daher nichts weiter übrig, als die Sache auszufechten. Die Kadetten dagegen möchten, daß die Regierung nachgebe und Korniloff erlaube, ein Ministerium zu bilden. Er selbst sei immer ein warmer Bewunderer des Oberkommandierenden gewesen und wäre zu großen Zugeständnissen bereit, um das Land vor dem Bürgerkrieg zu bewahren. Aber der Gedanke, Rußlands Geschick könnte der Gruppe von Männern anvertraut werden, die Korniloff umgäben, erfülle ihn mit großer Besorgnis. Zavaiko, Korniloffs Hauptratgeber, sei zum Finanzminister bestimmt. Seine Vergangenheit sei aber eine solche, daß man ihm nicht vertrauen könne. Auch seine zukünftigen Kollegen, einschließlich Aladins, der Außenminister werden soll, wären nicht viel besser. Tereschenko fügte hinzu, er persönlich arbeite noch immer auf eine Versöhnung hin. Er dränge darauf, daß Kerensky

und Korniloff zurückträten und eine neue Regierung aus den Vertretern der gemäßigten Parteien mit Ausschluß des Sovjet gebildet werde."

„*11. September.*

Der Minister des Äußeren verständigte mich heute Morgen, der Premierminister habe ihn beauftragt, den Botschaftern der Verbündeten für ihren Schritt, der ihn sehr gerührt habe, zu danken und ihnen sein Bedauern auszusprechen, daß die Haltung des Oberkommandierenden es der Regierung unmöglich mache, mit ihm zu verhandeln.

Tereschenko erzählte mir, die Petrograder Garnison habe sich für die Regierung erklärt. Korniloff könne sich daher nur auf die drei Kavalleriedivisionen unter Krimoff verlassen. Alle Minister seien zurückgetreten und setzten ihre Arbeit als Leiter ihrer Departements fort. Kerensky sei also eigentlich Diktator."

„*12. September.*

Infolge des langsamen Vormarsches Korniloffs hat die Regierung Zeit gehabt, die Garnison zu organisieren, Soldaten und Matrosen von Kronstadt heranzubringen, Tausende von Arbeitern zu bewaffnen und viele von Korniloffs Anhängern zu verhaften."

„*12. September.*

Tereschenko sagt mir, Korniloff sei endgültig zurückgetreten, Kerensky werde das Oberkommando über die Armee übernehmen. General Alexejeff werde sein Generalstabschef und General Verkhovsky, der Oberkommandierende des Moskauer Distriktes, Kriegsminister werden."

Korniloffs Wagnis war schon von Anfang an durch die fast kindliche Unfähigkeit seiner Organisatoren gekennzeichnet und endete mit einem völligen Fiasko.

Chernoff erwartete Korniloffs Truppen, die über die Ursache ihrer Expedition in Unwissenheit belassen worden waren, in einer 17 Meilen von Petrograd entfernten Station und überredete sie, sich für Kerensky zu erklären. Krimoff, ihr Kommandant, wurde im Auto nach Petrograd gebracht und erschoß sich nach einer Unterredung mit Kerensky. Korniloff wurde verhaftet und erwartete seine Aburteilung wegen Hochverrates. Es gelang ihm jedoch nach der Revolution der Bolschewiken zu entfliehen.

Obgleich alle meine Sympathien auf Seite Korniloffs waren, hatte ich immer von einem militärischen Handstreich nachdrücklichst abgeraten, denn Rußlands einzige Hoffnung auf Rettung lag in einer engen Arbeitsgemeinschaft zwischen ihm und Kerensky. Korniloff, der kein Reaktionär war, hatte wirklich geglaubt, Lwoff sei von Kerensky gesandt worden, seine Ansichten über die politische Lage zu ermitteln, und hatte seine Meinung mit der ihm eigenen Offenheit geäußert, ohne ihr die Form eines Ultimatums gegeben zu haben. Die Rolle, die Lwoff in dieser Affäre gespielt hat, ist unmöglich zu erklären. Er gab Kerensky eine falsche Darstellung von Korniloff und umgekehrt. Ob er nun ein Schurke oder ein Narr gewesen, kann ich nicht sagen. Jedenfalls war er ein großer Unheilstifter. Erst auf Kerenskys Aufforderung zur Niederlegung des Kommandos hat sich Korniloff zum Handeln entschlossen, und zwar nur aus patriotischen Beweggründen. Er persönlich wäre wohl bereit gewesen, mit Kerensky zu arbeiten, doch hinter

ihm standen Männer, die die Regierung seit Wochen stürzen wollten. Diese benutzten ihn als ihr Werkzeug und führten seine Hand. Das Geheimnis dieser Gegenrevolution kannten so viele Menschen, daß es schon lange kein Geheimnis mehr war. Auch Kerensky wußte darum, und als ihm Lwoff Korniloffs Meinungsäußerung — ganz unrichtigerweise in der Form eines Ultimatums — überbrachte, war er schon mißtrauisch und gegen diesen eingenommen. Obgleich Kerensky in Korniloff zweifellos einen gefährlichen Rivalen sah, der die Armee, wenn er sie einmal in der Hand hatte, vielleicht gegen die Regierung verwenden würde, glaube ich doch nicht, daß er ihm absichtlich eine Falle gestellt hat, um ihn aus dem Wege zu räumen. Doch ebenso wie jener hatte auch er schlechte Ratgeber, die ihn aus persönlichen oder Parteigründen ermutigten, den Oberkommandierenden zu beseitigen. Die Tatsache, daß er Korniloff in dem Telegrammwechsel versprochen hatte, nach der Stavka zu kommen, beweist, daß er noch zögerte. Es war Nekrasoff, der ihn schließlich überredete, Korniloff des Verrates anzuklagen. Kerenskys Politik war durch und durch schwach und schwankend. Furcht vor dem Sovjet schien jede seiner Handlungen zu lähmen. Er hatte nach der Julierhebung die Chance, die Bolschewiken ein für allemal zu unterdrücken, und nützte sie nicht aus. Und jetzt entließ er den einzigen starken Mann, der fähig war, die Disziplin in der Armee wiederherzustellen, anstatt sich um ein Einvernehmen mit ihm zu bemühen. Um die Revolution zu retten, die in seinen Gedanken den ersten Platz einnahm, machte er den weiteren Fehler, die Arbeiter zu bewaffnen. Er spielte damit den Bolschewiken direkt in die Hand.

Am 21. September schrieb ich folgendes an das Auswärtige Amt:

„Ein sehr bekannter ausländischer Staatsmann bemerkte gestern zu mir: Kerensky hat zwei Seelen — eine als Haupt der Regierung und Patriot und die andere als Sozialist und Idealist. Wenn jene die Oberhand hat, ordnet er strenge Maßnahmen an und spricht er von der Einführung einer eisernen Disziplin, doch sobald er auf diese hört, verfällt er in Untätigkeit und läßt seine Befehle zu toten Buchstaben werden. Ich fürchte übrigens, daß er ebensowenig wie der Sovjet je eine wirklich starke Armee schaffen wollte, weil er, wie er mir einst sagte, seine Hand nicht dazu reichen möchte, eine Waffe zu schmieden, die eines Tages gegen die Revolution benutzt werden könnte."

KAPITEL XXX

1917

Korniloffs mißglückter Versuch eines Handstreiches hatte, wie ich Tereschenko sagte, meine letzte Hoffnung auf eine Besserung der Lage an der Front oder im Hinterlande zerstört. Dieser Zwischenfall hatte den Offizieren den geringen Rest von Autorität, den sie noch besaßen, geraubt und den Einfluß des Sovjet neu belebt. Der Sovjet hatte Beschlüsse gefaßt, welche die Abschaffung der Todesstrafe und die Ungültigkeitserklärung aller bestehenden Geheimverträge forderten. Ferner verlangte er den sofortigen Abschluß eines allgemeinen demokratischen Friedens. Ich sagte, der Sovjet sei der Meister und die Regierung würde nur geduldet, bis jener sich entschließen würde, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Tereschenko versuchte, mich zu beruhigen; er habe den sozialistischen Ministern gesagt, daß sofort strenge Maßregeln ergriffen und jede bolschewistische Erhebung mit eiserner Faust niedergeschlagen werden müßte.

Der nächste Schritt des Sovjets war die Weigerung, Kerenskys neugebildete Koalitionsregierung anzuerkennen, und die Einberufung eines demokratischen Kongresses, der die Zusammensetzung einer zur Durchführung des Programmes der revolutionären Demokratie fähigen Regierung bestimmen sollte. Auf der Tagung des Kongresses wurde die Verwaltung des Landes einem Fünferrate anvertraut unter der Bedingung, daß dieser mit dem Sovjet in engster Fühlung bleibe. Seine wichtigsten Mitglieder waren Kerensky, Tereschenko und der Kriegsminister Verkhovsky. Um darzutun, daß die Revolution beendet sei, wurde am 15. September die Republik proklamiert.

Kerensky hatte ursprünglich beabsichtigt, vor den am 27. zusammentretenden Kongress mit einer vollendeten Tatsache zu treten, doch fehlte ihm der Mut hierzu. Am 3. Oktober unterbreitete er dem Direktorium des Kongresses die Namen derer, die er zur Bildung eines Kabinettes in Vorschlag brachte. Zur selben Zeit malte er in einer Rede die Lage in den schwärzesten Farben aus. Er betonte, daß nur eine von den Vertretern aller Parteien gebildete Koalitionsregierung Rußland retten könne. Trotzdem nahm der Kongreß eine Reihe von Resolutionen für und wider eine Koalitionsregierung an, die jedenfalls gegen eine Beteiligung der Kadetten an einem Ministerium Veto einlegten.

Erst am 9. Oktober, nach langen Verhandlungen zwischen Kerensky und dem Direktorium des Kongresses, wurde eine Koalitionsregierung gebildet, die ein halbes Dutzend Kadetten und Industrielle einschloß. Der

Petrograder Sovjet, dessen Exekutivkomitee auf bolschewistischer Basis unter Trotzkys Präsidium neugebildet worden war, legte sofort Verwahrung ein.

An das Auswärtige Amt schrieb ich über den Kongreß folgendes:

„Der ursprüngliche Gedanke seiner Anreger war, der Demokratie Gelegenheit zu geben, den nichtsozialistischen Parteien eine geeinte Front zu zeigen. Das einzige Ergebnis war jedoch die Zersplitterung der Demokraten in sehr viele kleine Gruppen und die Untergrabung der Autorität seiner anerkannten Führer. Die Bolschewiken allein, die eine kompakte Minorität bilden, haben ein bestimmtes politisches Programm. Sie sind tätiger und besser organisiert als jede andere Gruppe. Das Land wird eine Beute der Anarchie und Unordnung bleiben, bis sie und die von ihnen vertretenen Ideen endlich ausgemerzt sein werden. Unglücklicherweise können die gemäßigteren sozialistischen Führer, wie Tseretelli und Skobeleff, deren Mission es ist, die extremen Doktrinen im Sovjet zu bekämpfen, niemals ganz vergessen, daß die Bolschewiken, trotz der weiten Kluft, die sie von ihnen trennt, ihre Brüder und Mitkämpfer für die Sache des Sozialismus sind. Sie werden daher niemals die Anwendung strenger Maßnahmen gegen die Bolschewiken, als gegen eine Partei, die Rußland an den Rand des Ruines gebracht hat, sanktionieren, sondern höchstens gegen einzelne Mitglieder, die verräterischer Handlungen schuldig befunden werden. Wenn sich die Regierung nicht stark genug erweist, die Bolschewiken, auch auf die Gefahr eines völligen Bruches mit dem Sovjet hin, mit Gewalt niederzuringen, bleibt nur mehr die Möglichkeit einer bolschewistischen Regierung.

Die Minister trachten, den Korniloff-Prozeß so weit als möglich hinauszuschieben, um die allgemeine Erregung abklingen zu lassen. Als Kerensky sich auf dem demokratischen Kongresse gegen die Anschuldigung verteidigte, er hätte bis zu einem gewissen Grade in heimlichem Einverständnis mit Korniloff gehandelt, gab er keine neuen Aufklärungen über das Vorgefallene. Dagegen legte er dar, daß alle außergewöhnlichen militärischen Maßregeln unter dem Drucke von Korniloffs Ultimatum ergriffen worden seien."

Tereschenko hatte, wenn auch unter Protest, eingewilligt, den Posten des Außenministers in Kerenskys neugebildetem Kabinett beizubehalten. Er hatte mit dem Kriegsminister eine ernste Mißhelligkeit gehabt, deren unfreiwillige Ursache ich war. Ich hatte mich bei Tereschenko über einen in einem Moskauer sozialistischen Blatte veröffentlichten Artikel beschwert, in dem gesagt worden war, britische Panzerautomobile hätten an Korniloffs unseligem Abenteuer teilgenommen. Kerensky hatte darauf Befehle zur Unterdrückung dieses Blattes gegeben. Anstatt diese Befehle auszuführen, hatte Verkhovsky sich begnügt, gegen den Herausgeber ein Strafverfahren einzuleiten, und der Abschnitt, über den ich mich beklagt hatte, war reproduziert worden. Verkhovsky ist jung und intelligent und hat als Kommandant des Moskauer Distriktes Gutes geleistet. Er war im Jahre 1903 aus dem Pagenkorps, in dem er Kadett war, ausgestoßen worden, weil er während Volksunruhen die Mannschaft eines Ulanenregimentes

harangiert hatte, nicht auf das Volk zu schießen. Sein Programm für die Reorganisation der Armee war ganz vernünftig. Er wollte alle überflüssigen Mannschaften demobilisieren und aus den besseren Elementen eine kleinere, aber schlagfertigere Streitmacht schaffen. Er war jedoch zu sehr Enthusiast, als daß er einen guten Kriegsminister abgegeben hätte. Tereschenko sagte mir am 8. Oktober, er habe sich, obgleich er im Auswärtigen Amte verbleibe, geweigert, als Vizepräsident des Kabinettes zu fungieren oder an Ministerräten teilzunehmen, ehe die Regierung ein definitives Programm ausgearbeitet hätte. Er nehme die Fälle aus, in denen es sich um Fragen der auswärtigen Politik handle oder die Kollegen einen Rat wünschten. Er las mir einen an Kerensky gerichteten Brief vor, in dem er seine Demission angeboten hatte, ein Brief voll scharfer Kritik der Regierung und des Sovjet. Sie hätten, schrieb er, während der sechs tragischen, der Revolution gefolgten Monate nichts gelernt und nichts vergessen. Die verschiedenen Demagogen hätten nur an Parteiinteressen gedacht und die Regierung eifersüchtig überwacht und behindert, statt einen Versuch zu Rußlands Rettung zu unternehmen. Er schloß, eine Gegenrevolution, wenn auch nicht gerade eine monarchistische, böte die einzige Hoffnung auf Rettung des Landes. Dieser Brief, den er zu veröffentlichen drohte, machte auf seine Kollegen einen tiefen Eindruck. Die Kadetten, die früher seine erbittertsten Gegner waren, erklärten, sie würden in die Regierung nicht eintreten, wenn Tereschenko wirklich demissionierte, und er zog seine Demission wirklich zurück.

Sofort nach der Korniloff-Affäre hatte ich mit meinem französischen, italienischen und amerikanischen Kollegen über gemeinsame Vorstellungen beraten, die wir bei der russischen Regierung wegen der militärischen und inneren Lage erheben wollten. Wir hatten auf einer von mir zu diesem Zwecke einberufenen Sitzung den Text für eine Note entworfen und beschlossen, von unseren Regierungen die Ermächtigung zu erbitten, sie im geeigneten Augenblicke überreichen zu dürfen. In dieser Note gaben wir der Hoffnung Ausdruck, daß die Regierung jetzt, wo die Gefahr eines Bürgerkrieges abgewendet sei, imstande sein würde, alle ihre Energie auf die Durchführung des Krieges zu konzentrieren. Wir betonten nachdrücklich die Notwendigkeit einer Reorganisation der militärischen und wirtschaftlichen Kräfte Rußlands durch Anwendung strenger Maßregeln zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, durch Erhöhung der Produktion, Verbesserung des Verkehrsdienstes und Wiederherstellung strammer Disziplin im Heere. Da der amerikanische Botschafter aus unerklärlichen Gründen keine Instruktionen seiner Regierung erhalten hatte, beschlossen wir (mein französischer und italienischer Kollege und ich), ohne ihn zu handeln. Wir wurden am 9. Oktober von Kerensky, Tereschenko und Konowaloff, dem Vizepräsidenten des Ministeriums, empfangen. Ich erklärte, wir hätten vor einigen Wochen Instruktionen empfangen, mit ihm die Lage zu besprechen. Wir hätten diese Unterredung jedoch wegen der Ministerkrise aufgeschoben. Jetzt, da eine neue Regierung unter seinem Präsidium gebildet sei, hielten wir den Augenblick für gekommen, nach unseren Instruktionen zu handeln, besonders da sich uns dadurch die Gelegenheit biete, ihn als Haupt der

republikanischen Regierung zu begrüßen und ihm unsere Glückwünsche darzubringen. Als Doyen las ich ihm dann unsere gemeinsame Note vor.

Kerensky antwortete russisch und Tereschenko übersetzte Satz für Satz ins Französische. Er versicherte uns zuerst, er würde sein Möglichstes tun, um zu verhindern, daß unsere Mitteilung von anderen falsch ausgelegt werde. Der Krieg, fuhr er fort, sei ein Krieg der Nationen und nicht ein Krieg der Regierungen. Das russische Volk habe in diesem Feldzuge unsagbare Opfer gebracht. Das Zarenregime habe das Land in einem beklagenswerten Zustande des Verfalles zurückgelassen. Es wäre aber besser gewesen, wenn die Verbündeten die Gefühle der kaiserlichen Regierung weniger geschont und diese öfter auf ihre Unterlassungen aufmerksam gemacht hätten. Auch das Zögern in der Fortsetzung der Kriegslieferungen an Rußland nach der Revolution sei ein Fehler gewesen. Zwischen den Verbündeten, fuhr er fort, müsse die engste Gemeinschaft bestehen, denn ihre Interessen seien die gleichen und der Abfall auch nur eines einzigen würde für alle gleich verhängnisvoll sein. Auch in der Politik müsse ein Zusammenhang bestehen. Trotz aller Schwierigkeiten sei Rußland entschlossen, den Krieg bis zum Ende zu führen. Er reise am Nachmittag an die Front, um die Reorganisation der Armee in Angriff zu nehmen. Zum Schlusse erinnerte er uns daran, daß Rußland noch immer eine Großmacht sei.

Tereschenko hatte kaum den letzten Satz beendet, als Kerensky aufstand und uns mit einer Handbewegung andeutete, daß unsere Besprechung beendet sei. Nach eiligem Händedruck ging er zur Tür. Da ich ihm einige Dokumente zu geben hatte, folgte ich ihm. Nachdem ich deren Inhalt erklärt hatte, sagte ich ihm, unser Schritt sei allein von dem Wunsche geleitet gewesen, seinen Arm zu stärken, und ich wünschte, daß er das verstände. Kerensky war immer ein Freund theatralischer Effekte und wollte uns augenscheinlich durch die napoleonische Art der Verabschiedung sein Mißvergnügen zeigen. Auf meine später an Tereschenko gerichtete Bemerkung, daß Kerensky die verbündeten Botschafter nicht so anmaßend zu behandeln habe, erwiderte jener, Kerensky habe sich geärgert, weil wir in einem Augenblicke Vorstellungen erhoben hätten, wo er sein Möglichstes getan habe, unserem Wunsche gemäß zu handeln. Ferner sagte er mir, Kerensky habe sofort nach unserer Vorsprache den Botschafter der Vereinigten Staaten besucht und ihm dafür gedankt, daß er uns nicht begleitet hatte. In der Folge wurde Nabokoff beauftragt, Balfour einen formellen Protest wegen unserer Kollektivnote vorzulesen. Ein Brief über die militärische Lage, den Kerensky an Lloyd George gerichtet hatte, wurde dagegen zurückbehalten. Als Tereschenko mir all das erzählte antwortete ich, wenn Kerensky unseren Premierminister für einen Schritt strafen wolle, der durch den Ernst der Lage vollkommen gerechtfertigt war, so sei das sehr kindisch von ihm. Lloyd George, fügte ich hinzu, werde diese Enttäuschung zweifellos überwinden. Der Brief wurde einige Tage später abgesandt.

Die Deutschen hatten gegen Mitte Oktober einen Flottenangriff auf die Inseln Dago und Osel unternommen und ungefähr zwölftausend Mann auf diesen gelandet. Die russische Regierung bat uns darauf, unsere Flotte in die Ostsee zu senden — ein Verlangen, das wir aus guten Gründen nicht

erfüllen konnten. Der folgende Auszug aus meinem Tagebuche berichtet über die Unterredungen, die ich mit Tereschenko und Kerensky über den Gegenstand hatte:

„*25. Oktober.*

Tereschenko bemerkte mir gegenüber, eine Flottendemonstration am Skagerak würde eher eine Ablenkung des Feindes bewirken, als irgendein Unternehmen in der Nordsee. Er habe sich eigentlich gescheut, die Bitte um Unterstützung vorzubringen, solange Rußland selbst keine Anstrengungen gemacht hätte, sich zu retten. Doch habe ihn das tapfere Ausharren der russischen Flotte gegen einen weit überlegenen Feind dazu ermutigt.

Ich erwiderte, ich ane kennte voll das tapfere Verhalten der russischen Schiffe in dem letzten Gefechte, doch könne Rußland kaum von uns erwarten, daß wir unsere Flotte aufs Spiel setzten, während seine dem Gegner numerisch weit überlegene Armee nur wenig tue, um den Vormarsch der Deutschen aufzuhalten.

Im Laufe unserer Unterredung sagte Tereschenko, er möchte in der Rede, die er demnächst im Provisorischen Rate halten wolle, einen Überblick über die Rolle Rußlands im Kriege geben. Bei dieser Gelegenheit werde er anzuführen wagen, daß Frankreich gewiß niemals vergessen werde, wie Rußland 300000 Mann geopfert habe, um Paris zu retten, und daß sich Italien sicher mit Dankbarkeit an Brussiloffs große Offensive erinnern werde, die den Druck auf die italienische Front erleichtert habe. Er hätte gehofft, auch sagen zu können, daß Rußland der Hilfe der britischen Flotte stets eingedenk bleiben werde, die es erfahren habe, als die eigene Flotte vom Untergange bedroht war. Am gleichen Tage traf ich auch Kerensky, dem ich sagte, was Admiral Stanley dem Chef des Admiralstabes bereits auseinandergesetzt hatte, daß nämlich die deutschen Schiffe sich sogleich nach dem Kieler Kanal zurückziehen würden, wenn unsere Flotte in der Ostsee erschiene, und daß wir leicht in eine Falle gerieten, da die Ausfahrt feindlicherseits leicht durch die Versenkung einiger Schiffe gesperrt werden könnte. Wenn auch Kerensky seine Zufriedenheit mit der von uns geplanten Diversion in der Nordsee ausdrückte, so verhehlte er doch nicht seine Enttäuschung. Er persönlich, sagte er, verstände unsere Lage, doch sei es schwer, sie den Personen klarzumachen, die sich fortwährend beklagten, daß die Verbündeten Rußland die kalte Schulter wiesen — und deren Zahl wachse immer mehr. In gewissen Lagern fürchte man sogar, die Verbündeten beabsichtigten, auf Rußlands Kosten Frieden zu schließen. Ich erwiderte, wir hätten diese Beschuldigung schon kategorisch zurückgewiesen. Er möge versichert sein, daß wir Rußland nie verlassen würden, wenn es sich nicht selbst zuerst aufgäbe. Auf Rußlands Kosten Frieden zu schließen, würde für uns Selbstmord bedeuten. Man könne jedoch von uns kaum erwarten, daß wir Rußland mit großen Mengen Kriegsmaterial ausstatteten, ehe wir Garantien hätten, daß die Armee einen guten Gebrauch davon machen werde. Kerensky gab der Befürchtung Ausdruck, daß in England und Frankreich eine Abneigung gegen Rußland bestehe. Ich sagte ihm darauf,

das englische Volk anerkenne, daß Rußland mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, doch hätte es natürlich nach dem Fall von Riga alle Hoffnung aufgegeben, Rußland noch einen tätigen Anteil am Kriege nehmen zu sehen. Wenn es Groll empfinde, so sei dies der Tatsache zuzuschreiben, daß die Kampfkraft der russischen Armee mutwillig von denjenigen zerstört wurde, die da fürchteten, daß sie gegen die Revolution benützt werden könnte. Wäre es nicht zu der Korniloff-Affäre gekommen, so hätte die Disziplin wiederhergestellt werden können, erwiderte Kerensky, jetzt aber müsse die Arbeit wieder von neuem beginnen. Wir hätten, erwiderte ich, seine Bemühungen, die Armee zu neuem Leben zu erwecken, sehr gewürdigt, und ich glaubte, daß es ihm auch jetzt noch möglich wäre. Doch sei für halbe Maßnahmen keine Zeit mehr. Die eiserne Disziplin, von der er so oft gesprochen, müßte jetzt um jeden Preis wieder eingeführt werden. Der Bolschewismus sei die Wurzel aller Übel, an denen Rußland kranke. Wenn er ihn ausrotte, würde er nicht nur als einer der Führer der Revolution, sondern auch als Retter des Vaterlandes in der Geschichte fortleben. Kerensky gab die Richtigkeit meiner Worte zu, behauptete jedoch, er könne nichts unternehmen, bevor die Bolschewiken nicht durch eine bewaffnete Erhebung das Eingreifen der Regierung herausforderten. Da er hinzufügte, das würde wahrscheinlich in den nächsten Wochen eintreten, gab ich der Hoffnung Ausdruck, daß er sich dieses Mal die günstige Gelegenheit nicht wie im Juli entschlüpfen lassen werde."

Ich muß jetzt etwas zurückgreifen und die Geschichte des Parteikampfes in der Petrograder politischen Arena wieder aufnehmen. Kerenskys Regierung hatte eine Zeitlang die Schaffung einer beratenden Kammer erwogen, die ihr moralische Unterstützung gewähren und als Puffer zwischen ihr und dem Sovjet dienen sollte. Die Moskauer Konferenz war infolge ihrer Zusammensetzung ein Fehlschlag und die demokratische Konferenz ein Ableger des Sovjet. Ein Vorparlament oder Provisorischer Rat aber, von der Regierung selbst als Vorläufer der Konstituante einberufen, schien besser geeignet, ihre Position zu stärken. Dieser Gedanke, der ausgebrütet worden war, während die demokratische Konferenz noch getagt hatte, nahm nun Gestalt an. Ehe diese Konferenz auseinanderging, wurde der Grundstock eines solchen Rates durch die Wahl von dreihundert ihrer Delegierten als Vertreter der verschiedenen demokratischen Gruppen gebildet, während einhundertfünfzig Repräsentanten der sogenannten Bourgeois-Parteien nachträglich eintraten. Seine Funktionen wurden niemals genau bestimmt, die Regierung aber erklärte bestimmt, daß sie sich für diese als rein beratende Kammer gedachte Institution in keiner Weise verantwortlich fühle.

Am 21. Oktober wurde der Provisorische Rat von Kerensky mit einer Rede eröffnet, in der er des längeren die Notwendigkeit darlegte, die Konstituante im Laufe des nächsten Monates einzuberufen, die Kampfesfreudigkeit der Armee wieder zu erwecken und die Anarchie niederzuwerfen. Nachdem Aksentieff, ein gemäßigter Sozialist, der in einem von Kerenskys Kabinetten das Portefeuille des Inneren innegehabt hatte, zum Präsidenten gewählt worden war, griff Trotzky die Regierung heftig an. Er erklärte,

die Maximalisten würden weder mit ihr noch mit dem Rat arbeiten. Er verließ darauf, gefolgt von seinen dreißig unversöhnlichen Anhängern, die Kammer. Die erste Frage, die der Rat erörterte, war die der Evakuierung Petrograds. Anfänglich schien Aussicht auf Zusammenarbeit der Bürgerlichen und gemäßigten Sozialisten und auf Bildung eines soliden antibolschewistischen Blockes zu bestehen. In dem Zusammenschlusse eines solchen Blockes lag tatsächlich die einzige Hoffnung auf ein Entrinnen aus den drohenden Gefahren.

Bald zog die Frage der Vertretung Rußlands auf der Konferenz der Alliierten, die im November in Paris zusammentreten sollte, alles Interesse auf sich. Die Regierung hatte in einer anfangs Oktober veröffentlichten Erklärung über ihre Politik die Absicht kundgegeben, an dieser Konferenz teilzunehmen und mit der russischen Delegation einen Vertreter zu entsenden, der das besondere Vertrauen der demokratischen Organisationen des Staates besäße. Diese Delegierten sollten mit den Repräsentanten der verbündeten Regierungen nicht nur die auf der Konferenz aufgeworfenen militärischen Fragen besprechen, sondern auch trachten, ein auf die von der Revolution proklamierten Grundsätze basiertes Übereinkommen zu erzielen. Mit dieser Erklärung wollte die Regierung den Sovjet versöhnen, der nicht nur Zusicherungen betreffs der auf der Konferenz zur Besprechung gelangenden Gegenstände, sondern auch eine eigene Vertretung auf ihr gefordert hatte.

Tereschenko hatte stets zugegeben, daß es Hauptaufgabe der Konferenz sei, zu erwägen, wie man ein siegreiches Ende des Krieges rasch herbeiführen könne. Er hatte aber auch stets betont, eine Diskussion über die Mittel müsse notwendigerweise eine Betrachtung der Ziele nach sich ziehen, und anerkannt, daß Rußland nicht mit zwei Stimmen reden könne und er als Mitglied der russischen Regierung das einzige Sprachrohr der Regierung und des Volkes sein müsse. Der demokratische Abgeordnete würde daher, wie er den Sozialisten sagte, als ein von der Regierung ernannter Delegierter nur eine passive Rolle zu spielen haben. Dieser würde ihm persönlich die Ansichten der russischen Demokratie mitteilen können, es würde ihm aber nicht zustehen, sie auf der Konferenz zu äußern. Der Sovjet nahm einen anderen Standpunkt ein. Er hatte bereits den früheren Arbeitsminister Skobeleff zu seinem Vertreter gewählt und diesem Instruktionen erteilt, die seinen eigenen ultrapazifistischen Empfindungen entsprachen. Die Regierungen der Verbündeten anderseits waren bereit, mit den russischen Delegierten die Lage inoffiziell zu besprechen, doch wünschten sie nicht, die Frage der Friedensbedingungen auf einer regelrechten Konferenz aufgerollt zu sehen. Überdies war die Teilnahme eines Sovjetvertreters an einer solchen Konferenz nicht nach ihrem Geschmack. Ich persönlich hielt es für einen Fehler, uns einer Diskussion der Friedensbedingungen zu widersetzen und wegen Skobeleffs Teilnahme Schwierigkeiten zu machen. Eine solche Diskussion, legte ich dar, brauchte uns in keiner Weise bloßzustellen, wogegen wir damit rechnen könnten, daß Tereschenko Skobeleff im Zaume halten werde. Ich wollte die Sozialisten aus zwei Gründen bei guter Laune erhalten. Erstens mußten wir versuchen, Rußland bei der Stange zu halten

(wenn wir auch nicht erwarten konnten, daß es im Kriege eine mehr als passive Rolle spielen werde), denn seine großen Ressourcen durften nicht den Deutschen zugänglich werden. Zweitens fürchtete ich, wir würden zum Siege des Bolschewismus beitragen, wenn wir die gemäßigteren Sozialisten in die Opposition trieben.

Am 31. hielt Tereschenko im Provisorischen Rat eine Rede, in der er sich gegen das Verlangen des Sovjet nach einer eigenen Vertretung auf der Konferenz aussprach. Auch griff er heftig die Instruktionen an, die Skobeleff erhalten hatte. Seine Rede sagte aber nicht genug, um die Rechte zu befriedigen, während die Sozialisten sich beklagten, daß seine unnachgiebige Stellungnahme in der Frage der Instruktionen eine gemeinsame Arbeit der Regierung und der Demokratie fast unmöglich mache. In der darauf folgenden Diskussion wurde Tereschenko schwer angegriffen. Am nächsten Tage teilte Skobeleff Kerensky mit, die revolutionäre Demokratie werde den Gedanken aufgeben, sich auf der Konferenz vertreten zu lassen, wenn die Regierung nicht jemanden anderen als Tereschenko nach Paris entsende. Kerensky befragte die Führer der verschiedenen demokratischen Gruppen: alle unterstützten Skobeleff. Sie sagten ihm, die Regierung würde ihren Beziehungen zum linken Flügel des Provisorischen Rates ernstlich schaden, wenn Tereschenko zur Konferenz ginge.

KAPITEL XXXI

1917

Durch einige Wochen zirkulierten Gerüchte über eine Erhebung der Bolschewiken. Man erwartete allgemein, sie würde einige Wochen vor dem Zusammentritte des allrussischen Kongresses der Sovjets stattfinden. Tereschenko hatte sogar zugegeben, daß die meisten Truppen der Garnison von den Bolschewiken gewonnen seien. Kerensky war eher optimistisch In meiner kürzlich stattgehabten Unterhaltung mit ihm hatte er mehr als einmal ausgerufen: „Ich wünschte nur, sie kämen. Dann werde ich sie niederwerfen." Tereschenko sollte am 8. November nach London reisen, um zur Pariser Konferenz zu gehen. Wir sollten ihn begleiten, da die Regierung mich über die Lage in Rußland konsultieren wollte.

Ich denke, meine Leser werden der Entwicklung der Ereignisse während der letzten zwei Monate meines Aufenthaltes in Rußland besser folgen können, wenn ich Auszüge aus meinem Tagebuche wiedergebe.

„2. November.

Tereschenko, den ich nachmittags im provisorischen Rate traf, erzählte mir, Skobeleff habe heute eine versöhnlichere Sprache geführt. Er hätte gesagt, die ihm zuteilgewordenen Instruktionen stellten nicht Forderungen, sondern die Wünsche der russischen Demokratie vor, wie sich ihr Vertreter in dem Falle zu verhalten hätte, wenn die darin angeführten Gegenstände auf der Konferenz zur Sprache kämen. Die Frage, ob Skobeleff mit nach Paris gehen werde, würde erst Montag, den 5., nach Schluß der Debatte erledigt werden. Mr. Balfours kürzlich im House of Commons abgegebene Erklärung, daß auf der Konferenz ausschließlich über die Kriegführung verhandelt werden solle, hat Tereschenko sehr beunruhigt. Er sagte, diese Erklärung habe die Schwierigkeiten für ihn vergrößert. Natürlich müsse die Kriegführung das Hauptthema der Diskussionen sein, doch sei es unnötig gewesen, der russischen Demokratie in einem so kritischen Augenblicke wie dem gegenwärtigen zu sagen, daß jede Erörterung unserer Kriegsziele verboten sei."

„3. November.

Der Kriegsminister Verkhovsky hat demissioniert. Er hatte immer behauptet, daß man den Truppen in den Schützengräben sagen müßte, wofür sie kämpften. Wir hätten daher unsere Friedensbedingungen zu veröffentlichen und die Verantwortung für die Fortdauer des Krieges auf die Deutschen zu wälzen. Bei der gestrigen Abendsitzung des Komitees des Provisorischen Rates scheint er vollkommen den Kopf verloren zu

haben. Er erklärte, Rußland müsse sofort Frieden schließen und nach Friedensschluß müsse ein militärischer Diktator ernannt werden, um die Aufrechterhaltung der Ordnung zu gewährleisten. Als Tereschenko, unterstützt von allen anderen Mitgliedern des Komitees, die Zurücknahme dieser Erklärung verlangte, bot der Kriegsminister seine Demission an, die angenommen wurde."

„*3. November.*

Nachmittags traf eine Wache von Kadetten der Militärschule zum Schutze der Botschaft ein. Das zeigt das Nahen eines Sturmes an."

„*5. November.*

Heute Morgen hörte ich, das Exekutivkommitee der Sovjets habe sich entschieden, eine Regierung zu bilden. Um 12½ Uhr sandte mir einer der Kadetten die Nachricht, daß die Bolschewiken die Minister in einigen Tagen von ihren Posten entfernen würden.

Um 1 Uhr kamen die drei Minister Tereschenko, Konowaloff und Tetriakoff, die ich zum Frühstück geladen hatte. Sie schienen ganz gleichmütig. Auf meine Bemerkung, ich hätte nach am Morgen erhaltenen Berichten sie kaum mehr zu sehen erwartet, erwiderten sie, diese Nachrichten seien zum mindesten verfrüht. Tereschenko erzählte mir dann, er sei gestern abend zu Kerensky gegangen und habe ihn überredet, einen Haftbefehl gegen das Exekutivkomitee der Sovjets zu erlassen. Nach seinem Fortgang sei jedoch dieser Befehl auf den Rat einer dritten Person widerrufen worden. Alle drei versicherten mir, die Regierung habe genügend Macht hinter sich, die Lage zu meistern. Tetriakoff sprach jedoch sehr geringschätzig von Kerensky. Er sagte, dieser sei zu sehr Sozialist, als daß von ihm eine Unterdrückung der Anarchie erwartet werden könnte. Ich sagte ihm, ich verstünde nicht, wie eine Regierung, die sich selbst respektiere, Trotzky erlauben könne, die Massen zu Mord und Raub aufzureizen. Konowaloff gab mir recht. Die russische Revolution hätte, führte er aus, mehrere Phasen durchgemacht, und wir wären jetzt bei der letzten angelangt. Er hoffe, daß ich vor meiner Abreise nach England eine große Änderung der Lage erleben werde. Ich wandte mich zu Tereschenko und sagte: ‚Ich werde erst daran glauben, daß wir wirklich reisen, wenn wir im Zuge sitzen.' ‚Und ich erst, bis wir die schwedische Grenze passiert haben', erwiderte er.

Wenn Kerensky mit seinen Kollegen, die eine feste, beharrliche Politik vertreten, nicht Hand in Hand gehen will, so ist es besser, er geht ehebaldigst. Die Regierung ist nur dem Namen nach eine Regierung. Die Dinge können nicht viel schlechter werden, als sie gegenwärtig sind. Selbst wenn die Regierung den Bolschewiken Platz machen müßte, so könnten sich diese nicht lange halten und es würde früher oder später zu einer Gegenrevolution kommen.

Tereschenko sprach nachmittags wieder im Provisorischen Rat, doch die Abstimmung ergab eine Majorität gegen die Regierung. Die schließlich angenommene Resolution verdammte wohl die beabsichtigte Bolschewiken-Erhebung, machte jedoch die Regierung für die Krise verantwortlich. Sie stellte fest, daß die Situation nur noch gerettet werden könne, wenn die Bodenkontrolle den Landkomitees übergeben werde und die Verbündeten

veranlaßt werden könnten, ihre Bedingungen zu veröffentlichen und Friedensverhandlungen zu beginnen. Überdies befürwortete sie, um jeder gegenrevolutionären oder umstürzlerischen Bewegung den Boden abzugraben, die Bildung eines Wohlfahrtsausschusses aus Mitgliedern der Organe der revolutionären Demokratie, der in Übereinstimmung mit der provisorischen Regierung handeln sollte."

„6. November.

Tereschenko erzählt mir, daß es während der Nacht in den Vorstädten und einzelnen Stadtteilen zu Unruhen gekommen sei. Die Bolschewiken hätten eine bewaffnete Demonstration beabsichtigt, im letzten Augenblicke jedoch den Mut verloren und die Demonstration abgesagt. Sie hätten ferner ein revolutionäres Militärkomitee gebildet, das an die Truppen die Aufforderung erlassen habe, jedem von ihm nicht gegengezeichneten Befehl den Gehorsam zu verweigern.

Um 3 Uhr morgens wurden die Druckerpressen mehrerer Bolschewikenzeitungen, deren Unterdrückung die Regierung beschlossen hatte, beschlagnahmt. Tereschenko erwartet, dies werde einen Bolschewikenaufstand hervorrufen. Er drängt Kerensky zur Verhaftung der Mitglieder des revolutionären Militärkomitees und will auf keinen Fall nach London abreisen, ehe sich nicht die Lage geklärt hat."

„7. November.

Gestern abends hat das Exekutivkomitee des Sovjet beschlossen, die Minister zu verhaften und selbst eine Regierung zu bilden. Als ich heute früh an das Ministerium telephonierte, erfuhr ich, daß Tereschenko die Idee, nach London zu fahren, gänzlich aufgegeben habe und mich nicht sehen könne. Etwas später hörte ich, daß sich die gesamte Garnison den Bolschewiken angeschlossen habe und die ganze Stadt einschließlich der Staatsbank, der Bahnhöfe und der Post- und Telegraphenämter in deren Händen sei.

Alle Minister befinden sich im Winterpalast. Ihre Automobile, die unbewacht auf dem angrenzenden Platze standen, sind von den Soldaten entweder beschädigt oder beschlagnahmt worden. Um 10 Uhr morgens sandte Kerensky einen Offizier hinaus, der versuchen sollte, ihm ein anderes Auto zu verschaffen. Der Offizier traf Whitehouse, einen der Sekretäre der Botschaft der Vereinigten Staaten, und überredete ihn, Kerensky einen Wagen mit der amerikanischen Flagge zu leihen. Sie fuhren zusammen zum Winterpalast. Kerensky sagte Whitehouse, daß er beabsichtige, nach Luga zu fahren, um die Truppen zu treffen, die er von der Front angefordert habe. Er bat ihn dann, die Botschafter der Alliierten zu ersuchen, die bolschewistische Regierung nicht anzuerkennen, da er hoffe, am 12. mit genügenden Truppen zurück zu sein, um die Situation einrenken zu können. Um 4 Uhr früh wandte sich die provisorische Regierung an die Kosaken. Doch diese weigerten sich, allein auszurücken. Sie hatten Kerensky nicht vergeben, daß er sie nach der Juli-Erhebung, in der einige ihrer Kameraden getötet worden waren, gehindert hatte, die Bolschewiken niederzuringen. Auch daß er ihren erwählten Führer Korniloff des Verrates bezichtigt hatte, vergaßen sie ihm nicht.

Um 8 Uhr trafen der Kreuzer ‚Aurora' und drei andere Schiffe aus Kronstadt ein und landeten Matrosen, während die Panzerwagendetachements, die sich ursprünglich für die Regierung erklärt hatten, jetzt zu den Bolschewiken übergingen. Obgleich während des ganzen Tages geschossen wurde, stießen die Bolschewiken eigentlich auf keinen Widerstand. Die Regierung hatte verabsäumt, eine Macht zu ihrem eigenen Schutze zu organisieren. Nachmittag ging ich den Kai entlang zum Platze des Winterpalastes und beobachtete aus einiger Entfernung die Truppen, die eines der Regierungsgebäude umstellt hatten, dessen Räumung verlangt worden war. Der Anblick der Kais war bis auf die in der Nähe der Brücken postierten Gruppen bewaffneter Soldaten mehr oder weniger normal."

„8. November.

Gestern um 6 Uhr abends nahmen Panzerwagen rund um den Winterpalast Aufstellung. Kurz darauf erschienen Delegierte des revolutionären Komitees und verlangten die bedingungslose Übergabe. Als keine Antwort erfolgte, gaben um 9 Uhr abends einige blinde Kanonenschüsse der Festung und des Kreuzers ‚Aurora' das Signal zum Angriff. Das darauf gefolgte Bombardement dauerte ununterbrochen bis 10 Uhr; dann trat eine Feuerpause ein. Um 11 Uhr begann es wieder. Wir beobachteten von unseren Fenstern, daß die Tramways während der ganzen Zeit wie gewöhnlich über die Troitskibrücke verkehrten. Die Besetzung des Palastes bestand hauptsächlich aus Kadetten der Militärschulen und einer Kompagnie eines Frauenbataillons. Russische Frauen haben an der Front gekämpft. Sie haben mit ihrem Mute und Patriotismus ein leuchtendes Beispiel gegeben, das die Männer hätte beschämen sollen. Die Verteidigung war jedoch nicht organisiert. Auf beiden Seiten gab es nur wenige Verluste. Die Minister müssen schreckliche Stunden durchgemacht haben. Sie gingen von einem Raum in den anderen und wußten nicht, welches Schicksal ihnen bevorstand. Um ½3 Uhr morgens waren die Angreifer durch einen Seitengang in den Palast gedrungen und hatten die Besatzung entwaffnet. Die Minister wurden verhaftet und mußten zu Fuß durch eine feindliche Menge zur Festung gehen. Sie scheinen vom Kommandanten gut behandelt worden zu sein, der es offenbar für klug hielt, sich mit dem Mammon des Unrechtes Freunde zu machen, — hatte er doch selbst zu irgendjemandem bemerkt, das Blatt könnte sich wenden und er sich eines Tages in den Zellen jener Gefangenen wiedersehen.

Ich ging nachmittags aus, um mir die durch die langwährende Beschießung des Vorabends entstandenen Beschädigungen des Winterpalastes anzusehen. Zu meiner Überraschung waren trotz der geringen Schußdistanz an der Flußseite nur drei Geschoßeinschläge zu bemerken. Auf der Stadtseite waren die Wände von Tausenden von Maschinengewehrkugeln durchsiebt, doch von den auf der anderen Seite des Palastplatzes aufgestellten Feldgeschützen hatte nicht ein Schuß das Gebäude getroffen. Im Innern hatten die plündernden Soldaten und Arbeiter großen Schaden angerichtet.

Abends kamen zwei Instruktionsoffiziere des Frauenbataillons zu meiner Frau und baten sie, die weiblichen Verteidiger des Winterpalastes zu

retten. Diese waren nach der Übergabe in eine der Baracken geführt und von den Soldaten sehr brutal behandelt worden. General Knox fuhr sofort zum Hauptquartier der Bolschewiken in das Smolny-Institut. Seine Bitten um sofortige Freilassung des Frauenbataillons wurden zuerst mit der Begründung abgeschlagen, daß diese Frauen mit Bomben und Revolvern bis zuletzt hartnäckigen Widerstand geleistet hätten. Seiner Energie und Beharrlichkeit war es zu danken, daß der Freilassungsbefehl schließlich doch unterzeichnet wurde. Die Frauen wurden so vor dem Schicksal bewahrt, dem sie unrettbar verfallen wären, wenn sie die Nacht in den Baracken zugebracht hätten."

„*9. November.*

Heute besuchte mich der Präsident des Provinzialrates Aksentieff. Er versicherte mir, die Bolschewiken würden sich nicht lange halten, wenn es ihnen jetzt auch gelungen sei, die Regierung zu stürzen, die einen verbrecherischen Mangel an Voraussicht an den Tag gelegt habe. Gestern abends auf der Sitzung des Kongresses der allrussischen Sovjets seien sie vollkommen isoliert dagestanden. Alle anderen sozialistischen Gruppen hätten ihre Methoden verurteilt und sich geweigert, an den ferneren Ereignissen Anteil zu nehmen. Auch der Bauernrat hätte sich gegen sie ausgesprochen. Der Gemeinderat bilde ein Komitee für die öffentliche Sicherheit. Dieses werde aus Vertretern des Provisorischen Rates, des Zentralkomitees der Sovjets, des Bauernrates und des Komitees der Frontdelegierten bestehen. Die Truppen, die man aus Pskow erwarte, würden wahrscheinlich in zwei Tagen eintreffen. Ich sagte ihm, daß ich seine Zuversicht nicht teilte.

Heute erhielt ich von Mr. Balfour folgende Antwort auf mein Telegramm, mit dem ich ihm mein Verbleiben in Petrograd angezeigt hatte:

‚Ich würdige Ihre Absicht, auf Ihrem Posten verbleiben zu wollen, und möchte Sie hiermit nochmals der Sympathie der Regierung und ihres vollen Vertrauens in Ihre Besonnenheit und Ihr Urteil versichern. Sie haben natürlich volle Freiheit, nach Moskau oder an einen anderen Ort zu gehen, wenn Sie es für wünschenswert halten sollten. Geben Sie, bitte, auf Ihre persönliche Sicherheit besonders acht."

„*10. November.*

Die Bolschewiken haben eine Regierung gebildet. Lenin ist erster Kommissär und Trotzky Kommissär für auswärtige Angelegenheiten. Sie nennt sich der ‚Rat der Volkskommissäre' und steht unter der direkten Kontrolle des Zentralkomitees des allrussischen Sovjetkongresses. Trotzky ging heute nachmittags ins Ministerium, ließ das Personal kommen und sagte den Beamten, er hoffe, auf ihre Mitarbeit zählen zu können. Sie weigerten sich alle, einige der weiblichen Sekretäre sagten ihm sogar, er sei ein Deutscher. Er fragte Tattischeff, Tereschenkos *chef de cabinet*, ob die Botschafter ihn besuchen würden oder ob er ihnen den ersten Besuch machen müsse. Als man ihm sagte, es sei üblich, daß ein neuer Minister die Botschafter von der Übernahme seines Amtes schriftlich verständige, meinte er, solch ein Verfahren sei wohl unter dem alten Regime gut gewesen, doch passe es kaum für die gegenwärtigen Verhältnisse. Eine

Zeitung schrieb, er hätte mir einen Besuch gemacht, sei jedoch nicht über die Strohmatte vor meiner Türe gekommen. Darauf erhielt ich nachmittags ganz unverdienterweise einen Blumenstrauß mit einer Karte, auf der stand: ‚Von einigen Jung-Russen' und ‚Bravo! Danke!' Dem Beispiel des Personals des Ministeriums des Äußeren folgten die meisten anderen Ministerien. Der Regierungsapparat steht folglich still.

Der allrussische Sovjetkongreß veröffentlichte gestern einen Aufruf, der an die Demokratien aller kriegführenden Länder appelliert, ihm in der Befreiung der Menschheit von den Schrecken des Krieges beizustehen. Es wurde darin, um die Zeit für den Abschluß eines demokratischen Friedens ohne Annexionen oder Entschädigungen zu gewinnen, ein sofortiger Waffenstillstand von drei Monaten vorgeschlagen. Das Wort Annexionen, wurde erklärt, beziehe sich auf die zwangsweise Zurückbehaltung eines fremden Gebietes ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt der Besetzung. Ferner beschloß der Kongreß die Verstaatlichung des Bodens.

Das Komitee für die öffentliche Sicherheit scheint die Bildung einer rein sozialistischen Regierung bei Ausschluß, jedoch mit Unterstützung der Kadetten zu begünstigen. Seine Mitglieder sind einig in dem Wunsche, die Bolschewiken zu unterdrücken. Aber damit endet auch ihre Einigkeit. Einige möchten das Friedens- und Bodenreformprogramm der Bolschewiken annehmen, während sich die anderen dagegen entschieden wehren.

Paget telegraphiert aus Kopenhagen, unser Militärattaché habe von einem entsprungenen russischen Kriegsgefangenen erfahren, daß er von den Deutschen als Agent für die antibritische Propaganda in Petrograd engagiert worden sei. Nach seiner Angabe hätte er mit den Maximalisten Fühlung suchen und unter anderem meine Ermordung betreiben sollen.

Ich habe auch die Kopie eines Flugblattes erhalten, das die Deutschen kürzlich durch ihre Aeroplane bei den russischen Truppen an der Südfront abwerfen ließen. Es sagt diesen, sie seien wohl den Zaren Nikolaus losgeworden, doch der britische Botschafter throne noch immer als Zar in Petrograd und habe der russischen Regierung seinen Willen aufgezwungen. Solange er in Rußland herrschen und russisches Blut trinken werde, würden sie niemals zu Frieden und Freiheit kommen.

Es ist Korniloff gelungen zu entkommen. Er hat sich mit Kaledin im Süden vereinigt. Man hält sie für die Herren des Donezbeckens. Kerensky ist bei allen Parteien in Mißkredit geraten. Wenn die Truppen überhaupt nach Petrograd kommen, werden sie nicht für die Wiedereinsetzung seiner Regierung kämpfen, sondern um die sozialistischen Gruppen zu unterstützen, die sich gegen die Revolution gewendet haben."

„*11. November.*

Die zwei letzten Tage vergingen ohne Störungen. Gestern glaubte man allgemein, Kerenskys Truppen müßten jeden Augenblick eintreffen und die Situation würde eine Lösung finden. In diesem Glauben ermutigte das Komitee für die öffentliche Sicherheit die Kadetten von zehn Militärschulen, die Telephonzentrale zu besetzen und auch in anderen Teilen der Stadt offensiv vorzugehen. Die Lage hatte sich infolgedessen neuerlich zugespitzt. Überall in der Stadt wird geschossen.

Unsere acht Kadetten zeichneten sich neulich dadurch aus, daß sie sich eine Kiste Whisky und eine Kiste Claret, die den Sekretären gehörten, aneigneten. Die meisten waren am nächsten Tage krank und einige verunreinigten die Hall. Anstatt uns zu beschützen, beschützten eher wir sie. Glücklicherweise wurden uns am Freitag polnische Soldaten mit einem Offizier als Wache beigestellt. So haben wir die Kadetten, als Zivilisten verkleidet, sicher nach Hause gebracht."

„*12. November.*

Die Telephonzentrale wurde gestern von einer aus Soldaten, Arbeitern und Matrosen zusammengesetzten Streitmacht, doch nicht ohne Verluste auf beiden Seiten, zurückerobert. Detachements mit Feldgeschützen umstellten dann die verschiedenen Militärschulen und verlangten bedingungslose Übergabe. Man erzählt sich, daß bei einer ernster Widerstand geleistet worden sei und die Verluste zweihundert Mann überschritten hätten. Mehrere Kadetten seien vom obersten Stockwerk aus dem Fenster geworfen worden. Um 10 Uhr abends waren die Bolschewiken wieder im Besitz der ganzen Stadt."

„*13. November.*

Kerensky hat uns wieder im Stich gelassen wie zur Zeit der Juli-Erhebung und der Korniloff-Affäre. Seine einzige Erfolgschance wäre ein schneller Vorstoß auf Petrograd mit allen ihm zur Verfügung stehenden Truppen gewesen. Doch er verschwendete die Zeit mit Redereien, erließ Befehle und Gegenbefehle, was die Truppen unwillig machte, und setzte sich erst in Bewegung, als es zu spät war. Die Bolschewiken haben Zarskoje besetzt und sind jetzt ihres Sieges sicher. In Petrograd werden sie von den Schiffen unterstützt, die sie aus Kronstadt kommen ließen. Eines liegt dicht bei der Botschaft vor Anker. Wenn die Kosaken jetzt versuchten, in die Stadt zu dringen, würde diese wahrscheinlich bombardiert werden. Wir sind so vollständig von der Außenwelt abgeschnitten, daß wir nur wenig von dem wissen, was in der Provinz vorgeht. In Moskau, wo in den letzten Tagen eine regelrechte Schlacht wütete, gewinnen die Bolschewiken wieder die Oberhand. Man sagt, die Zahl der Getöteten belaufe sich auf zweitausend. Die Stadt scheint einem betrunkenen Pöbel, dem die Schnapsmagazine in die Hände gefallen sind, ausgeliefert zu sein.

Niemandem in der Botschaft oder in der Kolonie ist bisher etwas geschehen, doch haben wir große Sorgen. Gestern wurde uns von zwei Seiten mitgeteilt, daß die Botschaft im Laufe der Nacht angegriffen werden solle. Außer unserer polnischen Garde schlafen noch sechs britische Offiziere im Hause. Knox, der als Oberbefehlshaber fungiert, ist das Bollwerk unserer Zuversicht. Obwohl die Bolschewiken, die mit den Verbündeten gut stehen möchten, kaum zu einem solchen Angriff ermutigen dürften, besteht doch die Gefahr, daß deutsche Agenten die rote Garde zu einem Überfall auf die Botschaft reizen könnten, um eine Reibung zwischen Großbritannien und Rußland hervorzurufen. Trotz der Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist das Leben gegenwärtig nicht sehr sicher. Heute morgen wurde ein russischer Unter-

offizier vor unseren Fenstern erschossen, weil er sich geweigert hatte, seinen Säbel einigen bewaffneten Arbeitern abzuliefern."

„14. November.

Heute besuchte mich Verkhovsky. Er sagte mir, Kerensky habe nicht gewollt, daß die Kosaken allein die Erhebung unterdrückten, da dies das Ende der Revolution bedeutet haben würde. Verkhovsky erklärte, die gemäßigten Sozialisten hätten noch immer eine Chance, die Regierung zu bilden. Wenn er ermächtigt würde, den Truppen zu sagen, daß die Verbündeten ihre Friedensbedingungen diskutieren und sie den Deutschen bekanntgeben wollten, könnte er viele den Bolschewiken abspenstig machen."

„17. November.

Die Kosaken, die unter Krasnoff nach Petrograd kommen sollten, haben sich den Bolschewiken angeschlossen. Kerensky ist als Matrose verkleidet entflohen. Die Lage ist jetzt hoffnungslos, da die Bolschewiken die Herren des Nordens und von Moskau sind. Obgleich Kaledin den Süden hält, besteht keine Chance mehr, daß er nach dem Norden vorzudringen vermöchte."

KAPITEL XXXII

1917

Kerenskys Regierung war wie das Zarentum ohne Kampf gefallen. Beide, Kerensky und der Zar, verschlossen ihre Augen gegen die sie bedrohenden Gefahren und beide hatten sich die Situation über den Kopf wachsen lassen, ehe sie Maßnahmen zu ihrem eigenen Schutze ergriffen. Erst als seine Uhr abgelaufen war, als es, wie Rodzianko telegraphierte, zu spät war, willigte der Zar ein, eine Konstitution zu gewähren. Mit Kerensky war es dasselbe. Er wartete und zögerte. Als er sich endlich zum Handeln aufraffen wollte, wurde er gewahr, daß die Bolschewiken sich der Unterstützung der Garnison versichert hatten, und nicht sie unterdrückt werden sollten, sondern er. Wenn ich für das Zarentum und die provisorische Regierung eine Grabschrift verfassen müßte, würde ich es mit zwei Worten tun: Versäumte Gelegenheiten.

Anfangs war Kerensky der Mittelpunkt des Revolutionsdramas. Er war der einzige unter seinen Kollegen, der Gewalt über die Massen hatte. Als glühender Patriot wünschte er für Rußland die Fortsetzung des Krieges bis zu einem demokratischen Frieden. Er wollte auch die Unordnung bekämpfen, damit sein Vaterland nicht die Beute der Anarchie werde. In den ersten Tagen der Revolution entfaltete er eine Energie und einen Mut, die in ihm den Mann vermuten ließen, der fähig wäre, diese Ziele zu erreichen. Doch er handelte nicht nach seinen Worten und versäumte bei jeder Krise die Gelegenheit, sie auszunützen. Er war, wie die nachgefolgten Ereignisse bewiesen, ein Mann des Wortes, aber nicht der Tat. Er hatte Chancen und nützte sie nicht aus. Er wollte immer losschlagen und schlug nie los. Er dachte mehr an die Rettung der Revolution als an die des Vaterlandes. Zum Schlusse verlor er beides. Als Haupt der Regierung mit allen Machtbefugnissen ausgestattet, von denen er nur spärlichen Gebrauch gemacht, trägt er die Hauptverantwortung für Rußlands Unterwerfung durch die Bolschewiken. Doch auch die übrigen Parteiführer können nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Die gemäßigten Sozialisten, die Kadetten und die anderen nichtsozialistischen Gruppen trugen ebenfalls ihr Teil zur schließlichen Katastrophe bei. Denn sie konnten in einer Krisis, die ein enges Zusammenwirken verlangte, ihre Parteidifferenzen nicht vergessen und arbeiteten nicht freudig zusammen für die Rettung ihres Vaterlandes. Die Sozialisten, von der Furcht vor einer Gegenrevolution besessen, wollten keine Maßnahmen ergreifen, welche die Armee zu einer wirklichen Kampfkraft gemacht hätten. Die Kadetten dagegen bestanden mit Recht auf

der Wiederherstellung der Disziplin in der Armee und der Aufrechterhaltung der Ordnung im Hinterlande. Doch anstatt die Sozialisten durch korrekte Haltung zu überzeugen, daß sie von einer gutdisziplinierten Armee nichts zu fürchten hätten, riefen sie den Eindruck hervor, als arbeiteten sie heimlich für eine Gegenrevolution, bei der die Armee der Hauptfaktor sein sollte. Unglücklicherweise erlaubte der Parteigeist keine gemeinsame Anstrengung gegen den gemeinsamen Feind. Die Unfähigkeit der Russen zusammenzuarbeiten, selbst wenn das Schicksal des Vaterlandes auf dem Spiele steht, muß man fast einen Defekt der Nation nennen. Einst sagte einer von Rußlands Staatsmännern zu mir: „Wenn ein Dutzend oder mehr Russen um einen runden Tisch sitzen und eine wichtige Frage besprechen, wird es Stunden dauern, ehe sie einen Entschluß fassen, und es wird mit Streit enden." Das einzige Mitglied der Regierung, das immer, aber vergebens versuchte, seine Kollegen zu einer festen Politik anzuhalten, war Tereschenko. Da er keiner Partei angehörte, dachte er nur an sein Vaterland. Er dachte jedoch infolge seines übelangebrachten Vertrauens zu Kerensky zu optimistisch über die Situation und verleitete auch mich manchesmal hierzu. Als es zu spät war, wurde er sich dessen bewußt, welch schwankes Rohr sein erwählter Führer war.

Die Bolschewiken dagegen waren eine kompakte Minorität entschlossener Männer, die wußten, was sie wollten und wie es zu erreichen sei. Sie hatten die besten Köpfe auf ihrer Seite und entwickelten mit Hilfe ihrer deutschen Beschützer ein Organisationstalent, das man ihnen anfänglich gar nicht zugetraut hätte. So sehr ich ihre terroristischen Methoden verabscheue und den Ruin und das Elend beklage, die sie über ihr Vaterland gebracht haben, muß ich doch zugeben, daß Lenin und Trotzky ungewöhnliche Männer sind. Die Minister, in deren Hände Rußland sein Schicksal gelegt, hatten sich alle als schwach und unfähig erwiesen. Die zwei einzigen wirklich starken Männer, die es während des Krieges hervorgebracht hatte, waren durch eine grausame Schicksalsfügung dazu bestimmt, seinen Ruin herbeizuführen. Als sie zur Macht gelangten, waren sie noch unbekannte Größen. Niemand glaubte, daß sie sich lange halten würden. Tatsächlich konnte man bezüglich der Zukunft nur im Dunkeln tappen. Ich gebe meine allgemeinen Eindrücke aus jenen Tagen wieder, ohne die Zukunft prophezeien zu wollen. Wie man aus den folgenden Tagebuchaufzeichnungen sehen wird, waren diese Eindrücke nicht immer richtig.

„18. November.

Die Bolschewiken gewinnen an der Front neue Anhänger. Die ukrainische Partei hat mit ihnen gemeinsame Sache gemacht. Sie haben unter den Arbeitern Waffen verteilt."

„19. November.

In der Bildung einer sozialistischen Koalitionsregierung ist kein Fortschritt zu verzeichnen. In den Reihen der Bolschewiken kam es zu einer ernsten Spaltung. Acht der vierzehn Kommissäre haben als Protest gegen so willkürliche Maßnahmen wie die Einschränkung der Preßfreiheit demissioniert. Die Regierung liegt jetzt in den Händen einer kleinen Clique von Extremisten, die dazu neigen, dem Lande ihren Willen durch her-

rische Methoden aufzuzwingen. Die Unzufriedenheit unter den Soldaten und Arbeitern wächst infolge der Verlängerung der Krise. Mehrere Fabriken haben Delegierte zum Smolny-Institute geschickt und den Bolschewiken sagen lassen, sie müßten mit den anderen sozialistischen Organisationen zu einer Verständigung kommen. Einige von ihnen führten eine sehr offene Sprache. Sie sagten, Lenin und Trotzky wollten, wie auch Kerensky, nur in Nikolaus' Bett schlafen. Man hoffte zuerst, die Lossagung so vieler ihrer Führer würde die gemäßigteren Mitglieder der Partei den Vertretern der anderen sozialistischen Gruppen näher bringen und die Bildung einer Regierung mit Ausschluß Lenins und Trotzkys möglich werden. Diese Hoffnung hat sich nicht verwirklicht. Die Extremisten machen jetzt große Anstrengungen, den linken Flügel der sozialrevolutionären Partei zu gewinnen und die sich zurückziehenden Mitglieder der eigenen Partei zur Rückkehr zu bewegen. Gelingt ihnen das, so ist ihre Position für einige Zeit gesichert. Wenn jedoch der von ihnen verheißene Frieden lange auf sich warten läßt und die Versorgung mit Brot, die täglich knapper wird, versagt, werden sich die Massen wahrscheinlich erheben und sie fortjagen. Mit Ausnahme der Angestellten des Kriegsministeriums streikt die Mehrzahl des Personals der anderen Ämter. Der Vorrat an Kohle für die Eisenbahnen schmilzt gefährlich zusammen. Die Armee und die großen Städte sind von Hungersnot bedroht. Früher oder später muß der ganze Regierungsapparat zusammenbrechen. Was dann geschehen wird, kann man nicht sagen. Manche Leute erklären, wir würden in wenigen Monaten wieder eine Monarchie haben. Obwohl ein großer Teil der Bevölkerung von der Revolution enttäuscht ist, weiß ich nicht, wie sich ein solcher Wechsel vollziehen sollte. Vielleicht gelingt es Kaledin, die Armee um sich zu sammeln, doch besteht dafür nur wenig Wahrscheinlichkeit. Jetzt zählt nur die Gewalt und solche besitzen nur die Bolschewiken, da die bürgerlichen Parteien nicht organisiert sind. Während der letzten Kämpfe in Petrograd und Moskau standen die Kadetten der Militärschulen allein auf der Seite der Regierung. Doch ohne Offiziere und an Zahl unterlegen, opferten sie ihr Leben umsonst. Man sagt, in Moskau hätten die Verluste mehr als fünftausend Menschen betragen, da durch das wilde Schießen der roten Garde auch die Zivilbevölkerung schwer gelitten habe.

Augenblicklich ist hier alles ruhig. Sollte aber die Lebensmittelversorgung versagen, würde die Situation sehr ernst werden. Als Vorsichtsmaßregel haben wir Vorräte in die Botschaft geschafft und das Personal sowie die den verschiedenen Militärmissionen angehörenden Offiziere zu einer starken Besatzung zusammengestellt, die im Bedarfsfalle die Botschaft verteidigen würde."

„*20. November.*

Ich kann Petrograd nicht verlassen, da meine Anwesenheit die Kolonie beruhigt. Es ist besser, ich bleibe und warte die Ereignisse ab. Meine verbündeten Kollegen, mit denen ich die Haltung besprach, die wir gegenüber der neuen Regierung, wenn sie einmal gebildet sein wird, einnehmen sollten, stimmten darin überein, daß wir sie nicht offiziell anerkennen

könnten. In der Frage, ob wir mit ihr inoffiziell in Verbindung treten sollten, waren die Ansichten geteilt. Nach meiner persönlichen Meinung müssen wir wegen der Behandlung gewisser laufender Angelegenheiten einen Kontakt herstellen.

Mr. Balfour stimmte zu, daß dies im Interesse der Kolonien der Verbündeten wichtig wäre. Es wurde daher bestimmt, daß im Bedarfsfalle unsere Konsuln die Verbindung zwischen uns und der russischen Regierung herstellen sollten."

„*20. November.*

Skobeleff, der Ex-Arbeitsminister, und Chaikovsky, der Präsident des Provisorischen Rates, die jetzt, wie sie sagen, die arbeitenden Klassen und die Bauern vertreten, besuchten mich heute. Sie erzählten mir, eine sozialistische Regierung mit Ausschluß der Bolschewiken sei im Begriffe, sich zu bilden. Sie würde Vertreter der Kosakendemokratie einschließen und von den Kadetten unterstützt werden. Auf meine Frage, wie sie die Bolschewiken zu beseitigen beabsichtigten, erwiderten sie: durch Gewalt. Sie behaupteten, für diesen Zweck auf genug Truppen zählen zu können, denn die Armee mache sich nichts aus den Bolschewiken, sie wolle nur Frieden. Rußland sei zerrüttet und könne nicht mehr kämpfen. Um jedoch Erfolg zu haben, müßten sie ermächtigt werden, der Armee zu sagen, daß die Verbündeten bereit seien, die Friedensbedingungen zu beraten und den Krieg zu einem schnellen Ende zu bringen. Eine solche Versicherung, meinten sie, würde sie den Bolschewiken gegenüber, mit denen die Verbündeten nicht verhandelten, in Vorteil setzen.

Ich erwiderte, wenn auch die Verbündeten einwilligten, mit einer derart zusammengesetzten Regierung die Friedensbedingungen zu besprechen, könnten sie doch bezüglich einer schnellen Beendigung des Krieges keine Versicherungen geben. Denn nach all den gebrachten Opfern könnten sie nicht einen verfrühten Friedensschluß akzeptieren, der keine Garantien für die Zukunft böte. Rußland würde nur unter den ungünstigsten Bedingungen Frieden schließen können. Es sei daher nur sein eigenstes Interesse, ohne offensiv vorzugehen, auszuhalten, bis wir Deutschland geschlagen hätten. Skobeleff und Chaikovsky berieten und sagten dann, wenn sie die Versicherung erhielten, daß die Verbündeten eine Konferenz zur Erörterung der Friedensbedingungen einberufen und sich um eine Verständigung bemühen wollten, könnten sie vielleicht eine kleine Armee für Verteidigungszwecke aufstellen. Skobeleff, der abends zur Stavka abreisen wollte, fragte mich, ob er vorläufig in meinem Namen eine Versicherung in diesem Sinne abgeben dürfe. Ich antwortete ihm jedoch, ich würde diesen Vorschlag meiner Regierung unterbreiten. Das sei alles, was ich tun könne."

„*21. November.*

Schriftsetzer hielten heute eine Protestversammlung gegen die Unterdrückung so vieler Zeitungen ab. Auf ihre Streikdrohung wurde ihnen geantwortet, wenn sie ihre Drohung wahrmachen sollten, würden sie von Soldaten gezwungen werden, vierundzwanzig Stunden im Tag zu

arbeiten. Die Soldaten würden hinter ihnen stehen und sie mit Bajonettstichen anspornen, wenn sie in ihrer Arbeit nachließen.

Die folgende Geschichte ist wert, wiederholt zu werden, denn sie illustriert die merkwürdige Mentalität des russischen Bauern. Sie wurde mir von einem Freunde erzählt, der für ihre Wahrheit einsteht. Ein Gutsherr wurde kürzlich von den Bolschewiken zum Tode verurteilt. Seinen Bauern wurde befohlen, das Urteil zu vollstrecken. Eines Morgens gingen sie zu ihm, fielen auf die Knie, küßten seine Hand und dankten ihm, daß er ihnen ein so guter Herr gewesen sei. Sie müßten jedoch den erhaltenen Befehlen gehorchen und ihn daher bitten, sie zu begleiten. Sie brachten ihn dann in ein benachbartes Gehölz und töteten ihn in kaltblütigster Weise.

Auf Lenins Instruktion befahl Fähnrich Krilenko, der Leiter des Kriegsministeriums, am 20. November dem Oberkommandierenden General Dukhonin, den Deutschen mittels Funkspruches einen Waffenstillstand und die Eröffnung von Friedensverhandlungen anzubieten. Dem Befehl war hinzugefügt, daß die Vertreter der Verbündeten in Petrograd von diesem Schritt der Regierung schon benachrichtigt seien. Diese Erklärung war nicht korrekt, denn erst am 21. spät abends erhielt ich von Trotzky ein Schreiben, in dem er mir die Bildung der Regierung und den Vorschlag eines Waffenstillstandes und der sofortigen Eröffnung von Friedensverhandlungen anzeigte. Ferner gab Trotzky am selben Tage seine Absicht bekannt, die Geheimverträge zu veröffentlichen.

In meiner telegraphischen Meldung an das Auswärtige Amt schlug ich vor, Trotzkys Note nicht zu beantworten. Seiner Majestät Regierung möge aber im *House of Commons* erklären, sie sei bereit, mit einer legal konstituierten Regierung über Friedensbedingungen zu diskutieren. Sie könne jedoch nicht mit einer Regierung verhandeln, die die von einer ihrer Vorgängerinnen im Vertrage vom 5. September 1914 übernommenen Verpflichtungen gebrochen habe.

General Dukhonin hat erwidert, er stimme bei, daß es in Rußlands Interesse liege, Frieden zu schließen. Seiner Meinung nach könnten jedoch Friedensverhandlungen nur von einer Regierung wirksam geführt werden, die vom ganzen Lande anerkannt sei. Er ist darauf vom Fähnrich Krilenko abgesetzt worden. In einer Proklamation forderte dieser dann die verschiedenen Komitees in der Armee auf, Vertreter zu wählen und Verhandlungen für einen sofortigen Waffenstillstand zu eröffnen.

Chaikovsky besuchte mich heute vor seiner Abreise an die Front. Er erzählte mir, ungefähr zwanzig repräsentative Männer seien schon hingefahren, um eine neue Regierung zu bilden und eine Macht zu organisieren, die stark genug wäre, die Bolschewiken zu unterdrücken. Er sprach mit großer Zuversicht von dem nahen Fall der Bolschewiken. Ich sagte ihm, ich teilte sein Vertrauen nicht. Er müßte zugeben, daß die Bolschewiken ihm und seinen Freunden durch das Angebot eines Waffenstillstandes den Vorrang abgelaufen hätten."

„*24. November.*

Der Bürgermeister von Petrograd besuchte mich heute und versicherte

mir, die russische Demokratie verdamme die Eröffnung von Verhandlungen über einen Separat-Waffenstillstand und die Publikation der Geheimverträge. Er beurteilt die politischen Aussichten viel zu optimistisch. Im Verlaufe unserer Unterhaltung bemerkte er, die Abreise der Vertreter der Verbündeten aus Rußland würde für die wahre Demokratie und für alle Klassen des Landes mit Ausnahme der Bolschewiken ein harter Schlag sein."

„*25. November.*

Die militärischen Vertreter der Alliierten im Hauptquartier haben bei Dukhonin gegen die Verletzung des Vertrages vom September 1914 offiziell protestiert. Sie sagten ihm, daß diese Verletzung die ernstesten Folgen haben könne. Die in den letzten Worten enthaltene Drohung wurde dahin ausgelegt, daß wir Japan veranlassen wollten, Rußland anzugreifen. Dieser Schritt war ungeschickt und hat uns nur geschadet. Trotzky hat daraufhin einen feurigen Appell an die Soldaten, Bauern und Arbeiter erlassen und gegen unsere Einmengung in Rußlands Angelegenheiten protestiert. Er sagte ihnen, unsere imperialistischen Regierungen versuchten, sie in die Schützengräben zurückzupeitschen und aus ihnen Kanonenfutter zu machen. Er drängte die Soldaten, Vertreter zu wählen und sofort Verhandlungen mit den Deutschen zu eröffnen.

Heute beginnen die Wahlen für die Konstituante. Auf der gestrigen Versammlung der Garnison, die von Vertretern aller politischen Gruppen besucht war, erhielten die Bolschewiken eine Art Vertrauensvotum."

„*27. November.*

Trotzky hat den Militärattachés der Verbündeten eine Note übermitteln lassen, in der er behauptet, seine Regierung wünsche keinen Separatfrieden, sondern einen allgemeinen. Sie sei jedoch auf jeden Fall entschlossen, Frieden zu machen. Die Note schließt mit der Bemerkung, es würde Schuld der verbündeten Regierungen sein, wenn Rußland einen Separatfrieden schließen müßte."

„*27. November.*

Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß wir gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Ich telegraphierte daher dem Auswärtigen Amt einen eigentlich von Knox herrührenden Gedanken:

Ich teile die schon von General Knox ausgedrückte Ansicht, daß wir unsere Haltung neu erwägen müssen, da die Situation hier so verzweifelt geworden ist. Meiner Meinung nach bleibt uns nichts anderes übrig, als Rußland sein Wort zurückzugeben. Wir könnten dem russischen Volke sagen, wir wüßten, wie zerrüttet Rußland durch den Krieg und die von einer großen Revolution unzertrennliche Desorganisation sei. Wir überließen ihm daher die Entscheidung, ob es auf Deutschlands Bedingungen Frieden schließen oder mit den Verbündeten weiterkämpfen wolle; diese seien entschlossen, die Waffen nicht niederzulegen, ehe sie nicht bindende Garantien für den Frieden der Welt errungen hätten.

Mein einzigstes Streben war immer, Rußland im Kriege zu erhalten.

Man kann jedoch eine erschöpfte Nation nicht zwingen, gegen ihren Willen zu kämpfen. Wenn Rußland etwas zu einer nochmaligen Anstrengung bringen kann, so ist es der Gedanke, daß es vollkommen frei, ohne Druck der Verbündeten handeln könne, wie es ihm gefällt.

Deutschland scheint einen irreparablen Bruch zwischen uns und Rußland herbeiführen und sich den Weg zu einem Protektorat über Rußland ebnen zu wollen. Wenn wir auf unserem Vertrag von 1914 bestehen, so spielen wir Deutschland in die Hand. Jeder Tag, den wir Rußland gegen seinen Willen zum Kriege zwingen, verbittert das Volk nur noch mehr gegen uns. Wenn wir es von seinen Verpflichtungen entbinden, so wird sich — wenn der Friede sich verzögert oder unter zu schweren Bedingungen erkauft wird — der Groll des Volkes gegen Deutschland richten. Für uns ist die Durchkreuzung dieses letzten deutschen Schachzuges eine Lebensfrage, denn eine russisch-deutsche Allianz nach dem Kriege würde eine beständige Bedrohung Europas und besonders Großbritanniens bedeuten.

Ich bin nicht für die Verhandlungen mit den Bolschewiken. Schlagen wir dagegen den von mir angedeuteten Kurs ein, so nehmen wir ihnen den Wind aus den Segeln. Dann können sie den Verbündeten nicht mehr vorwerfen, daß diese für ihre imperialistischen Ziele die russischen Soldaten zur Schlachtbank treiben."

„28. November.

Ich erhielt heute von Trotzky ein Schreiben, in dem er die Freilassung zweier Russen — Tschitscherin und Petroff — verlangt, die wegen defaitistischer Propaganda unter unseren Arbeitern interniert worden sind. In der Note hieß es weiter, die russische Demokratie würde die Einkerkerung zweier unschuldiger Landsleute nicht dulden und auch britische Untertanen nicht ungestraft herumgehen lassen, die eine gegenrevolutionäre Propaganda entfalten."

„3. Dezember.

Ich höre, daß Trotzky auf mich sehr böse ist, weil ich seine Note nicht beantwortete. Als ich Konsul Woodhouse zu ihm sandte, um für einige unserer Landsleute die Erlaubnis zur Heimreise zu erhalten, sagte er, kein britischer Untertan werde Rußland verlassen dürfen, ehe nicht die Frage der zwei internierten Russen zufriedenstellend erledigt sei. Tschitscherin sei sein persönlicher Freund. Er beabsichtige, ihn zu seinem diplomatischen Vertreter in einer der Hauptstädte der Verbündeten zu ernennen. Deshalb wünsche er vor allem dessen Freilassung. Er drohte, gewisse britische Untertanen, von denen er wüßte, daß sie Gegenrevolutionäre seien, verhaften zu lassen, wenn unsere Regierung sich weigern würde, Tschitscherin freizulassen.

Gegen ½10 Uhr desselben Abends kam General Nießel, der französische Militärbevollmächtigte, zu mir. Er teilte mir mit, Trotzky hätte einem französischen Offizier, der Sozialist war und in enger Fühlung mit den Bolschewiken stand, gesagt, daß er gegen mich besonderen Groll hege, nicht weil ich meine Regierung gegen ihn aufwiegelte, sondern weil ich

seit dem Umsturz ununterbrochen mit Kaledin und dem Komitee für öffentliche Sicherheit in Verbindung stände und diesem sogar Mittel versorgt hätte. Er erwäge daher, mich zu verhaften. Wenn das zu einem Abbruch der Beziehungen mit meiner Regierung führen sollte, so würde er eine Anzahl britischer Untertanen als Geiseln ausheben. General Nießel glaubt nicht, daß Trotzky es wagen werde, mich in der Botschaft verhaften zu lassen, meinte aber, daß es bei einem meiner täglichen Spaziergänge geschehen könnte, um die Trotzky wüßte. Um mich aufzuheitern, fügte der General hinzu, nach seinen Forschungen wären die Zellen zwischen Nummer 30 und 36 die besten, und ich sollte mir dies für alle Fälle merken.

Ich nahm Trotzkys Drohung nicht allzu ernst und setzte meine Spaziergänge fort, ohne dabei Schaden zu nehmen. Nur einmal, als ich vom Kai in eine Seitenstraße abbog, wäre ich beinahe mitten in einen Kampf geraten, der am anderen Ende der Straße tobte. Glücklicherweise wurde ich aber von einer Freundin unseres Hauses, der Prinzessin Marie Trubetzkoi, aufgehalten, die gerade vorüberging. Sie versicherte, daß sie mir das Leben gerettet habe, und bestand darauf, mich heimzubegleiten, da ihrer Meinung nach mich niemand in Gesellschaft einer Dame angreifen würde."

„*4. Dezember.*

Unsere Lage wird sehr schwierig, da unsere Regierung unmöglich Drohungen nachgeben kann. Es ist für unsere Untertanen, die aus der Provinz herkommen, um heimzureisen, sehr unangenehm, die Unkosten eines unbestimmt langen Aufenthaltes tragen zu müssen. Ich möchte aber auch nicht die Mitglieder unseres Propagandabureaus verhaftet sehen. Trotzky hat mit seinem Argument nicht ganz unrecht. Wenn wir Russen verhaften, weil sie in einem Lande, das den Krieg fortsetzen will, Friedenspropaganda machen, so hat er das gleiche Recht, britische Untertanen zu verhaften, die in einem Lande, das den Frieden will, Kriegspropaganda betreiben. Es steht auch in seiner Macht, unsere Kuriere am Kommen und Gehen zu hindern und uns selbst im Falle einer Abberufung zurückzuhalten.

Um der Ungewißheit betreffs unserer Haltung ein Ende zu machen, habe ich der Presse ein Communiqué übergeben. Ich erklärte darin, daß wir die gegenwärtige Regierung nicht anerkennen könnten und ich Instruktionen erhalten hätte, jeden Schritt zu unterlassen, der eine Anerkennung bedeutete. Trotzkys Note, die einen allgemeinen Waffenstillstand vorschlug, sei der Botschaft erst neunzehn Stunden nach dem Zeitpunkte überreicht worden, zu dem General Dukhonin den Befehl erhalten hätte, mit dem Feinde Verhandlungen zu eröffnen. Die Verbündeten seien also einer vollendeten Tatsache gegenübergestellt worden, über die sie nicht befragt worden waren. Wenn ich auch dem *Foreign Office* den Inhalt aller von Trotzky an mich gerichteten Noten telegraphiert hätte, so könnte ich doch einer Regierung nicht antworten, die von meiner Regierung nicht anerkannt werde. Überdies könne eine Regierung wie die meine, deren Macht direkt vom Volke stamme, keine

Entscheidung über eine Sache von so großer Wichtigkeit fällen, ohne sich zuerst der Zustimmung und Billigung des Volkes versichert zu haben."

„*6. Dezember.*

Trotzky hat eine Erwiderung veröffentlicht, in der er sagt, daß die verbündeten Regierungen durch den am 8. November an alle Demokratien der Welt gerichteten Appell des Sovjets von seiner Absicht, einen allgemeinen Waffenstillstand vorzuschlagen, unterrichtet gewesen seien. Wenn seine Note die Botschaft ziemlich spät erreicht habe, so sei das nur Gründen technischer Natur zuzuschreiben.

Ich höre, daß der Sovjet Trotzkys neulich gegen mich eingenommene Haltung mißbilligt."

„*7. Dezember.*

Die Meinungen über die Stärke der Bolschewiken sind so geteilt, daß es sehr schwer ist, die Zukunft zu beurteilen. Während die Pessimisten Massakers voraussagen, behaupten die Optimisten, daß die Herrschaft der Bolschewiken sich dem Ende zuneige. Diese würden nicht wagen, die Konstituante aufzulösen, wenn sie sich gegen sie erklärte, und die Situation würde sich zu unserem Vorteil ändern, wenn wir nur bis zum Zusammentritt dieser Versammlung ausharrten. Ich bezweifle dies eher. Da viele Bolschewiken in die Provinzen zurückgekehrt sind, und sie die einzige Partei bilden, die eine wirkliche Macht hinter sich hat, dürfte sich diese wahrscheinlich eine Zeitlang halten. In den letzten Tagen machte sich bei den Bolschewiken der Wunsch bemerkbar, bessere Beziehungen zu den Verbündeten herzustellen. Gewisse Ratschläge, die der serbische Gesandte betreffs der Waffenstillstandsbedingungen übermittelt hat, wurden von Trotzky gut aufgenommen.

Ich sandte Kapitän Smith, den Dollmetscher der Botschaft, gestern zu Trotzky. Smith sollte sehen, ob es möglich sei, mit Trotzky wegen der britischen Untertanen, die Rußland verlassen wollten, zu einer Einigung zu kommen. Ich sagte Smith, er solle Trotzky erklären, daß ich meiner Regierung nicht gut raten könne, auf Drohungen hin nachzugeben. Wenn Trotzky jedoch das Ausreiseverbot für unsere Untertanen aufhöbe, wollte ich meine Regierung bitten, den Fall der zwei internierten Russen neuerlich in Erwägung zu ziehen. Trotzky erwiderte, er habe in der an mich gerichteten Note keine Drohung aussprechen wollen. Ich müsse seine Unbewandertheit in der diplomatischen Sprache berücksichtigen. Er wollte nur klarstellen, daß die Russen in England ebenso behandelt werden müßten, wie die Engländer in Rußland. Er habe den in Rede stehenden Befehl nur herausgegeben, nachdem er vier Tage keine Antwort auf seine Note erhalten und in der Presse gelesen hatte, daß ich es ablehnte, seine Note meiner Regierung bekanntzugeben. (Diese Erklärung in der Presse war falsch.) Er habe es auch für gut gehalten, mich zu warnen, denn er wisse, daß ich mit einigen von Kaledins Agenten in Verbindung stünde, deren Namen er nicht nennen wollte. Er sagte dann, er könne auf meine Anregung hin nicht den ersten Schritt machen. Doch verpflichtete er sich, den britischen Untertanen die Ausreiseerlaubnis zu erteilen, sobald

ich in der Petrograder Presse eine Erklärung veröffentlicht hätte, die besagte, daß Seiner Majestät Regierung bereit sei, die Fälle aller internierten Russen noch einmal zu überprüfen und denen, die sich keiner ungesetzlichen Handlung schuldig gemacht hätten, die Heimkehr nach Rußland zu gestatten. Er fügte hinzu, er verstehe sehr wohl die Schwierigkeiten meiner Stellung. Er wisse, ich hätte mit vielen Mitgliedern der kaiserlichen Familie in näheren Beziehungen gestanden. Seit der Revolution sei ich jedoch besonders durch Kerensky übel beraten und schlecht informiert worden.

Er wollte wohl darauf anspielen, daß ich die Stärke der bolschewistischen Bewegung unterschätzt hatte. Er hatte darin recht. Kerensky, Tereschenko und einige andere Minister hatten mich in diesem Punkte irregeleitet.

(Die obige Frage wurde schließlich erledigt, als Seiner Majestät Regierung in die Rückreise der internierten Russen unter der Bedingung einwilligte, daß den britischen Untertanen in Rußland wieder volle Bewegungsfreiheit eingeräumt werde.)

Seit der Erhebung der Bolschewiken gehen Gerüchte um, die besagen, daß ihre Operationen von verkleideten deutschen Stabsoffizieren geleitet würden. Nach Informationen, die ich jetzt erhielt, sind sechs solche Offiziere dem Stabe Lenins im Smolny-Institute zugeteilt.

Lenin hat an die Muselmanen des Ostens, besonders an die in Indien, eine Proklamation erlassen, in der er sie auffordert, sich zu erheben und das verhaßte Joch der ausländischen Kapitalisten abzuschütteln."

KAPITEL XXXIII

1917–1918

Mein Tagebuch erweist sich auch weiterhin als ein gutes Hilfsmittel für die Schilderung der Ereignisse.

„8. Dezember.

Vor einigen Tagen erhielt ich von Mr. Balfour eine Depesche, die unsere Ansichten über die Eröffnung von Waffenstillstandsverhandlungen darlegte. Sie fußte auf dem Beschluß der Konferenz von Paris, laut welcher die Botschafter der Verbündeten angewiesen werden sollten, allgemein bekanntzumachen, daß ihre Regierungen die Kriegsziele prüfen und die Bedingungen für einen gerechten und dauernden Frieden erwägen wollten, sobald Rußland einmal eine vom Volke anerkannte, stabile Regierung besitze. Ich habe diese Depesche in etwas veränderter Form im ersten Teile der nachstehenden Erklärung wiedergegeben, die ich heute Nachmittag den Vertretern der Presse überreichen will, während ich in der Fortsetzung die von Lenin und anderen Bolschewiken gegen mich gerichteten Angriffe abweise:

Nach den Erfahrungen der letzten Zeit wird die Geheimdiplomatie bald ein Ding der Vergangenheit sein. Diplomaten müssen daher mehr denn je die Presse zu Hilfe nehmen, um die Verbindung mit dem Volke herzustellen. Aus diesem Grunde heiße ich Ihren Besuch doppelt willkommen, denn ich hoffe, durch Ihre freundliche Mühewaltung die russische Demokratie gegen jene zu Hilfe zu rufen, die absichtlich die Politik meiner Regierung falsch darstellen.

Sie werden mich fragen, welche Haltung wir gegen Rußland einnähmen und wie wir die Waffenstillstandsverhandlungen beurteilten, die an der russischen Front eröffnet worden sind. Was die erste Frage anbelangt, so kann ich Ihnen versichern, daß wir von Sympathie für das russische Volk erfüllt sind, das durch die großen Opfer dieses Krieges und die allgemeine Desorganisation erschöpft ist, die jede große politische Umwälzung, wie Ihre Revolution, unvermeidlich mit sich bringt. Wir grollen den Russen nicht. Auch ist an den Gerüchten kein wahres Wort, daß wir für den Fall eines Separatfriedensschlusses irgendwelche Zwangs- oder Strafmaßnahmen erwögen. Bezüglich der zweiten Frage steht fest, daß der Rat der Volkskommissäre durch die Eröffnung von Verhandlungen mit dem Feinde ohne vorherige Beratung mit den Alliierten den Pakt vom 23. August, beziehungsweise vom 5. September 1914 gebrochen hat, worüber wir uns mit Recht beklagen können. Wir können die Stich-

haltigkeit ihrer Behauptung, daß ein mit der autokratischen Regierung geschlossener Vertrag für die Demokratie, die an die Stelle jener Regierung trat, unverbindlich sei, nicht im entferntesten anerkennen, denn ein solches Prinzip würde — wenn einmal angenommen — die Sicherheit jedes internationalen Abkommens in Frage stellen. Verwerfen wir auch diese neue Doktrin, so haben wir doch nicht den Wunsch, einen Verbündeten durch Anrufung unserer Vertragsrechte gegen seinen Willen zu weiterer Teilnahme an den gemeinsamen Anstrengungen zu drängen. Es gibt höhere Prinzipien, auf die wir uns, wenn wir wollten, berufen könnten — Prinzipien, die überdies vom Rat der Volkskommissäre voll anerkannt sind. Es sind die eines demokratischen Friedens — eines Friedens, der den Wünschen der kleinen und schwachen Nationen Rechnung trägt und den Gedanken zurückweist, einen besiegten Feind unter dem Titel einer Kriegsentschädigung auszuplündern oder widerstrebende Bevölkerungen einem großen Reiche einzuverleiben. — Das wäre in großen Zügen der Friede, den meine Regierung gleichwie die russische Demokratie der Welt gesichert sehen möchte. Der Rat der Volkskommissäre irrt, wenn er glaubt, einen solchen Frieden durch das Ersuchen um sofortigen Waffenstillstand und nachträgliche Vereinbarungen erlangen zu können. Wenn ich einen heimischen Ausdruck gebrauchen darf, möchte ich sagen, sie spannen die Pferde hinter den Wagen. Die Alliierten dagegen wünschen, zuerst ein mit den festgesetzten Kriegszielen in Einklang stehendes allgemeines Einverständnis zu erzielen und dann den Waffenstillstand herbeizuführen. Bisher hat noch kein deutscher Staatsmann ein Wort darüber gesagt, daß die Ideale der russischen Demokratie vom Deutschen Kaiser oder seiner Regierung geteilt würden. Mit der deutschen Autokratie aber, und nicht mit dem deutschen Volke werden die Waffenstillstandsverhandlungen geführt. Ist es denn anzunehmen, daß Kaiser Wilhelm geneigt wäre, einen demokratischen und dauerhaften Frieden zu gewähren, wenn er einmal wüßte, daß die russische Armee aufgehört hat, eine Kampfkraft vorzustellen? — Nein! — Der Friede, den er plant, ist ein deutscher und ein imperialistischer.

Wenn die Alliierten auch keine Vertreter zu den Waffenstillstandsverhandlungen entsenden können, so sind sie doch, sobald eine stabile, vom ganzen russischen Volke anerkannte Regierung gebildet sein wird, bereit, mit dieser die Kriegsziele und die möglichen Bedingungen eines gerechten und dauerhaften Friedens zu erwägen. Mittlerweile leisten sie Rußland die allerwirksamste Unterstützung, indem sie das Gros der deutschen Armeen an ihren Fronten gebunden halten: die kürzlich erfochtenen bedeutenden Siege der britischen Truppen bei Cambrai eröffnen gute Aussichten für die Zukunft, denn ein demokratischer Friede, wie wir alle ihn so heiß ersehnen, wird nie zu erreichen sein, bevor nicht des Kaisers Militärmacht gebrochen ist.

Ich hoffe, gezeigt zu haben, welche freundschaftlichen Gefühle wir hegen und wie ernstlich wir wünschen, Rußland in dieser Stunde der Krise beizustehen. Darf ich fragen, ob Rußland für uns dasselbe fühlt? Ist es nicht eine Tatsache, daß kaum ein Tag vergeht, ohne daß die

heutigen offiziellen Preßorgane mein Vaterland bitter angreifen? Wenn man sie liest, muß man denken, Großbritannien habe den Krieg wegen eigener imperialistischer und kapitalistischer Ziele heraufbeschworen und Großbritannien sei für all das vergossene Blut verantwortlich. Ich will nicht die so oft erzählte Geschichte der Ursachen des Krieges wiederholen. Ich möchte nur fragen, wie Rußland heute stünde, wenn wir nicht eingegriffen hätten, als Deutschland Belgiens Neutralität verletzte. Ohne die britische Flotte und unsere neuaufgestellten Armeen, in denen drei Millionen Freiwillige eingereiht sind, würde Rußland heute Deutschlands Vasall sein, und in Europa würde heute die Autokratie herrschen. Wären wir beiseitegestanden, so hätte es keine Revolution und keine Freiheit für das Volk gegeben. Die deutsche Armee hätte dafür gesorgt. Ohne unsere Teilnahme am Kriege hätte sich Rußland niemals befreien können.

Könnten wir daher nicht verlangen, als Freunde behandelt und nicht zum Gegenstand grober Angriffe gemacht zu werden? In seinem Appell an die Muselmanen des Ostens nannte uns Lenin raubgierige Erpresser und Wucherer und reizte unsere indischen Untertanen zur Rebellion auf. Er stellte uns auf ein niedrigeres Niveau als die Türken, denen er — die verübten Massakers vergessend — Armenien überlassen möchte. Es ist unerhört, daß ein Mann, der Rußlands Politik leiten will, eine solche Sprache über ein verbündetes Land führt. Wie stellt er es sich vor, daß der britische Tyrann Indien mit seinen dreihundert Millionen Einwohnern seinen Willen aufzwingt? Weiß er, daß die britische Garnison, die vor dem Krieg 75000 Mann zählte, seither dank der loyalen Unterstützung der Eingeborenen auf 15000 Mann reduziert wurde? Weiß er, daß eines unserer Hauptziele die Erziehung der verschiedenen, oft einander feindlich gesinnten Rassen zur Selbstverwaltung ist, und daß unsere Regierung zu diesem Zwecke die Bildung von indischen Gesellschaften und Komitees fördert? Kaum eine davon ist antibritisch und keine ähnelt dem Sovjet.

Die Stellung der Engländer in Rußland ist gegenwärtig keine beneidenswerte. Sie sind Angriffen ausgesetzt oder werden mit Mißtrauen betrachtet. Unser Propagandabureau, das gegründet wurde, um unsere Länder einander näherzubringen, wird angeklagt, sich mit den Gegenrevolutionären verbündet zu haben. Für diese Anklage fehlt jede Grundlage. — Oder ist es ein Verbrechen, wenn man sein Vaterland gegen die Verleumdungen und Verdrehungen deutscher Agenten verteidigt? Solange Rußland noch aktiven Anteil am Kriege nahm, machte unser Bureau natürlich auch Kriegspropaganda. Jetzt ist diese jedoch eingestellt. Ich möchte dem russischen Volke sagen, daß weder ich noch irgendeines der unter meiner Kontrolle stehenden Bureaus sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einmischen will. Während der sieben Jahre meiner hiesigen Botschaftertätigkeit habe ich mit ganzem Herzen daran gearbeitet, die engsten Beziehungen zwischen Rußland und Großbritannien herzustellen. Wenn ich auch, wie es meine Pflicht ist, mit den Mitgliedern aller Parteien Verkehr pflog, so habe ich doch seit der Februar-Revolution eine streng neutrale Haltung eingenommen. Es ist wahr, ich bemühte mich vor dieser Zeit, meinen Einfluß auf den Ex-Zaren im

Interesse der Gewährung einer Verfassung einzusetzen. Ich drängte ihn wiederholt, die berechtigten Wünsche des Volkes zu erfüllen. Ich hoffe jedoch, das russische Volk, auf das des Zaren Herrscherrechte übergegangen sind, wird mir diese Übertretung der strengen Regeln diplomatischer Etikette verzeihen.

Zum Schlusse möchte ich an die russische Demokratie noch ein Wort der Warnung richten. Ich weiß, daß seine Führer von dem ernsten Wunsche beseelt sind, eine Verbrüderung des Proletariates der ganzen Welt herbeizuführen, um den Frieden zu sichern. Ich sympathisiere mit dieser Absicht. Doch möchte ich sie fragen, ob denn ihre Methoden geeignet sind, den Demokraten der verbündeten Länder, besonders meines eigenen, zu gefallen? Sie rufen, zweifellos unbeabsichtigt, den Eindruck hervor, als ob sie auf das deutsche Proletariat mehr Gewicht legten als auf das britische. Ihre Haltung uns gegenüber läßt sie die Sympathien der britischen arbeitenden Klassen eher verlieren als gewinnen. Während des großen Krieges, der der französischen Revolution folgte, stählten die gegen Großbritannien gerichteten Reden und die Versuche, in unserem Lande eine Revolution anzuzetteln, nur den Willen des britischen Volkes, den Krieg bis zum Ende durchzufechten und sich um die damalige Regierung zu scharen. Wenn ich mich nicht irre, wird sich die Geschichte im 20. Jahrhundert wiederholen."

„10. Dezember.

Mehr als fünfundzwanzig Journalisten aller politischen Schattierungen mit Ausnahme der Bolschewiken waren meiner Einladung zur Besprechung gefolgt, die sich zu einer Art strenger Prüfung für mich entwickelte. Nachdem Harold Williams meine Erklärung russisch verlesen und Kopien verteilt hatte, richteten die Vertreter der bürgerlichen Presse eine Anzahl unnötiger und kompromittierender Fragen an mich. Der Korrespondent der ‚Novaja Jizu' (der Zeitung Gorkis) wollte wissen, was mit dem Satze ‚eine vom Volke anerkannte Regierung' gemeint sei, und ob die Verbündeten, wenn eine solche gebildet wäre, sofort Friedensverhandlungen eröffnen wollten. Ich erwiderte, eine legal konstituierte Regierung müsse, strenge genommen, ihre Macht von der Konstituante erhalten. Rußland sei jedoch ein Land solcher Überraschungen, daß für uns diese Definition nicht maßgebend sei. Wir wären bereit, mit einer legal konstituierten Regierung über Friedensverhandlungen zu sprechen. Doch vor Eröffnung solcher Verhandlungen mit dem Feinde müßten die Verbündeten erst selbst zu einer Einigung gelangt sein. Ehe eine solche Verständigung nicht erreicht sei, könnte man auch nicht mit Deutschland mit Hoffnung auf Erfolg verhandeln. Diese Antwort wurde von der ‚Novaja Jizu' und einigen Bolschewikenblättern scharf kritisiert, nach deren Meinung sie bewies, daß wir den Wünschen der russischen Demokratie nicht entgegenkommen wollten. In diplomatischen Kreisen fand dagegen meine Erklärung warme Anerkennung. Auch die russische Kolonie in London dankte mir herzlichst. Trotzky spielte gestern in einer Rede darauf an. Er sagte, ich hätte meiner Zuneigung für Rußland in der Presse auf fünf

Spalten Ausdruck gegeben. Die Wärme meiner Gefühle habe ihn erfreut. Er würde jedoch Taten den Worten vorziehen."

„18. Dezember.

Vor einer Woche erlitt ich einen Zusammenbruch. Als ich morgens aufstand, konnte ich nicht gerade gehen, sondern taumelte im Zimmer umher, als ob ich an Bord eines Schiffes wäre. Ein Schwindelanfall war die Ursache. Ich muß seither liegen und mein Arzt sagt, ich sei am Ende meiner Kräfte. Ich telegraphierte daher um Urlaub zur Heimreise und erhielt die Ermächtigung, zu fahren, wann ich wolle. Heute fühle ich mich besser. Ich will daher hierbleiben, bis die Konstituante zusammentritt oder davongejagt wird. Das letztere erscheint mir wahrscheinlicher, denn die Bolschewiken haben eine Proklamation und Haftbefehle gegen die Führer der Kadetten erlassen. In der Proklamation erklären sie, daß die Feinde des Volkes, nämlich die Gutsbesitzer und die Kapitalisten, keinen Sitz in der Versammlung haben dürften. Sie haben schon sechs für die Konstituante gewählte Kadetten verhaftet.

Am 1. Dezember wurde die Stavka von den Bolschewiken ohne Kampf besetzt. General Dukhonin hatte dem Todesbataillon, das sich ihm zur Verfügung gestellt hatte, nicht erlaubt, Widerstand zu leisten. Als Dukhonin Mohileff mit der Bahn verlassen wollte, wurde er aus seinem Wagen gezerrt und brutal ermordet. Am 3. Dezember kam die Delegation der Bolschewiken unter Joffes Führung in Brest Litovsk an und begann zu verhandeln. Da die Deutschen sich weigerten, die ersten Vorschläge der Bolschewikendelegation zu akzeptieren, kehrte sie am 5. nach Petrograd zurück, um die Regierung zu befragen. Am 11. reisten die Unterhändler wieder nach Brest Litovsk. Am 15. wurde ein bis 14. Jänner befristeter Waffenstillstand unterzeichnet. Die Deutschen nahmen die Klausel, auf der die Bolschewiken bestanden hatten, an: während des Waffenstillstandes keine Truppen an andere Fronten zu verschieben. Da aber die Deutschen die Bedingung stellten, daß diese Klausel auf schon begonnene Verschiebungen keine Anwendung finden solle, waren sie instandgesetzt, so viele Truppen, als sie wollten, an unsere Front zu schicken. Auch die Klausel über den Warenaustausch ist gefährlich. Friedensverhandlungen beginnen heute.

Inzwischen wird die Lage in Petrograd immer schlechter. Neulich kam es zu einer großen Trunkenheitsorgie. Am 7. brach eine Bande von Soldaten und Matrosen in den Winterpalast ein und plünderte die Keller. Fünf Abteilungen, die nacheinander ausgesandt worden waren, jene zu verhaften, folgten dem Beispiel und betranken sich auch sinnlos. Es wurde viel geschossen, doch wurden nur wenige Soldaten verletzt. Schließlich hatte jemand den glücklichen Einfall, den Keller unter Wasser zu setzen, um der Schwelgerei ein Ende zu bereiten. Dabei ertranken mehrere Betrunkene. Die Soldaten haben seither ihre Aufmerksamkeit auf die Keller von Privatpersonen gerichtet. Gestern abends nahmen einige unserer Freunde in der Botschaft Zuflucht, da Soldaten ihre Keller besetzt hatten und durcheinanderschossen. Mit jedem Tag wird das Rauben

und Morden allgemeiner. Nachts werden die Leute auf der Straße angehalten und ihrer Kleider und Wertsachen beraubt. Keine Nacht vergeht ohne fortwährendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Doch niemand kann mir sagen, was eigentlich vorgeht. Eines Nachts wurde auf der Brücke nahe der Botschaft so viel geschossen, daß meine Frau, deren Bett in der Höhe der Zimmerfenster steht, der größeren Sicherheit wegen auf einer Matratze am Fußboden schlief. Man weiß niemals, was der Morgen oder die Nacht bringen mag."

„*19. Dezember.*

Trotzky besuchte heute nachmittag den französischen Botschafter. Er sagte ihm, die Verbündeten hätten sich stets geweigert, ihre Kriegsziele zu bekennen. Da er nicht wie seine Vorgänger im Amte wiederholt genasführt werden wolle, habe er sich entschlossen, Friedensverhandlungen zu eröffnen. Sie würden jedoch eine Woche aufgeschoben werden, um den Verbündeten die Teilnahme zu ermöglichen. Er war ganz korrekt und höflich. Mich hat er nicht mit seinem Besuch beehrt. Er fürchtete wohl, ich würde mich weigern, ihn zu empfangen.

Vor etwa einer Woche warf Trotzky die Frage der diplomatischen Visa für die Pässe seiner Kuriere auf. Er drohte, er würde des Königs Boten am Betreten oder Verlassen Rußlands hindern, wenn wir ihm nicht gleiche Rechte einräumten. In einer Unterredung mit Kapitän Smith erklärte er sich für vollkommen berechtigt, so vorzugehen. Ich sei von einer Regierung, die die gegenwärtige russische Regierung nicht anerkenne, bei einer Regierung, die nicht mehr existiere, akkreditiert. Ich sei daher eigentlich eine Privatperson. Wie ich dem Auswärtigen Amte darlegte, sind wir Trotzky ganz ausgeliefert. Wenn wir nicht zu einem freundschaftlichen Einvernehmen gelangen, werden wir nicht nur unseres Kurierdienstes beraubt, sondern auch anderen Repressalien ausgesetzt sein, wie etwa der Weigerung, unsere Chiffretelegramme durchzulassen, oder der Aberkennung unseres diplomatischen Charakters. Sollte das eintreten, so müßten die verbündeten Regierungen ihre Botschafter abberufen."

„*22. Dezember.*

Vor zwei Tagen erhielt ich Befehl, Trotzky zu benachrichtigen, daß wir die Visa bewilligen. Da jedoch seine Regierung keinen akkreditierten Vertreter in London habe, werde er keine Gelegenheit haben, einen Kurier zu entsenden. Diese Erklärung machte ihn furchtbar wütend. Er telegraphierte sofort nach Tornea, daß man unseren Kurier beim Überschreiten der Grenze anhalten solle. Dieses Telegramm kam jedoch glücklicherweise zu spät an, und da er auch vergessen hatte, nach Beliostroff an der finnischen Grenze zu telegraphieren, traf der Kurier zur fälligen Zeit in Petrograd ein."

„*23. Dezember.*

Roudneff, der Bürgermeister von Moskau, Goltz, der dem linken Flügel der Sozialrevolutionäre angehört, und der Bürgermeister von Petrograd ließen mich wissen, daß sie mich gerne sehen möchten. Sie schlugen ein Rendezvous im Sommergarten vor, damit die Zusammenkunft unbemerkt

bleibe. Ich lehnte ein Stelldichein dieser Art ab, ließ ihnen jedoch sagen, ich würde mich freuen, wenn sie in die Botschaft kämen. Roudneff und Goltz kamen heute sehr spät abends. Sie hatten augenscheinlich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt, damit ihnen niemand folge. Es ist bezeichnend für die Zeit, in der wir leben, daß ein Sozialist mit so extremen Ansichten wie Goltz aus Furcht, als Gegenrevolutionär verhaftet zu werden, heimlich in die Botschaft kommen muß. Sie sagten mir, sie seien gekommen, um mich zu fragen, welche Haltung wir gegenüber einem Ersuchen der Konstituante einnehmen würden, die gegenwärtigen Separatfriedensverhandlungen in allgemeine Friedensverhandlungen umzuwandeln. Dann fragten sie mich, ob wir etwas tun könnten, damit Rußland, das den Krieg nicht fortsetzen könne, im Falle eines Separatfriedens nicht gezwungen sei, Bedingungen zu akzeptieren, die den Interessen der Verbündeten schadeten. Schließlich wollten sie wissen, ob Lloyd Georges Erklärung, daß wir den Krieg bis zum Ende durchfechten würden, ernst gemeint oder nur ein Bluff für die Deutschen sei. Ich gab ihnen unverbindliche Antworten. Als ich ihnen die Gründe darlegte, die uns zwängen, den Krieg fortzusetzen, versicherten sie mir, die Sozialrevolutionäre hielten nicht uns, sondern die Deutschen dafür verantwortlich. Beim Abschied sagte mir Roudneff, mein Stuhl im Gemeinderate stehe noch immer zu meiner Verfügung, denn die Moskauer Duma sei nicht bolschewistisch. Ich bin jedoch nicht sehr versucht, ihn unter den jetzigen Umständen zu benützen."

„*28. Dezember.*

Zu Weihnachten gaben wir unsere letzte Gesellschaft. Über hundert Personen, Mitglieder unseres Personals und der verschiedenen Militärmissionen, waren geladen. Der Abend begann mit einem Konzert und einer von Oberst Thornhill arrangierten Variétéunterhaltung und endete mit einem Souper. Trotz der herrschenden Lebensmittelknappheit gab uns mein Koch eine üppige Mahlzeit.

Trotzky bedroht die britischen Untertanen mit Repressalien, wenn wir seinen Kurieren nicht sofort diplomatische Pässe gewähren. Wir müssen daher nachgeben. Ich wurde ermächtigt, die notwendigen Visa bedingungslos zu geben. Kapitän Smith benachrichtigte Trotzky hiervon und gab dabei in meinem Namen der Hoffnung Ausdruck, daß Trotzky in Zukunft eine freundschaftliche Regelung einer jeden auftauchenden Frage suchen werde, ehe er zu Willkürmaßnahmen griffe. Trotzky erwiderte, er sei immer zu einer versöhnlichen Haltung bereit gewesen, wüßte jedoch aus Erfahrung, daß sich eine solche Politik nicht lohne, sondern stets nur zu langwierigen Diskussionen führe.

Ich hatte einen Rückfall. Mein Arzt besteht darauf, daß ich heimreise, ohne den Zusammentritt der Konstituante abzuwarten. Ich habe mich daher entschlossen, am 7. Jänner abzureisen. Lindley, der mir seit seiner Ernennung zum Botschaftsrat im Jahre 1915 so unschätzbare Dienste geleistet hat, wird die Führung der Botschaft übernehmen. Die Pariser Konferenz hat beschlossen, daß die verbündeten Mächte, obgleich sie

Rußlands Verrat nicht verziehen, mit der russischen Regierung in inoffizielle Beziehungen treten sollen. Daher wird Lockhart, der in Moskau so ausgezeichnet gearbeitet hat, als unser inoffizieller Agent mit den Russen verhandeln."

„30. Dezember.

Trotzky hat an die Völker und Regierungen aller verbündeten Länder eine Botschaft gerichtet. Er erklärt, die russische Revolution habe die Türe zu einem sofortigen allgemeinen Frieden geöffnet. Wenn die Verbündeten die gegenwärtige günstige Lage benützen wollten, so könnten die allgemeinen Friedensverhandlungen sofort beginnen. Wenn sie sich dagegen weigern sollten, an den Verhandlungen teilzunehmen, so müßten sich die arbeitenden Klassen in den verschiedenen Ländern gegen jene erheben, die dem Volke den Frieden nicht geben wollten. Zum Schlusse versprach er den arbeitenden Klassen seine volle Unterstützung."

„31. Dezember.

Die erste Abteilung der deutschen Friedensdelegation ist angekommen. Man sagt, ihre Mitglieder seien über den hier herrschenden Grad von Anarchie erstaunt. Sie finden, daß kein Land sich ohne fremde Hilfe aus einem so vollkommenen finanziellen und industriellen Zusammenbruch retten könnte."

„2. Jänner 1918.

Die Deutschen haben in einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen eingewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß die Verbündeten dasselbe täten. Mit der Selbstbestimmungsklausel hat es jedoch einen Haken. Trotzky behauptet, die deutschen Delegierten in Brest hätten der Räumung des besetzten Gebietes zugestimmt, um die Bevölkerung frei und ohne Druck entscheiden zu lassen. Die Deutschen haben sich jedoch geweigert, ihre Truppen aus Polen, Kurland und den Baltischen Provinzen zurückzuziehen, und zwar mit der Begründung, daß diese Provinzen in der Machtsphäre der Zentralmächte bleiben wollten. Als die russischen Delegierten um Instruktionen baten, sagte man ihnen, sie sollten den Deutschen ‚einen Schlag ins Gesicht versetzen'. Anscheinend haben sie es bildlich getan und den Deutschen gedroht, daß sie samt der Bevölkerung verhungern würden, wenn sie bis Petrograd vorrückten. Trotzky hat die deutschen Bedingungen für unannehmbar erklärt. In einer Rede, die er am Neujahrstag hielt, sagte er:

‚Wir werden keine Konzessionen mehr machen. Die deutschen Soldaten sollen wissen, daß wir eine neue Armee haben — eine Armee ohne Vorgesetzte und Strafkodex, die auch nicht mit Stöcken in die Schlacht getrieben wird. Sie sollen wissen, daß eine Front besteht, in der jeder Bürgersoldat vom Geiste der Revolution beseelt ist, und bedenken, wessen eine solche Armee fähig ist.'

Trotz dieser schwülstigen Sprache weiß Trotzky sehr wohl, daß die russische Armee kampfunfähig ist. Die Wahl der Offiziere durch die Mannschaft ergibt, wie jemand bemerkte, das Resultat, daß Köche Oberste

und Oberste Köche werden. In einigen Militärspitälern entscheidet sogar ein Soldatenrat, welche der Verwundeten zu operieren sind. Man erzählt sich, daß ein Regiment an der Front den Deutschen eine Batterie und alle Artilleriepferde verkauft habe."

„5. Jänner.

Trotzky hat eine andere fatale Frage angeschnitten. Er schlägt die Ernennung eines russischen Vertreters in London vor. Es ist für uns sehr schwer einzuwilligen, wenn wir uns aber weigern, wird er Gleiches mit Gleichem vergelten und den verbündeten Botschaftern die diplomatische Immunität nehmen. Ich habe dem Auswärtigen Amt dargelegt, daß wir mit den Bolschewiken entweder zu einem Arrangement kommen oder mit ihnen vollkommen brechen müssen. Ein vollkommener Bruch hieße, den Deutschen das Feld überlassen und unsere rechtlich begründeten Interessen des Schutzes berauben, den ihnen die Botschaft leihen kann. Meiner Meinung nach sollten wir dazu erst zuletzt unsere Zuflucht nehmen.

Trotzky, der nach Brest Litovsk reist, um die Friedensverhandlungen wiederaufzunehmen, klagt uns jetzt an, einen Frieden *sur le dos de la Russie* machen zu wollen. Er sagte gestern zu einem meiner Freunde, es sei nach der letzten Rede Lloyd Georges klar, daß die Verbündeten gerne sähen, wenn Deutschland mit Rußland einen ‚Frieden mit Annexionen' machte. Die Verbündeten hofften, Deutschland würde zu Konzessionen im Westen eher geneigt sein, wenn es sich im Osten vollgestopft hätte.

Man ersieht daraus, daß er sich zum Rückzug vorbereitet, um Deutschlands Bedingungen anzunehmen. Es ist nicht leicht zu verstehen, was er eigentlich will. Selbst wenn er für seine Zwecke von den Deutschen Geld nimmt, ist er doch nicht ihr bezahlter Agent. Aber er könnte ihnen nicht besser dienen, als er es tut. Trotzky und Lenin wollen durchaus alle sogenannten imperialistischen Regierungen stürzen. Doch ihre Hauptoffensive wird eher gegen Großbritannien als gegen Deutschland gerichtet sein. Die Lage ist ganz hoffnungslos, da die Bolschewiken alle Energien und alle Organisationen der Nation monopolisiert haben. Gelänge es den Sozialrevolutionären, eine Regierung mit einer Majorität in der Konstituante zu bilden, so könnten sie doch gegen die Bolschewiken oder die Deutschen nicht aufkommen."

„6. Jänner.

Unser letzter Tag in Petrograd!

Trotz allem, was wir mitgemacht haben, stimmt uns dieser Gedanke traurig. Warum übt Rußland auf alle, die es kennen, einen so unbeschreiblichen, geheimnisvollen Zauber aus, daß einem der Abschied selbst dann schwer fällt, wenn seine eigensinnigen Kinder ihre Hauptstadt in eine Hölle verwandelt haben?

Heute nachmittag machte ich meinem Freund, dem Großfürsten Nikolaus Mihailewitsch, einen traurigen Abschiedsbesuch. Er blickt mit dem ihm eigenen Mut in die Zukunft, und war so witzig und reizend wie je,

doch, glaube ich, ahnt er, daß sich sein Schicksal früher oder später erfüllen wird. Tatsächlich fühlten wir beide, daß wir uns nicht wiedersehen würden. Als ich mich verabschiedete, umarmte er mich nach altrussischer Sitte und küßte mich auf beide Wangen und die Stirne.

(Der Großfürst, seine beiden Brüder und Großfürst Paul wurden im nächsten Sommer von den Bolschewiken erschossen.)

In die Botschaft zurückgekehrt, schrieb ich einen Abschiedsbrief an mein Personal. Ich dankte allen vom Herzen für ihre in diesen anstrengenden Kriegs- und Revolutionsjahren geleisteten Dienste und sagte ihnen, wie sehr ich ihre treue Unterstützung und die vielen Beweise ihrer persönlichen Anhänglichkeit gewürdigt hätte. Gerade erhalte ich eine reizende Antwort, die von Lindley im Namen des Personals geschrieben ist und mich tief rührt. Heute abend dinieren wir mit Benjy Bruce, dem Kanzleichef, der die Last und Hitze des Tages zu tragen hat. Er war meine rechte Hand, versuchte immer, mich zu schonen und mir soviel Arbeit als möglich abzunehmen — ein treuer, ergebener Freund, für den ich eine große Zuneigung hege."

KAPITEL XXXIV

1918–1922

Die Abreise von der Botschaft in den frühen Stunden eines Wintermorgens war nicht dazu angetan, uns aufzuheitern. Das elektrische Licht brannte nicht und die hier und dort im Korridor und auf der Treppe aufgestellten Leuchter betonten nur die herrschende Dunkelheit. Als wir dann nach einer langsamen Autofahrt durch den tiefen Schnee am Finnländischen Bahnhof ankamen, fragte ich mich, ob wir wohl die Reise unbelästigt zurücklegen würden, denn die diensttuende Rote Garde sah uns finster an. Trotzky hatte wegen meiner Abreise keine Schwierigkeiten gemacht und mir die üblichen Erleichterungen gewährt. Er hatte sich jedoch geweigert, dieses Privileg als einen Akt der Höflichkeit auf General Knox, Admiral Stanley und die fünf anderen mit uns reisenden Offiziere auszudehnen, wenn ich nicht jedem Militärattaché oder Offizier, den er nach England zu senden wünschen würde, gleiche Erleichterungen gewährte. Ich sagte ihm, daß ich das nicht tun könne. Ich wies darauf hin, daß unsere Offiziere heimkehrten, nachdem sie mehrere Jahre in Rußland gedient hätten. Da er keine Offiziere in England hätte, die nach Rußland zurückzukehren wünschten, könne von einer Gegenseitigkeit keine Rede sein. Das Kommissariat für Auswärtige Angelegenheiten hatte auch abgelehnt, uns im Zuge besondere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Doch wir gewannen mit zwei Flaschen alten Brandys des Stationsvorstandes Herz. Er stellte unserer Gesellschaft einen ganzen Schlafwagen zur Verfügung. Trotz der frühen Stunde und der bitteren Kälte waren fast alle meine Kollegen, mein Personal und mehrere Freunde der englischen Kolonie erschienen, um uns glückliche Reise zu wünschen. Im ganzen hatten wir eine sehr angenehme Reise. Da wir Wein und Lebensmittel mitgenommen hatten, gab es in unserem Wagen sehr lustige Picknicks. Mitten in der Nacht wurden wir jedoch von einem halben Dutzend bewaffneter Soldaten geweckt, die unsere Pässe verlangten. Nachdem sie die Pässe examiniert hatten, ließen sie uns in Frieden, und wir schliefen wieder ein. Der nächste Tag — der 8. Jänner — war eher mißlich, denn je mehr wir nach Norden kamen, desto tiefer war der Schnee und desto langsamer kamen wir vorwärts.

Wir sollten mittags in Tornea, auf der finnischen Seite der Grenze, ankommen. Als wir jedoch Uleaburg spät nachmittags erreichten, erwartete uns der britische Konsul von Tornea und teilte uns mit, daß wir den schwedischen Zug nicht mehr erreichen würden. Er erwirkte uns die Erlaubnis, im Wagen schlafen zu dürfen. Die Maschine schob uns auf ein Nebengeleise

und blieb die ganze Nacht vor dem Wagen, um ihn zu heizen. Am nächsten Morgen mußte der britische Konsul lange auf dem Bahnhofe in Tornea warten, denn die Zollbeamten machten wegen unseres Gepäckes Schwierigkeiten. Da man uns geraten hatte, so wenig als nur möglich mitzunehmen, hatten wir nur sechs oder sieben unserer besten Bilder und einige wertvolle Silbersachen bei uns. Unsere meisten Kleidungsstücke und unser übriges Eigentum hatten wir in der Botschaft gelassen. Als dank einer angemessenen Verteilung von Rubeln die Schwierigkeiten endlich behoben waren, übersetzten wir im offenen Schlitten einen zugefrorenen Fluß und fuhren etwa zwanzig Minuten zu einem Hotel in Haparanda auf der schwedischen Seite der Grenze. Ich war morgens mit Halsweh erwacht und fürchtete schon, eine Influenza zu bekommen. Doch, ob nun die schneidende Kälte von 80 Grad Fahrenheit die Bazillen tötete, oder der Gedanke, heil in ein zivilisiertes Land gekommen zu sein, dazu beitrug — ich nahm mit Appetit ein ausgezeichnetes Frühstück ein und fühlte mich danach wieder ganz wohl. Nach einem sehr frühen Diner mußten wir zum Bahnhof fahren und wieder in die Kälte hinaus. Die schwedische Behörde hatte uns freundlicherweise einen sehr bequemen Schlafwagen reserviert.

Freitag, den 11., gegen 6 Uhr abends, kamen wir in Stockholm an. Wir wurden von Esme Howard und Colebrooke erwartet, die in Petrograd Honorarattachés gewesen waren. Wir frühstückten am nächsten Tage mit Howards auf der Gesandtschaft und nahmen den Tee beim Kronprinzen und bei der Kronprinzessin. Abends reisten wir nach Christiania weiter, wo wir am 13. nachmittags eintrafen. Bei unserer Ankunft wurde uns das folgende sehr schmeichelhafte Telegramm Balfours überreicht, das, wie ich nachher erfuhr, in der Londoner Presse publiziert worden war:

„Es tut mir sehr leid, zu hören, daß Ihre Gesundheit noch zu wünschen übrig läßt. Das Kriegskabinett beauftragt mich, Ihnen für die eminenten Dienste, die Sie Ihrem Vaterlande geleistet haben, wärmstens zu danken. Es hofft, daß die Ihnen so nötige Ruhe Ihre Gesundheit bald völlig wiederherstellen wird, und daß Sie noch lange Ihre Dienste dem Wohle des Volkes werden widmen können. Darf auch ich Ihnen meine herzlichste Anerkennung für alles, was Sie für uns getan haben, aussprechen? Darf ich Ihnen sagen, daß Ihr Mut, Ihre Fähigkeiten und Ihr Charakter uns alle begeistert haben? Sie haben mannhaft die großen Traditionen und Ideale unseres Vaterlandes hochgehalten."

Wir verbrachten mit Findlays, die uns zum Diner in die Gesandschaft gebeten hatten, einen sehr angenehmen Abend.

Montag, den 14., um ½8 Uhr morgens, fuhren wir nach Bergen weiter. Infolge eines Irrtums war kein Wagen für uns reserviert worden, und wir mußten die ersten drei Stunden unserer Reise dritter Klasse fahren. Bergen erreichten wir erst nach Mitternacht. Da wir am nächsten Morgen bald nach sechs Uhr aufstehen mußten, konnten wir nur einige Stunden schlafen. Wegen der Deutschen hielt man es für ratsam, unsere Abreise geheimzuhalten. Wir wurden daher noch bei Dunkelheit abgeholt und an Bord der kleinen königlichen Yacht „Heimdaal" geschmuggelt. Sie sollte uns durch den Fjord bis zu einer geschützten Bucht bringen, in deren Nähe der für uns von Leith

abgesandte Kreuzer um 11 Uhr erwartet wurde. Als wir dort ankamen, wehte ein tüchtiger Schneesturm und von dem Kreuzer war nichts zu sehen. Nachdem wir einige Stunden gewartet hatten, sagte man uns, wir müßten den Rest des Tages und die Nacht auf der Yacht verbringen, denn es sei keine Aussicht, daß der Kreuzer vor dem nächsten Morgen eintreffe. Der Komfort an Bord war sehr bescheiden, doch der Kommandant tat sein Möglichstes, es uns bequem zu machen. Er versorgte uns mit Speise und Trank, gab meiner Frau und Tochter seine eigene und mir die Kabine des ersten Leutnants und ließ für die übrige Reisegesellschaft Schlafgelegenheiten auf dem Fußboden des Salons herrichten. Am nächsten Morgen klärte sich das Wetter etwas auf. Zwischen 11 und 12 Uhr kam der Kreuzer „Yarmouth" in Sicht, und wir fuhren ihm entgegen. Es war jedoch noch immer sehr stürmisch. Wir mußten daher den Kreuzer in eine geschützte Bucht führen, wo wir uns einschifften. Kapitän Grace, ein Sohn des berühmten Cricketspielers, war die Freundlichkeit selbst. Er tat alles, was er konnte, um die sehr böse Überfahrt für meine arme Frau und Tochter, die beide nicht seefest waren, so erträglich wie nur möglich zu gestalten. Obgleich ich nicht zur Seekrankheit neige, war ich mit seinem Vorschlag, vor der Abreise zu frühstücken, sehr einverstanden. Nachdem ich Beefsteak, Pastete und Pudding zu mir genommen hatte, zog ich mich mit einer Zigarre in meine Kabine zurück. Ich wußte jedoch nicht, welche Possen ein leichter Kreuzer in schwerer See spielen konnte und hatte für meine Unvorsichtigkeit zu büßen. Am nächsten Morgen, 17., kamen wir in ruhiges Fahrwasser und erreichten Leith bei schönstem Wetter um 3 Uhr nach einer sechsundzwanzigstündigen Überfahrt. Gewöhnlich braucht man nur vierzehn Stunden. In Leith erwarteten uns Automobile, die uns zu unserem Hotel in Edinburgh brachten. Dort besuchte uns der Marinestationskommandant Admiral Burney, um uns zu unserer glücklichen Ankunft zu gratulieren. Nach einem sehr lustigen Diner reisten wir mit dem Nachtexpreß nach London. Wir erreichten London sehr früh am nächsten Morgen, nachdem wir elf Tage unterwegs gewesen.

Mein Freund Malcolm traf uns in Kings Croß und überbrachte uns Gratulationen des Premierministers und Mr. Balfours. Nachmittags erhielt ich ein sehr freundliches und gnädiges Telegramm des Königs, in dem er uns zu Hause bewillkommnete. Als die Majestäten nach London zurückgekehrt waren, hatten wir die Ehre, mit ihnen im Buckingham-Palast zu frühstücken. Der Bürgermeister Sir Charles Hauson war so liebenswürdig, mir in einem Brief, in dem er uns zu einem Diner im Mansion House einlud, die Bewunderung der Stadt London über die Art auszusprechen, wie ich den Schwierigkeiten einer stets wechselnden Situation unter drei verschiedenen Herrschaften gerechtgeworden sei. Tatsächlich war alles, selbst die Presse, denkbarst nett zu mir. Wir wurden mit Einladungen zu privaten und offiziellen Diners überhäuft und ich war, wie eine Dame zu mir bemerkte, im Augenblick der Botschafter *à la mode*.

Außer mehreren langen Unterredungen mit Balfour hatte ich den Vorzug, mit dem Premierminister zu frühstücken und mit ihm die Lage Rußlands zu besprechen. Ich wohnte auch zwei Kabinettsitzungen in Nr. 10 bei. Lord Curzon versicherte mir, das Telegramm, das ich in Christiania erhalten hätte,

drücke die Gefühle aller Mitglieder des Kriegskabinettes aus. Ich war jedoch so müde an Körper und Geist, daß ich bei einem Frühstück mit Lord Reading, der meine Ansichten über Rußland hören wollte, ehe er in Mission nach Washington abging, zusammenbrach und ins Hotel Buckland zurückgebracht werden mußte. Mein Arzt sagte mir, ich sei verbraucht und verordnete mir vollkommene Ruhe. Das Unglück wollte es, daß es gerade in dieser Nacht zu einem argen Fliegerangriff kam. Der Manager bestand darauf, daß ich trotz meines Fiebers herunterkäme, da der anstoßende Korridor ein Oberlicht hatte. Ich fühlte mich viel zu unwohl, um mich um Bomben zu kümmern. Doch ich mußte gehorchen und verbrachte einige Stunden in einem somnolenten Zustand in einem Lehnstuhl.

Erst nach einigen Wochen Erholung in Newquay konnte ich wieder an Arbeit denken. Obwohl ich keine reguläre Amtstätigkeit hatte, war meine Zeit in den nächsten achtzehn Monaten voll ausgefüllt. Ich half meiner Frau, britische und russische Flüchtlinge zu versorgen, und vertrat die Sache Rußlands vor dem britischen Volke. Ich war Vorsitzender von einem halben Dutzend Komitees, die sich mit der russischen Frage beschäftigten. Ich war auch Präsident des Britisch-russischen Klubs, der von einigen unserer Geschäftsleute gegründet worden war, die in Rußland Interessen hatten. Sie wußten, daß sie nur durch eine gemeinsame Aktion hoffen konnten, etwas aus dem Schiffbruch zu retten. Nach und nach wurde der Klub zum Sammelpunkte aller, die überhaupt an Rußland Interesse nahmen. Da die meisten seiner Mitglieder praktische Kenntnisse der ökonomischen, industriellen und finanziellen Verhältnisse Rußlands besaßen, konnten wir Seiner Majestät Regierung nützliche Informationen zur Verfügung stellen. Die Verluste, die die Mehrzahl seiner Mitglieder erlitten hatte, taten mir so leid, daß ich ihnen meine Unterstützung von ganzem Herzen angedeihen ließ. Wenn sie illustre Gäste bei ihren Diners sahen, wie etwa Mr. Winston Churchill, übernahm ich gerne den Vorsitz.

In meinen ersten Unterredungen mit Balfour und anderen Mitgliedern der Regierung hatte ich vor einem vollständigen Bruch mit den Bolschewiken mit der Begründung abgeraten, daß ein solcher den Deutschen in Rußland freies Spiel ließe. Anderseits hatte ich betont, daß wir von den Sozialrevolutionären nichts zu hoffen hätten und Lenin sowie Trotzky wohl große Männer, aber doch nur zerstörende und nicht aufbauende Kräfte seien. Ihr Endziel sei es, alle alten, sogenannten imperialistischen Regierungen wegzufegen, und sie würden nie und nimmer, sagte ich damals dem Premierminister, mit einem Manne arbeiten, den sie als die Verkörperung des Imperialismus ansähen.

Als sich die Lage verschlechterte, änderte ich meine ursprünglichen Ansichten. Die Bolschewiken hatten die Konstituante aufgelöst und zwei Exminister ermordet. Litwinoff hatte in einer Rede, die er in Nottingham hielt, offen die Revolution gepredigt. Einem inoffiziellen diplomatischen Agenten zu erlauben, mitten unter uns revolutionäre Propaganda zu treiben, erschien mir unzulässig. Wenn wir jedoch gegen ihn disziplinäre Maßregeln ergriffen hätten, so würde Trotzky mit Repressalien gegen die Mitglieder unserer Botschaft geantwortet haben. Wir mußten daher zwischen einer Verständigung

auf der Basis der Gegenseitigkeit und einem Bruche sowie der Zurückziehung unserer Botschaft wählen. Ich war sehr für die zweite Alternative, besonders da die Verbündeten die Absicht zu haben schienen, den loyalen Elementen in Südrußland, die sich bisher weder den Bolschewiken noch den Deutschen unterworfen hatten, materielle Unterstützung angedeihen zu lassen.

In allen Reden, die ich während der nächsten zwölf Monate entweder im russischen Klub oder sonstwo hielt, vertrat ich eine Politik der bewaffneten Intervention. Ich behauptete, das russische Problem sei der Angelpunkt der internationalen Lage. Solange es ungelöst bliebe, könnte Europa nicht im Frieden leben. Wenn man Rußland seinem Schicksal überließe, könnte Deutschland eines Tages die Kontrolle über Rußlands Menschenmaterial und seinen unsagbaren Reichtum an Mineralien an sich reißen. Erlaubte man jedoch den Bolschewiken, ihre Position zu konsolidieren, so würden ihre Agenten die umstürzlerischen kommunistischen Lehren im größeren Teile Asiens und Europas verbreiten. Ich war nicht für die Entsendung einer Expedition im großen Stil, die Rußland erobern sollte, wie die Gegner einer Intervention meinten. Ich dachte nur an die Stärkung General Denikins und der anderen antibolschewistischen Armeen durch die Entsendung einer kleinen Freiwilligenschar, die man nach dem Waffenstillstand leicht aus unsern Heimat- oder Kolonialtruppen hätte zusammenstellen können. Damals war die Armee der Bolschewiken nicht so stark, wie sie es jetzt ist. Eine Handvoll britischer Truppen mit Tanks und Flugzeugen würde General Judenitsch befähigt haben, Petrograd zu nehmen. Hätten wir nicht nur Kriegsmaterial sondern auch einen britischen General an der Spitze einer kleinen Macht zu General Denikin geschickt und hätte dieser auf einer konzilianten Haltung gegenüber den Bauern bestanden, so wäre auch Moskau gewonnen worden. Die bolschewistische Regierung würde den Fall ihrer beiden Hauptstädte nicht lange überlebt haben. Ich gebe zu, daß die finanzielle Frage zu erwägen war, denn bei einer Einkommensteuer von sechs Schillingen vom Pfund konnten wir uns nicht leichtsinnig in ein Unternehmen dieser Art stürzen. Hätten wir jedoch das Ziel erreicht, so wäre das Geld gut angelegt gewesen. Wir würden das reichste Land Europas dem Handel eröffnet und unsere Investitionen in Rußland geschützt haben. Doch ich glaube, wenige werden in dieser Frage meine Ansicht teilen. Unsere Intervention versagte in der Praxis derart, daß sie allgemein als falsche Politik verurteilt wurde. Sie war infolge der lauen Durchführung zweifellos ein Fehler und das dafür verwendete Geld hinausgeworfen. Die verbündeten Regierungen fürchteten, sich zu kompromittieren, und verfolgten keine klar vorgezeichnete Politik. Sie ergriffen daher nur halbe Maßnahmen, die von vornherein zum Fehlschlagen bestimmt waren. Mit einer Hand unterstützten sie Denikin, und die andere streckten sie den Bolschewiken entgegen. Sie versorgten Denikin mit Kriegsmaterial und luden die Bolschewiken zu einer Konferenz auf Prinkipo ein. Dieser Vorschlag war die unmittelbare Ursache für den Abfall einer großen Zahl von Don-Kosaken. Auch im Süden kam es dadurch zu einem Rückschlag. Wenn man in anderer Weise eingegriffen hätte, so wäre das Ergebnis wohl anders gewesen. Durch die Intervention wurden jedoch nicht, wie so oft behauptet wurde, loyale Russen in das Lager der Bolschewiken getrieben.

Ihr Abfall hatte andere Ursachen. Der Plan betreffs Prinkipos hatte viele unserer Freunde und Anhänger entmutigt. Auch die Anerkennung der kaukasischen Republiken und der baltischen Staaten wurde uns von vielen russischen Patrioten übelgenommen. Dazu kam noch der unbegründete Verdacht, daß wir die Polen ermutigten, ein Gebiet zu annektieren, das eigentlich russisch war. Die Furcht, die Verbündeten wollten Rußland zerstückeln, und nicht die Intervention stärkte die Reihen der Roten Armee. Auch der Präzedenzfall der französischen Revolution, der häufig als Argument gegen eine Einmischung angeführt wird, ist nicht auf unseren Fall anzuwenden. Die Österreicher und Preußen intervenierten damals mit der Absicht, die Bourbonen wieder auf den Thron Frankreichs zu erheben. Wir dagegen dachten nicht einen Augenblick daran, die Romanoffs einem sich sträubenden Rußland aufzuzwingen. Von allem Anfang an wiesen wir einen solchen Gedanken weit von uns. Wir erklärten, daß wir dem russischen Volke nur das Recht der Selbstbestimmung verschaffen wollten, damit es frei die Regierungsform wählen könne, die es für die bessere halte.

Anfang Oktober 1919 erhielt ich von Lord Curzon einen sehr liebenswürdigen Brief. Er teilte mir mit, er habe mich dem Könige für den Botschafterposten in Rom vorgeschlagen und hoffe, ich würde ihn für zwei Jahre annehmen. Da ich im Jahre 1878 als dritter Sekretär und im Jahre 1900 als Botschaftsrat in Rom gedient hatte, war ich sehr erfreut, als Botschafter dahin zurückkehren zu können und meine Laufbahn an einem Orte zu beenden, an den sich für mich so viele glückliche Erinnerungen an frühere Jahre knüpften.

Natürlich mußte ich mein russisches Werk aufgeben und die Präsidentschaft des Britisch-russischen Klubs niederlegen. Beim Abschiedsfrühstück schenkten mir die Mitglieder mein Porträt, das der bekannte kanadische Künstler Mr. Sheldon Williams verfertigt hatte. In meiner Abschiedsrede wiederholte ich kurz, was ich schon bei früheren Gelegenheiten über die Lage in Rußland gesagt hatte. Ich fühlte mich dazu vollkommen berechtigt, da es ja meine Abschiedsworte an Rußland waren, und ich wohl zum Botschafter designiert war, den Handkuß für meine Ernennung aber noch nicht geleistet, das Amt also noch nicht angetreten hatte. Das Kabinett dachte jedoch anders darüber. Einige Tage später erhielt ich von Lord Hardinge im Namen des Kabinettes einen Verweis, weil ich eine der seinigen entgegengesetzte Politik vorgeschlagen hätte. Ich erwiderte, ich hätte sorgfältig jede Kritik vermieden und nur meiner persönlichen Ansicht Ausdruck gegeben, denn ich hätte niemals ergründen können, welches eigentlich die Politik des Kabinettes sei.

Ende Oktober fuhren wir nach Rom.

So kurz auch meine Mission beim Quirinal war, hatte ich es in diesen Jahren doch mit drei Premierministern zu tun: Nitti, dem Mr. Lloyd George seine Photographie mit der Unterschrift „To my kindred spirit" gegeben hatte, Giolitti, an Jahren der älteste, doch an Geist der jüngste von Italiens älteren Staatsmännern, und Bonomi. Die vier Außenminister waren: Tittoni, Scialoja, Sforza und Toretta, der jetzt italienischer Botschafter in London ist. Ich will nicht die Indiskretion begehen, die innerpolitischen Ereignisse dieser zwei interessanten Jahre wiederzugeben, sondern nur feststellen, daß

meine offiziellen Beziehungen zu allen diesen ausgezeichneten Männern die herzlichsten waren. Da ich mich nie in die italienische Politik mischte, berührte mich ein Wechsel des Ministeriums in keiner Weise. Mit Graf Sforza und Marquis Toretta, den ich schon als Botschaftsrat in Petrograd kannte, war ich überdies intim befreundet. Mit Graf Sforza stand ich mehr als anderthalb Jahre in ständiger Berührung, da er zuerst Unterstaatssekretär und dann Minister des Äußern war.

Lord Curzon war zu mir sehr freundlich und rücksichtsvoll. Doch muß ich, ohne ein Amtsgeheimnis preiszugeben, sagen, daß ich meine Stellung als Botschafter in Rom sehr verschieden von der in Rußland fand. Es gab eigentlich zwei auswärtige Ämter in Downing Street, und die rechte Hand wußte nicht, was die linke tat.

Wenn ich auch aus der alten diplomatischen Schule hervorgegangen bin, so habe ich doch gegen die neuen Methoden nicht das geringste einzuwenden. Im Gegenteil, ich erkenne voll die vielen Vorteile an, die aus einem regelmäßigen persönlichen Verkehr zwischen den Premier- und Außenministern der Verbündeten auf Konferenzen erwachsen. Aber ein Botschafter kann für den Erfolg einer solchen Zusammenkunft arbeiten, indem er sich bemüht, die Regierung, bei der er akkreditiert ist, für die von seiner eigenen Regierung vertretene Politik zu gewinnen. Ich besprach diese Frage mit Sir Maurice Hankey, als er bei uns in der Botschaft war. Ich legte dar, ein Botschafter könne nur gut arbeiten, wenn er von seiner Regierung ins Vertrauen gezogen werde. Ließe man ihn dagegen im Dunklen, so wäre es möglich, daß er in seinen Unterhaltungen mit dem Außenminister Ansichten entwickelte, die denen seiner Regierung direkt entgegengesetzt wären.

Ich hatte nicht dieselbe interessante Arbeit wie in Rußland, fand aber reiche Kompensationen außerhalb der Politik. Die zwei Jahre, die wir in Rom verbrachten, vergingen viel zu schnell. Es mußten alte Freundschaften erneuert und neue geschlossen werden. Altbekannte Orte mußten wieder aufgesucht und entferntere Landschaften besichtigt werden, die in Zeiten, als es noch keine Autos gab, schwer zugänglich waren. Da gab es Spaziergänge nach den Albaner Bergen, an den Ufern der Seen von Albano und Nemi, die wie zwei Edelsteine aus ihrer waldigen Umgebung hervorleuchten, die Campagna zu Füßen und Rom mit St. Peter im Hintergrunde! Dann die Villa Rosebery in Posilippo, von der man den Golf von Neapel überblickt, wo die Natur alles, was Land und Meer an Schönheit bieten können, zusammengefaßt hat, um eines ihrer größten Meisterwerke zu schaffen. Wenn wir Zeit hatten, wanderten wir in den alten umbrischen und toskanischen Städten umher oder fuhren mit dem Auto über einen der Pässe des Apennin, um über das Wunderland Italien zu blicken. Doch ach! Wenn wir es auch nicht wußten, unsere glücklichen Tage waren schon gezählt. Während unseres letzten Besuches in Posilippo im Sommer 1920 las ich zum erstenmale die Schrift an der Wand, die mir von kommendem großem Leid sprach. Wir verbrachten den Monat August in Fiuggi, einem fashionablen Kurort zwischen Rom und Neapel. Wir machten noch lange Autotouren ins Gebirge oder bewunderten den Sonnenuntergang von einer der vielen befestigten Städte, die wie Horste die Gipfel der Hügel krönen und von den alten Fehden der Colonnas zeugen.

Doch ich, der ich allein wußte, was die Zukunft uns bringen würde, fühlte nur, daß „there had passed a glory from the earth".

Im November kamen wir heim, und am 25. April nach fünf Leidensmonaten fand meine Frau Ruhe und Frieden.

Der schöne Nachruf, den die Presse ihrem Andenken widmete, und das mir von zahllosen Freunden bewiesene Mitgefühl rührten und trösteten mich. Doch nur von einer Arbeit, die große Sammlung verlangte, konnte ich Befreiung von dem einen mich ganz in Anspruch nehmenden Gedanken erhoffen. Dieses Buch hat diesem Zwecke gedient, wenn es auch oft durch die Erinnerung an glückliche Tage meine Traurigkeit vertieft hat.

Ich gedenke zum Schlusse des Glückes, das siebenunddreißig Jahre mein war, und suche mich mit Drydens Worten zu trösten:

Come fair or foul, or rain or shine,
The joys I have possessed, in spite of fate, are mine.
Not Heaven itself over the past has power,
And what has been, has been, and I have had my hour.

NACHWORT

In dem immer breiter werdenden Strome der Literatur über die Vorgeschichte und die Geschichte des Weltkrieges nehmen die Erinnerungen der Politiker, die an den entscheidenden Ereignissen persönlich beteiligt waren, einen besonderen Platz ein. Wir haben es bei diesen Werken auf der einen Seite mit den Berichten von Augenzeugen zu tun, die als solche einen hohen Grad von Beachtung verdienen. Ja, man wäre vielleicht versucht, ihren Wert gleich dem der eigentlichen Dokumente einzuschätzen, weil es sich doch um Mitteilungen von Persönlichkeiten handelt, die gewissermaßen an der Quelle des historischen Geschehens standen und deshalb am ehesten in der Lage sind, uns über die Gründe und den Verlauf dieses Geschehens aufzuklären. Auf der anderen Seite aber muß man bedenken, daß die Augenzeugen der Katastrophe von *1914*, mit denen wir es hier zu tun haben, keineswegs etwa unparteiische Beobachter des geschichtlichen Verlaufes sind, weil sie selbst als tätige Kräfte den Gang der Dinge mehr oder weniger beeinflußten und darum in dem furchtbaren Drama Europas nicht die Rolle von unvoreingenommenen Zuschauern, sondern von handelnden Personen spielten. Die Frage nach der Schuld an dem großen Unglück des Weltkrieges, die heute, wie man wohl sagen darf, zu einem aktuellen Problem der internationalen Geschichtsforschung geworden ist, beeinflußt ganz unwillkürlich die Darstellungen derer, die beim Ausbruch des Brandes als führende Männer dabei gewesen sind. Das Bedürfnis, sich selbst und die eigenen Freunde von jeder Verantwortung reinzuwaschen, geht nur allzuleicht mit dem Bestreben Hand in Hand, die Gegenseite zu belasten, so wie das die Staatsmänner der in den Weltkrieg verwickelten Länder von Anfang an getan haben. Aus diesem Grunde sind die Memoiren für den Forscher ein Material, das er mit bedächtiger Kritik nach dem Tatsachengehalt durchprüfen muß, um zu ermitteln, wie weit es für eine objektive Festlegung der Wahrheit tauglich ist.

Mit solchen Gesichtspunkten muß man auch an die Erinnerungen des bekannten englischen Diplomaten George Buchanan herangehen, der von *1912—1916* den Posten des britischen Botschafters in St. Petersburg innehatte. Wir wollen hier nicht zu dem weitaus größten Teil seiner Ausführungen Stellung nehmen, der in packender Weise die Tragödie Rußlands seit Ausbruch des gewaltigen Völkerringens behandelt. Wir wollen nur einen Blick auf seine Schilderung der Jahre werfen, die dem August *1914* vorausgingen, denn hier wird das Vorspiel des Weltkrieges besprochen. Und wir wollen wenigstens an einigen Beispielen dartun, wie sich die Darlegungen des englischen Politikers zu den heutigen Ergebnissen der historischen Untersuchung verhalten. Es werden sich dabei immerhin einige

wichtige Einzelheiten ergeben, die auch der Geschichtschreiber im negativen wie im positiven Sinn als Gewinn zu buchen vermag.

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen: Buchanans Darstellung weist ganz erhebliche Lücken auf. Eine große Zahl gerade der wichtigsten Vorgänge aus der Zeit von *1911—1914* wird einfach übergangen. Hier findet sich kein Wort über die umfassenden Kriegsvorbereitungen des Zarenreichs und der französischen Republik, deren Kenntnis wir in erster Linie dem diplomatischen Schriftwechsel Iswolskis*) verdanken. Nur nebenbei wird der immer engere Zusammenschluß der Ententemächte gegen Deutschland und Österreich-Ungarn erwähnt, und die Rolle, die England dabei spielte, tritt überhaupt nicht zu Tage. Im Gegensatz dazu nehmen die englisch-russischen Zwistigkeiten in Persien einen verhältnismäßig sehr breiten Raum ein, so daß der Leser eher den Eindruck gewinnt, daß die (diplomatische) Entfernung zwischen Petersburg und London ziemlich beträchtlich war. Der ganze Aufbau der in Frage stehenden Kapitel verrät deutlich das Bestreben, die Spuren, die auf der Seite der Entente zum Weltkriege führen, zu verstecken und zu verwischen. Wir haben es also schon auf den ersten Blick mit einer durchaus tendenziösen Schilderung zu tun. Buchanan rechnet, wie so mancher andere Memoirenschreiber aus seinem Lager, mit der für ihn beruhigenden Tatsache, daß die für die Ententepolitik äußerst belastenden Enthüllungen über die Vorgeschichte von *1914* noch nicht allgemein bekannt geworden sind; er verschweigt also einfach, was ihm nicht in seine These von der Kriegsschuld Deutschlands und Österreich-Ungarns hineinpaßt. So sind seine Ausführungen im ersten Teil seiner Erinnerungen nicht nur dürftig, sondern auch in hohem Grade absichtlich gefärbt.

Trotzdem enthält auch die vorsichtig gesiebte Schilderung des Engländers — fast möchte man glauben: wider seinen Willen — einige beachtenswerte Beiträge zu dem bisher bekannt gewordenen Bild von der Vorgeschichte des Weltkrieges, die dazu angetan sind, dieses Bild nicht gerade zugunsten der Staatsmänner der Entente zu vervollständigen. Wir greifen nur ein paar wichtige Beispiele heraus:

Gleich zu Beginn seiner Mission in Rußland bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens beim Zaren erhebt Buchanan im Auftrage seiner Regierung starke Bedenken gegen das deutsch-russische Abkommen über die Bagdadbahn, das kurz vorher in Potsdam eingeleitet worden war (S. *53*). Auch weiterhin kommt es aus dem gleichen Anlaß fortwährend zu Interventionen seinerseits, „denn, wenn die russische Regierung nicht zur rechten Zeit gewahr geworden wäre, daß es eine unüberschreitbare Grenze gäbe, wäre es der deutschen Regierung gelungen, einen Keil zwischen die Ententemächte zu treiben". Kein Mitglied der Entente durfte also Berlin gegenüber zu großes Entgegenkommen zeigen, damit die — für den Frieden so gefährliche — Spaltung Europas in zwei Lager: Dreibund und Dreiverband erhalten blieb. Das ist derselbe Geist, den Iswolski in Paris predigte und der es auf die Dauer zum Unheil der Völker unmöglich machte, Brücken der Verständigung herüber und hinüber zu schlagen.

*) Herausgegeben im Auftrage des Auswärtigen Amtes von Friedrich Stieve.

Interessant sind auch einige Äußerungen über den Balkanbund vom Frühjahr *1912*. Dieser Bund wird zwar fälschlicherweise ein Schutzbund genannt, während er doch nach Poincarés richtigem Eindruck ein „Kriegsinstrument" war, dessen eigentlicher Zweck nicht der Schutz der Verbündeten, sondern der Angriff auf deren Gegner war. Aber mit einem gewissen Staunen wird festgestellt, daß der russische Außenminister Sasonow kurz vor dem Ausbruch des Balkankampfes anläßlich seines Besuches in Balmoral dort keine Schritte tat, um die englische Regierung auf die Pforte einwirken zu lassen, damit letztere den Forderungen der Balkanstaaten nachgab. Da wir nun wissen, daß Rußland bei derEntstehung derFeuersbrunst imSüdosten Europas ein böses Doppelspiel spielte, indem es mit der einen — sichtbaren — Hand im Einvernehmen mit den übrigen Kabinetten für dieErhaltung des Friedens arbeitete, während es mit der anderen — verborgenen — Hand den Brand schürte, so ist das Schweigen Sasonows in England ein neuer Beleg für das erwähnte Doppelspiel. Erst gegen Ende Oktober *1912*, als die Vasallen des Zarenreiches ihre Siege über die Türkei erfochten hatten, warf man an der Newa die Maske eines Anhängers des Status quo entschlossen ab. Da berief nämlich der Zar unter dem Einfluß des Großfürsten Nikolaus und anderer Generäle Sasonow zu sich, „um ihm zu sagen, es wäre sein Wunsch, den Balkanmächten jede erdenkliche Unterstützung zu gewähren" (S. *67*).

Sehr kennzeichnend für Buchanan selbst ist die Haltung, die er nach seinen eigenen Worten Rumänien gegenüber einnahm. Auf einer Konferenz zwischen den Vertretern der Ententeländer und der Dreibundmächte, die *1913* die rumänischen Ansprüche auf Gebietserweiterung behandelte, erklärte sich der englische Botschafter in Petersburg, der für Großbritannien das Wort führte, entschlossen gegen die Forderungen der Bukarester Regierung. Als ihn die rumänische Königin deshalb nachher zur Rede stellte erwiderte er ihr mit unverblümter Offenheit, seine Ansicht sei vielleicht durch die Tatsache beeinflußt worden, „daß Rumänien sich im deutschen Gleise bewege" (S. *73*). Würde es in den Kreis der Triple-Entente eintreten, so fände es an ihm „stets einen warmen Verteidiger seiner Interessen". Etwa ein Jahr später ist es Sasanow gelungen, in Kostanza den König von Rumänien auf die russische Seite hinüberzuziehen. Daß der Repräsentant Englands so eifrig für die großslawischen Bestrebungen des Zarenreiches eintrat, ist beachtenswert. Denn machtpolitische Ziele seines eigenen Landes kamen hier nicht in Frage.

Man begreift angesichts eines solchen Vorganges auch, daß derselbe Buchanan ein offenes Ohr für das Drängen des russischen Außenministers nach einem engeren Bündnis zwischen Rußland und England an Stelle der etwas losen Entente hatte. In einem Brief an Grey, dessen Datum uns leider verschwiegen wird, betont er, im Falle eines Krieges werde es für Großbritannien fast unmöglich sein, „nicht daran teilzunehmen". Er hat also nichts dagegen, daß sich sein Land schon im voraus gegen die Mittelmächte festgelegt.

Ganz besonders verräterisch sind ferner die Gespräche des englischen Botschafters mit dem Zaren, die als Beweis für die Friedensliebe des rus-

sischen Monarchen wiedergegeben werden, während sie in Wirklichkeit, richtig verstanden, das Gegenteil offenbaren. Am *23.* Februar *1912* erklärt Nikolaus II., „er habe keinen Grund, Deutschland zu mißtrauen, außer im Hinblick auf seine türkische Politik. Wenn die osmanische Armee jemals ins Feld zöge, würde es entweder gegen Rußland oder einen der Balkanstaaten geschehen. Es sei daher kein freundlicher Akt seitens Deutschlands, die Türkei mit militärischen Instruktoren zu versehen, dank denen diese Armee im Begriff stünde, einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit zu erreichen" (S. *98*). Bedenkt man, daß ungefähr zur selben Zeit, d. h. am *29.* Februar, der Balkanbund geschlossen wurde, der den Angriff auf die Pforte in Aussicht nahm, so versteht man sofort den eigentlichen Sinn dieser Worte. Man plante selbst einen Krieg und beschuldigte deshalb die mutmaßlichen Gegner der aggressiven Absichten. Das war eine erprobte Methode, die im Jahre *1914* mit großem Geschick zur Durchführung gelangte.

Bei der zweiten Audienz, am *14.* April *1913*, klang die Unterredung in folgende Sätze aus: „Er (Nikolaus II.) gab ferner der Meinung Ausdruck, daß der Zerfall des Kaiserreiches Österreich nur eine Frage der Zeit und der Tag nicht mehr fern sei, da wir ein Königreich Ungarn und ein Königreich Böhmen hätten. Die Südslaven würden wahrscheinlich von Serbien, die transsylvanischen Rumänen von Rumänien aufgesaugt und die deutschen Provinzen Österreichs Deutschland einverleibt werden. Der Umstand, daß es dann kein Österreich mehr gäbe, das Deutschland zu einem Balkankrieg verführen könnte, würde zum Frieden beitragen. Ich wagte zu bemerken, daß eine solche Änderung der europäischen Landkarte wohl kaum ohne einen allgemeinen Krieg durchgeführt werden könnte" (S. *99*). Buchanan hat mit seiner Bemerkung zweifellos Recht behalten. Der „allgemeine Krieg" mußte kommen, damit das Programm des Zaren zur Aufteilung Österreichs verwirklicht werden konnte. Die Tatsache, daß dieses Programm in Petersburg schon *1913* ins Auge gefaßt wurde, ist jedenfalls alles andere als ein Beweis für die Friedensliebe der dortigen politischen Leitung.

Am *3.* April *1914* regt der russische Kaiser an, zwischen England und Rußland „jedenfalls ein ähnliches Abkommen zu schließen, wie es zwischen England und Frankreich bestünde" (S. *100*). Er meint damit militärische Verabredungen gleich denen zwischen dem britischen und dem französischen Generalstab. Kurz darauf begannen bekanntlich durch Vermittlung Frankreichs in London die Verhandlungen über eine russisch-englische Marine-Konvention, die noch vor Ausbruch des Weltkrieges so weit zum Abschluß gediehen, daß das Abkommen nur mehr ratifiziert zu werden brauchte. Wir kennen diese Verhandlungen ganz genau und wissen daher die Behauptung Buchanans, daß ein englisch-russisches Abkommen „nie bestand" (S. *101*), richtig einzuschätzen. Die Konvention selbst war das letzte Glied in der umfassenden Kette von Kriegsvorbereitungen, die auf Seiten der Entente gegen Deutschland und Österreich-Ungarn betrieben wurden.

Bei der Schilderung der Krisentage, die dem Kriegsausbruch unmittelbar vorangingen, liefert Buchanan in verdoppelter Vorsicht eigentlich nichts anderes als eine Umschreibung seiner im englischen Blaubuch abgedruckten Telegramme. Er hütet sich, etwas zu bringen, was über den offiziellen Stand-

punkt der britischen Regierung von *1914* hinausgeht. Alles, was inzwischen zur Widerlegung dieses Standpunktes an den Tag gekommen ist, widerlegt also auch die Ausführungen des englischen Botschafters, und es ist nicht nötig, auf besondere Einzelheiten einzugehen. Nur zwei Punkte seien besonders hervorgehoben, weil sie für die Forschung von Wichtigkeit sind:

Nach Buchanans Zeugnis (S. *109*) hat die allgemeine russische Mobilmachung praktisch nicht erst am *30.* Juli begonnen, wie Dobrorolski*) behauptet, sonders bereits am *29.* Juli, als sie zum ersten Mal vom Zaren angeordnet und dann widerrufen wurde. Die militärischen Behörden ließen die einmal getroffenen Maßnahmen ruhig weitergehen und kümmerten sich nicht um den Befehl des Monarchen, der Halt gebot.

Der zweite Punkt, der bedeutungsvoll erscheint, ist die Geschichte der Überbringung des Telegramms, das König Georg V. von England am *1.* August an Nikolaus II. sandte, um ihn um Erhaltung des Friedens anzuflehen. Dieses Telegramm sollte Buchanan überreichen; er ging dabei aber erstaunlich langsam zu Werke. Erst um *5* Uhr nachmittags will er die morgens von London abgegangene Depesche erhalten haben. Erst auf abends *10* Uhr wird durch Vermittlung Sasonows die Audienz beim Zaren angesetzt, obwohl wegen der deutschen Forderung auf Einstellung der russischen Mobilmachung die Zeit wahrlich drängt und nicht nur die Stunden, sondern die Minuten kostbar sind. Dann verspätet sich der britische Botschafter — angeblich, weil sich der Chauffeur verirrt — noch um eine Stunde, und endlich beim Kaiser angekommen, hilft er diesem eine Antwort an Georg V. entwerfen, die voll von absichtlichen Unwahrheitten über die augenblichlicke Lage ist. Aus dem ganzen Verhalten können wir schließen, daß Buchanan gerade im entscheidenden Augenblick den Kräften in Petersburg, die den Krieg wollten, einen geradezu entscheidenden Dienst leistete, indem er es erreichte, die Friedensaktion seines eigenen Monarchen zu verzögern und erfolglos zu machen.

Alles das sind beachtenswerte Einzelheiten, die das vorliegende Buch auch in dem Teil, der die Vorgeschichte des Weltkrieges behandelt, trotz seiner rückhaltlosen Parteinahme für Rußland und die Entente, zu einem historischen Dokument macht, das der Wahrheit seinen Tribut entrichtet. Und darum wird auch der Deutsche, ungeachtet des heftigen Widerspruches, den er beim Lesen der gegen sein Land gerichteten Beschuldigungen empfindet, die Ausführungen Buchanans über die Vorgeschichte des Krieges mit erheblichem Nutzen zu Rate ziehn.

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK

*) General Sergei Dobrorolski: Die Mobilmachung der russischen Armee 1914. Berlin 1922.

INHALTSVERZEICHNIS

I. KAPITEL: 1876—1880 . . . . . Seite 5

Eintritt ins Foreign Office / Bei der Botschaft in Wien / Wiener Gesellschaft in alter Zeit / Beim Kaiserpaar in Gödöllö / In Rom / Die schwarze und die weiße Gesellschaft / Karneval am Tiber / Durch Amerika nach Tokio / Bei den Mormonen / Im Chinesenviertel von San Franzisko / Das wunderschöne Yosemitetal.

II. KAPITEL: 1880—1888 . . . . . Seite 12

Das Leben in Japan / Ponies-Rennen / Sir Harry Parkes, ein tüchtiger, aber ungemütlicher Gesandter / Verlobung / Wieder in Wien / Fürstin Pauline Metternich: der Mittelpunkt der Gesellschaft / Österreichisch-russischer Wettstreit auf dem Balkan / Der serbisch-bulgarische Krieg / Graf Khevenhüllers „Halt!" / Sturz des Fürsten Alexander Battenberg / Russische Intriguen / Kalnokys vorsichtige Politik / Wahl Ferdinands von Coburg zum Fürsten Bulgariens / „Une vieille cocotte" / Deutschlands Balkanpolitik.

III. KAPITEL: 1888—1898 . . . . . Seite 19

Chargé d'affaires in Darmstadt / Ein Familienposten / Das großherzogliche Paar / Unstimmigkeiten in seiner Ehe / Homburg / Bei der Kaiserin Friedrich / Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen / Deutsche Sitten / Karlsruhe: Ein langweiliger Hof / Anglophobie der Großherzogin von Baden / Der venezolanische Streit / Tod der Königin Viktoria.

IV. KAPITEL: 1898—1903 . . . . . Seite 25

Beim venezolanischen Schiedsgerichtshof / Eine Rede von zweiundzwanzig Tagen / Nochmals in Rom / Der Streit um Kreta: die Hauptsorge jener glücklichen Zeit / Im „kalten, unfreundlichen" Berlin / Der Burenkrieg / Deutsche Beschuldigungen gegen die britische Armee / Vorstellungen beim Reichskanzler Grafen Bülow / Der schweigsame Marquis Ito / Der anglo-japanische Vertrag / Differenzen wegen der deutschen Yangtse-Politik / Diplomatischer Generalkonsul in Sofia.

V. KAPITEL . . . . . Seite 32

Fürst Ferdinand von Bulgarien und Stambuloff / Bulgarische Ambitionen auf Mazedonien / Stambuloffs Sturz / Der Fürst: sein eigener Außenminister / Ermordung Stambuloffs / Die moralische Schuld des Fürsten und seiner Regierung / Unterwühlung Mazedoniens / Versöhnung mit Rußland / Übertritt des Kronprinzen Boris zur Orthodoxie / Bruch der Bourbon-Parmas mit dem Fürsten / Die Schipka-Erinnerungsfeier / Verdächtige Haltung Rußlands in der mazedonischen Frage / Der Krieg mit Japan lähmt Rußland in Europa.

VI. KAPITEL: 1904—1908 . . . . . Seite 37

Verstimmungen zwischen den Höfen von London und Sofia / Eine zweideutige Botschaft König Eduards an seinen bulgarischen Vetter / Lord Salisbury über den Coburger / Besserung der Beziehungen zwischen Bulgarien und Rumänien / Zusammenkunft zwischen Fürst Ferdinand und König Peter / Der Fürst fühlt sich von Buchanan beleidigt / Versöhnung beim Diner / Ein abgelehnter Orden / Österreich-Ungarn gegen die bulgarisch-serbische Zollunion / Annäherung Bulgariens an Österreich-Ungarn und Deutschland / Austritt der russischen Diplomaten aus dem Sofioter Unionklub / Des Fürsten Schaukelpolitik / Unerfüllte Königsträume / Das Heraufkommen der Demokraten unter Malinow / „Reine" Wahlen.

VII. KAPITEL . . . . . Seite 45

Der englische Reformplan für Mazedonien / Die Wiederherstellung der Konstitution in der Türkei / Brüskierung des bulgarischen Agenten in Konstantinopel / Streik auf der Orientbahn / Bulgarien beschlagnahmt die Bahn / Zaren-Proklamation und Annexion Bosniens / Buchanan als Anwalt der Bulgaren / Das türkisch-bulgarische Protokoll vom 19. April 1909 / Eine Karikatur des Zaren Ferdinand / Charakteristik des Zaren Ferdinand / Zarin Eleonore / Kronprinz Boris / Abschied von Sofia / Im friedlichen Haag / Literarische Debatte mit Roosevelt / Ernennung zum Botschafter in St. Petersburg.

VIII. KAPITEL: 1911 . . . . . Seite 52

Die englisch-russische Verständigung von 1907 und ihre Mängel / Sazonoff / Die Potsdamer Abmachungen / Antrittsaudienz beim Zaren Nikolaus / Der deutsch-russische Bagdadbahn-Vertrag / Ein diplomatischer Sieg Deutschlands / Russisch-persische Konflikte / Provokationen Shusters, des amerikanischen Beraters der persischen Regierung / Russisches Ultimatum / Englischer Protest / Sazonoffs Erkrankung / Neratoff als Stellvertreter / Die Ohnmacht des Ministerpräsidenten Kokovtseff / Der Streit wegen der Territorialgewässer / Ein Spionageprozeß.

IX. KAPITEL: 1912—1914 . . . . . Seite 60

Eine britische repräsentative Abordnung in St. Petersburg / Bedeutungsvolle Toaste / Der Zar über die persische Frage / England protestiert gegen die von Rußland angedrohte Besetzung Aserbeidschans / Die öffentliche Meinung in Rußland und in Großbritannien / Russische Konsuln als Provokateure und Hetzer in Persien / Die Entrevue von Balmoral / Die verschiedenen Gesichtspunkte englischer und russischer Politik in Persien / Ernste Vorstellungen beim Zaren / Geplante Revision des englisch-russischen Abkommens von 1907 / Die transpersische Eisenbahn.

X. KAPITEL: 1912—1913 . . . . . Seite 65

Der Tripoliskrieg / Aehrenthals Tod und Berchtolds Nachfolge / Rußlands Interessen auf dem Balkan / Der Balkanbund / Vor dem Balkankrieg / Österreichische Beruhigungsversuche / Der Krieg bricht aus / Das Sazonoff-

sche Friedensprogramm / Schwankende Haltung des Zaren / Graf Pourtalès droht / Die Londoner Botschafterkonferenz / Russische und österreichisch-ungarische Teilmobilisierung / Die Mission des Prinzen Hohenlohe / Entspannung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn / Ein Mißgriff des k. und k. Botschafters / Seine Abberufung / Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und ihren Gegnern / Die albanische Frage / Der Streit um Skutari / Montenegro opponiert den Großmächten / Österreichisch-ungarisches Ultimatum / Blockade Montenegros / Übergabe Skutaris an die Großmächte / Rumänische Gebietsansprüche / Die Petersburger Konferenz / Die Kronprinzessin von Rumänien stellt Buchanan zur Rede.

XI. KAPITEL: 1913—1914 . . . . . Seite 74

Greys Bemühungen um den Frieden / Rußlands Werbungen um Englands Bundesgenossenschaft / Dreibund und Entente / Der zweite Balkankrieg / Der Zar gegen Bulgarien / Die Türkei eröffnet wieder die Feindseligkeiten gegen Bulgarien / Rußland greift ein / Das Recht im zweiten Balkankrieg / Der Gebietshunger der einstigen Verbündeten / Die rumänische Armee marschiert auf Sofia / Bulgariens Kapitulation / König Ferdinands „Ma vengeance sera terrible".

XII. KAPITEL: 1910—1914 . . . . . Seite 82

Die innere Lage Rußlands / Studentenstreiks und ihre Unterdrückung / Stolypins Konflikt mit der Duma / Staatsstreich / Demission des Dumapräsidenten Gutschkoff / Ex lex-Zustand / Ermordung Stolypins / Die Schuld der Ochrana / Charakteristik des Ermordeten / Die zweite Duma / Stolypins Agrarpolitik / Kokovtseff / Meutereien in der Ostsee- und Schwarzes Meer-Flotte / Die dritte und die vierte Duma / Der Ruf nach Verfassungsreformen / Kokovtseffs Sturz und Goremykins Nachfolge / Arbeiterstreiks.

XIII. KAPITEL: 1896—1914 . . . . . Seite 90

Buchanans Beziehungen zum Zaren / Die erste Begegnung in Darmstadt / Jagden in Wolfsgarten / Der Empfang in St. Petersburg / Der Zar spricht selten mit den Botschaftern / Die vergessene Einladung / Verstöße gegen die Etikette am russischen Hofe / Protest der Botschafter / Die Zarenfamilie in Zurückgezogenheit / Das Familienleben / Ein Hof ohne Feste / Zarin-Mutter Marie / Großfürstin Maria Pawlowna / Die Großfürstinnen Viktoria und Xenia / Der Philippe Egalité der Romanows.

XIV. KAPITEL: 1914 . . . . . Seite 97

Polemik mit Bethmann Hollweg über die Kriegsschuld / Die Politik der Rüstungen / Unterredungen mit dem Zaren / Der Zar ist friedlich, mißtraut aber der deutschen Orientpolitik / Der Zar über Kaiser Wilhelm / Die Haager Friedenskonferenz / Graf Witte über Rußlands Verhältnis zu Deutschland / Der Zar für ein englisch-russisches Bündnis / Die russisch-englischen Flottenbesprechungen / Deutsche und russische Vorbereitungen zum Kriege / Der englische Flottenbesuch im Juni 1914 / Im Juli: Poincaré

in Rußland / Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand / Österreich-Ungarns Ultimatum an Serbien.

XV. KAPITEL: 1914 . . . . . Seite 104

Besprechung zwischen Sazonoff, Buchanan und Paléologue / Sazonoff fordert eine Solidaritätserklärung / Paléologue gibt sie ab, aber Buchanan verspricht nur diplomatische Hilfe / Rechtfertigung der Haltung Englands / Direkte Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland / Greys Konferenzvorschlag / Die englische Flotte bleibt mobilisiert / Österreich-Ungarns Kriegserklärung an Serbien / Graf Pourtalès unterstützt Österreich-Ungarn und glaubt an den Frieden / Teilweise Mobilisierung Rußlands / Pourtalès droht deutsche Gegenmaßregeln an / Allgemeine Mobilisierung Rußlands / Depeschenwechsel zwischen dem Zaren und dem Deutschen Kaiser / Der Zar widerruft die allgemeine Mobilisierung / Die russischen militärischen Behörden versagen den Gehorsam / Die Sazonoffsche Formel / Bombardement Belgrads / Der Zar verfügt definitiv die allgemeine Mobilisierung / Sazonoff ändert seine Formel ab / Deutschland verlangt Einstellung der russischen Mobilisierung / Die letzten Telegramme des Zaren und Kaiser Wilhelms / Eine persönliche Botschaft König Georgs an den Zaren / Deutschland erklärt Rußland den Krieg / Der Zar an König Georg.

XVI. KAPITEL: 1914 . . . . . Seite 114

Die Kriegsschuld Deutschlands / Buchanans Selbstverteidigung / Der Zar bittet um die Hilfe Englands / Gottesdienst im Winterpalais / Das Kriegsmanifest und der Schwur des Zaren / England tritt in den Krieg ein / Der Zar in Moskau / Stürmische Begeisterung / Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch: Oberbefehlshaber / Die ersten Erfolge und die ersten Niederlagen / Tannenberg / Eroberung Lembergs / Vorstoß der Deutschen auf Warschau / Rußland braucht Munition / Germanophile Campagne des Grafen Witte / Ihre Abwehr.

XVII. KAPITEL: 1914—1915 . . . . . Seite 122

Der Kampf um die Seelen der Neutralen / Die Sperrung der Dardanellen / Die Türkei eröffnet den Krieg gegen Rußland / Rußlands Begehren nach Konstantinopel / England macht Zusicherungen unter Bedingungen / Der Zar ist nicht befriedigt / Prinzipielle Annahme der englischen Erklärung / Rußland gegen Italien / Italiens Eintritt in den Krieg / Zögern Rumäniens / Vergebliche Bemühungen um Bulgariens Gunst / Die Frage der unbestrittenen Zone in Mazedonien / Serbien macht keine Konzessionen / Griechenlands Zurückhaltung / Grundsätzliches Abkommen mit Rumänien / Dieses behält sich aber den Zeitpunkt der Kriegserklärung an die Mittelmächte vor.

XVIII. KAPITEL: 1915 . . . . . Seite 129

Der Durchbruch von Gorlice / Petrograd in Gefahr / Der Zar übernimmt den Oberbefehl / Die Zarin: Urheberin des Entschlusses / Rasputin / Sein Werdegang / Seine Rolle bei Hof / Angriffe auf Zar und Zarin / Rasputin als deutscher Spion verdächtigt / Pessimismus in Petrograd, Vertrauen und

Entschlossenheit in Moskau / Die schlechte Versorgung der Armee / Einberufung der Duma / Anklagen gegen den Kriegsminister Suchomlinoff / Die liberalen Mitglieder des Kabinetts fordern die Entlassung Goremykins / Unnachgiebigkeit des Zaren / Die Resolution des Semstwo-Verbandes / Entlassung des Innenministers und des Prokurators der Heiligen Synode / Buchanan beim Zaren / Der Zar bittet seine Verbündeten um Gewehre / Die Verbündeten regen Reformen an / Deutsche Friedensfühler / Bundestreue des Zaren.

XIX. KAPITEL: 1916 . . . . . Seite 138

Die Brussiloff-Offensive / Rumäniens verspäteter Eintritt in den Krieg / Dem ersten Siege folgen schwere Niederlagen / Berufung Stürmers / Khvostoff versucht, Rasputin zu beseitigen / Khvostoffs Entlassung / Buchanan fordert vom Zaren einen liberaleren Kurs / Der Zar in der Duma / Verhaftung und Deportation sozialistischer Abgeordneter / Ersetzung des Kriegsministers Poliwanoff durch Schuvaieff / Auf Urlaub in der herrlichen Krim / Rußlands interessante Völkerschaften / Der Zar über die russisch-englischen Beziehungen nach dem Kriege / Buchanan: Ehrenbürger von Moskau.

XX. KAPITEL: 1916 . . . . . Seite 144

Die polnische Frage / Sazonoff für die polnische Autonomie / Widerstand Stürmers, des Vertrauten der Zarin / Sazonoffs Sturz / Eingreifen Buchanans / Sazonoff bleibt aber entlassen / Stürmer übernimmt auch die Leitung des Außenamtes / Ein Reaktionär und Germanophile / Beim Zaren in Mohileff / Vereitelte Aussprache Buchanans mit dem Zaren / Der englische Botschafter dringt dann in Zarskoje Selo in den Zaren, Protopopoff, den reaktionären Innenminister, zu entlassen / Antibritische Campagne in Rußland / Zarin Marie beim Zaren / Stürmers Entlassung / Der verhängnisvolle Einfluß der Zarin / Ministerpräsident Trepoff / Eine stürmische Dumasitzung / Duma und Volk geeint gegen das Zarenpaar und die okkulten Einflüsse / Bemühungen der Großfürsten und Großfürstinnen um die Entfernung Rasputins / Das letzte Mittel: Rasputins Ermordung / Trauer und Rache der Zarin / Rücktritt des Kabinettes Asquith-Grey.

XXI. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 157

Ernennung des Prinzen Golitzin zum Ministerpräsidenten / Vor eine rPalastrevolution / Buchanans letzte Audienz beim Zaren / Eine dramatische Aussprache / Warnung vor der Katastrophe / Tiefer Eindruck auf den Zaren, doch die Zarin bleibt unbelehrbar / Verbannung des Großfürsten Nikolaus Michailowitsch / Die angesagte Revolution / Konferenz der Delegierten der Verbündeten in Petrograd / Ein dürftiges Resultat.

XXII. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 164

Zusammentritt der Duma / Ferien in Finnland / Bei der Rückkehr nach Petrograd, am 11. März 1917, ein Tramway- und Kutscherstreik / Plünderung der Brotläden / Passivität der Kosaken / Zusammenstöße mit der verhaßten Polizei / Sozialistische Propaganda in den Militärbaracken /

Weigerung des Pavlovsk-Regimentes, auf die Demonstranten zu feuern / Entwaffnung des unbotmäßigen Militärs / Der Zar im Hauptquartier / Rodzianko meldet dem Zaren telegraphisch die Anarchie / Die elfte Stunde des Zarentums / Die Heerführer raten zu Konzessionen / Vertagung der Duma / Beratungen der Truppen / Das aufgebotene Preobrazhenski-Regiment erschießt seine Offiziere / Erstürmung des Arsenals / Vorbereitungen zur Unterdrückung des Aufruhrs / Die Duma bleibt beisammen und ernennt ein Exekutivkomitee / Ratlosigkeit der Regierung / Protopopoff verläßt sein Amt / Cheidze wirft sich zum Führer der Petrograder Garnison auf / Der Zar auf der Fahrt nach Zarskoje Selo / Der Zar ist zu Konzessionen bereit / Zu spät! / Abdankung des Zaren / Das erste revolutionäre Kabinett des Prinzen Lwoff / Großfürst Michael tritt nicht das Erbe Nikolaus' II. an / Sovjet-Prikas Nr. 1.

XXIII. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 174

„Oberst Romanoff" / Zar und Zarin in Haft / Das Zarenpaar wird nach Tobolsk gebracht / Charakteristik Nikolaus' II. / Seine Ehe mit Prinzessin Alix von Hessen / Charakteristik der Zarin. / Fatalismus und Aberglaube / Die Verfassung Rußlands unter Nikolaus II. / Des Zaren Schwäche / Seine angebliche Falschheit / Der Zar und sein Volk / Zar und Orthodoxie / Konnte die Revolution vermieden werden? / Der Abschiedsbefehl des Zaren an die Armee / Iswolskys Erinnerungen an Nikolaus II.

XXIV. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 182

Die Anerkennung der provisorischen Regierung durch die Ententemächte / Buchanans Rechtfertigung gegen die Vorwürfe, die Revolution angezettelt zu haben / Die Fürstin Paley gegen Buchanan / Des englischen Botschafters angebliche Rache am Zaren / Fürstin Paleys Haus: ein Hort der Legenden / Buchanans Beziehungen zu den Gegnern der Autokratie / Buchanans Gedanken über die Reform der Autokratie / Buchanan für das Kabinett Lwoff / Des englischen Botschafters Beziehungen zur Zarenfamilie nach der Revolution / Seine angebliche Untreue gegenüber den einstigen Freunden / König Georgs Bemühungen, den Zaren zu retten / Gescheitert!

XXV. KAPITEL: 1917. . . . . Seite 191

Die Opfer der „unblutigen" Revolution / Regierung und Sovjet / Die Schwäche der Minister / Kerensky: der „starke" Mann / „Freiheit" in Rußland / Vera Figner und Vera Zasoulitsch in der Zarenloge / Trostlose militärische Aussichten / Der Arbeiterrat für einen Frieden ohne Annexionen / Englische Arbeiterführer in Rußland / Ihre Enttäuschung / Ankunft Lenins in Petrograd / Schlechte Aufnahme des Ankömmlings / Verbrüderung zwischen russischen und deutschen Soldaten / Tereschenko über Konstantinopel / Kerensky gegen Miljukoff / Lenin gewinnt doch an Boden / Die Regierung ist unschlüssig / Die Frage der Revision der Verträge / Zurückhaltung russischer politischer Flüchtlinge in England.

XXVI. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 198

Miljukoffs Note über Krieg und Frieden / Der Sovjet mobilisiert daraufhin seine Kräfte / Die Regierung erklärt sich mit Miljukoff solidarisch / Der

Sovjet gibt nach / Der Sovjet immerhin Herr der Armee / General Korniloff verlangt besondere Machtvollkommenheiten / Tereschenko für den Frieden mit der Türkei / Die Regierung: eine Autorität ohne Macht; der Sovjet: eine Macht ohne Autorität / Gutschkoffs Demission / Koalition mit dem Sovjet / Rücktritt Miljukoffs / Kerensky: Kriegsminister / Seine Propagandareisen an die Front / Tereschenko als Minister des Äußern / Insultierung der Zarin Marie in der Krim / Abberufung Paléologues / Buchanan vor den sozialdemokratischen Ministern / Tseretelli, Skobeleff, Chernoff / Die Ziele der politischen Parteien / Die Bolschewiken.

XXVII. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 208

Die englische Regierung will Buchanan durch Henderson ersetzen / Henderson in Petrograd / Die russische Regierung für Buchanan / Dieser bleibt / Die Sommeroffensive Kerenskys / Nach anfänglichen Erfolgen: Zusammenbruch und Auflösung der Armee / Kraftprobe zwischen Regierung und Sovjet / Die Bolschewiken unterliegen noch einmal.

XXVIII. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 214

Katastrophale Lage an der russischen Front / Schwäche der Regierung gegenüber dem Sovjet / Lwoffs Demission / Kerensky: Ministerpräsident / Rekonstruktion der Regierung / Tereschenko gegen Kerensky / Die Stockholmer Konferenz / Rußlands Unterstützung durch die Westmächte / Nabokoffs Mantelnote / Prinz Krapotkin über die Zukunft / Maßregeln zur Disziplinierung der Armee / Die Moskauer Konferenz / Kerensky und Korniloff in Moskau / Die Konferenz bringt kein entscheidendes Resultat.

XXIX. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 224

Staatsstreich-Gerüchte / Der Fall von Riga / Der Gegensatz zwischen Kerensky und Korniloff / Eine Falle für Korniloff / Der General wird nach Petrograd berufen / Seine Gehorsamsverweigerung / Vermittlungsversuche der Ententebotschafter / Ablehnung durch die Regierung / Das Unheil nimmt seinen Lauf / Korniloff marschiert auf Petrograd / Seine Verhaftung / Seine Vorzüge und Fehler / Die Schuld Kerenskys.

XXX. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 231

Der Sovjet gewinnt wieder an Einfluß / Der Sovjet verweigert der Koalitionsregierung Kerenskys die Anerkennung / Proklamierung der Republik / Der demokratische Kongreß / Verkhovsky als Kriegsminister / Vorstellungen Englands, Frankreichs und Italiens wegen der militärischen und inneren Lage Rußlands / Scharfe Zurückweisung durch Kerensky / Verlangen nach einer englischen Flottendemonstration am Skagerrak / Ein Provisorischer Rat / Die Alliiertenkonferenz in Paris / Rußlands Vertretung bei der Konferenz / Die Sovjets verlangen eine eigene Vertretung.

XXXI. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 239

Gerüchte über eine Bolschewiken-Erhebung / Demission Verkhovskys / Der Provisorische Rat gegen die Regierung / November-Unruhen in den Vorstädten / Die Bolschewiken schreiten zur Tat / Die Garnison geht zu ihnen über / Die Minister im Winterpalais / Kerensky will Truppen von der

Front holen / Die Kosaken verweigern den Gehorsam / Die Kronstädter Flotte vor Petrograd / Belagerung und Beschießung des Winterpalais / Sturm auf den Sitz der Regierung / Verhaftung der Minister / Heldenmut der Frauen und der jugendlichen Kadetten / Lenin-Trotzky an der Macht / Der allrussische Sovjetkongreß an die Kriegführenden / Vorschlag eines sofortigen Waffenstillstandes und eines Friedens ohne Annexionen / Angeblich geplante Ermordung Buchanans / Flucht Korniloffs aus dem Gefängnis / Die englische Botschaft unter dem Schutze betrunkener Militärschüler / Kämpfe um die Telephonzentrale / Vollkommenes Versagen und Flucht Kerenskys / Auch die Kosaken Krasnoffs schließen sich den Bolschewiken an.

XXXII. KAPITEL: 1917 . . . . . Seite 247

Würdigung Kerenskys / Lenin und Trotzky: die wirklich starken Männer / Krise in der bolschewistischen Partei / Kohlen- und Lebensmittelnot / Die Frage der diplomatischen Vertretungen / Das Problem der Friedensbedingungen / Absetzung Dukhonins / Fähnrich Krilenko: Oberbefehlshaber / Protest der militärischen Vertreter der Entente gegen Friedensverhandlungen / Trotzky verlangt die Freilassung der in England festgehaltenen Bolschewiken Tschitscherin und Petroff / Drohung mit Repressalien / Den Engländern wird die Ausreise aus Rußland verwehrt / Verhandlungen mit Trotzky / England gibt nach.

XXXIII. KAPITEL: 1917—1918 . . . . . Seite 257

Buchanans Appell an die russische Öffentlichkeit / Trotzkys Antwort / Buchanans Erkrankung / Ermordung Dukhonins / Waffenstillstand mit den Deutschen / Trunkenheitsorgien in Petrograd / Trotzky fordert diplomatische Visa für seine Kuriere / Neuerliche Repressaliendrohungen / Die Sozialrevolutionäre gegen die Bolschewiken / Konterrevolutionäre Pläne / Weihnachtsabend 1917 / Verschlimmerung in Buchanans Befinden / Er übergibt die Geschäfte der Botschaft an Lindley und rüstet zur Abreise / Trotzkys Friedensappell an die Verbündeten / Ankunft der deutschen Friedensdelegation in Petrograd / Friedensverhandlungen mit Hindernissen / Trotzky will in London einen Vertreter ernennen / Der letzte Tag in Petrograd / Abschied vom Großfürsten Nikolaus / Verabschiedung von der Botschaft.

XXXIV. KAPITEL: 1917—1918 . . . . . Seite 267

Abreise von Petrograd / In Finnland! / In Stockholm / Der Gruß der englischen Regierung / Stürmische Überfahrt von Bergen nach Leith / Daheim, in London! / Empfänge, Begrüßungen, Auszeichnungen, Konferenzen / Physischer Zusammenbruch Buchanans / Fliegerangriff auf London / Unterstützung der weißen Bewegung / Pro und contra / Konflikt mit dem Kabinett / Verweis / Ernennung zum Botschafter in Rom / Die „neue" Diplomatie / Spaziergänge und Fahrten in Italien / Lady Buchanans Krankheit und Tod / Diese Erinnerungen: ein Werk zur Befreiung von niederdrückender Trauer.

NACHWORT . . . . . Seite 275

THOMAS RHODES

KÜHLMANN, WIE ER WIRKLICH IST

Umfang 100 Seiten Kleinoktav
Preis broschiert M 2.50, Halbleinwand M 3.50

Ein englischer Schriftsteller gibt auf Grund authentischen Materials — Rhodes hat damals in nächster Nähe Kühlmanns gelebt — ein genaues Bild von der Londoner Tätigkeit des früheren deutschen Staatssekretäres und Außenministers, seiner von der Obersten Heeresleitung und von der Marine stets durchkreuzten Verständigungs- und Bündnispolitik und der von ihm zustande gebrachten, in Deutschland aber verheimlichten Verträge, durch die Europas Frieden und Wohlfahrt auf lange Zeit hätten gesichert sein können.

*

ERNEST JUDET

GEORGES LOUIS

Umfang 280 Seiten Großoktav
Preis broschiert M 7.—, Halbleinen M 8.50

Eine sensationelle Darstellung der Tragödie des französischen Botschafters in Petersburg, der vor Kriegsausbruch ehrlich bemüht war, entgegen der Katastrophenpolitik der Poincaré und Iswolski den Frieden zu erhalten und der deshalb seines Amtes entsetzt wurde.

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK / BERLIN

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
38098/2